Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

Bd. 3. 1954

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

Visual Library

1954



Heimatkalender

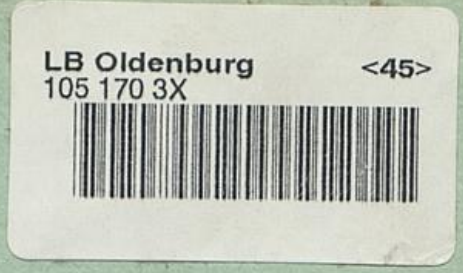
für das

Oldenburger Münsterland

ZS
782

Landesbibliothek Oldenburg

Zs 782
LANDESBIBL.
OLDENBURG
Abt. 33 341
Nr.



Landesbibliothek Oldenburg

Heimatkalender

für das

OLDENBURGER MÜNSTERLAND

1954

Herausgegeben
im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland und in engster Zusammenarbeit mit dem Vorstand des Heimatbundes
von

Dr. Heinrich Ottenjann

Druck und Verlag:
Vechtaer Druckerei und Verlag G. m. b. H., Vechta (Oldb)

Landesbibliothek Oldenburg

Die Umschlagzeichnung lieferte der Architek BDA Karl Kösters, Cloppenburg. Die diesjährigen Monatsbilder wurden der Sammlung des Museumsdorfes entnommen, die Urheber der dem Kalender eingefügten Bilder und Zeichnungen sind unter diesen vermerkt. Das Kalendarium entspricht, von einigen wenigen Ergänzungen abgesehen, in seinem heimatlichen Teil genau dem des Jahres 1953.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Heimatkalender 1953 im Urteil der Fachwelt

Der 2. Vorsitzende des niedersächsischen Heimatbundes schreibt:

„Was Sie im vorigen Jahre so verheißungsvoll versprachen, haben Sie voll erfüllt. Unter dem Dutzend Heimatkalender, die mir bisher ins Haus flogen, bedeutet der Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland nach Inhalt und Form ganz unbestritten die Krone."

Ein Oberkreisdirektor, dem die Heimatkalender 1952 und 1953 vorlagen, urteilt darüber folgendermaßen:

„Ihre Heimatkalender haben mein besonderes Interesse gefunden, weil ich mich schon seit den 20er Jahren mit Heimatkalendern befasse. Ich muß Ihnen ehrlich gestehen, daß sie wohl an der Spitze aller Heimatkalender stehen dürften. Für Ihre vorbildliche Arbeit darf ich Ihnen weiter gute Erfolge wünschen."

Im „Heimatland", der Zeitschrift für Heimatkunde, Heimatschutz und Kulturpflege (Heft 11/12, 1952), dem Organ des niedersächsischen Heimatbundes steht über den diesjährigen Heimatkalender u. a. zu lesen:

„Der Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland, der vom Heimatbund gleichen Namens und den Kreisen Vechta und Cloppenburg gefördert, von Dr. Heinrich Ottenjann herausgegeben, jetzt im 2. Jahrgang vorliegt, bietet wiederum das Beste, was ein echter Heimatkalender aus der Fülle des Heimatgeschehens bieten kann. Alle Gebiete, die einen Heimatfreund berühren, sind in dem Kalender behandelt . . . Dieser geschmackvoll ausgestattete Heimatkalender wird sich mit dieser neuen Ausgabe sicherlich viele neue Freunde gewinnen . . . Wir beglückwünschen Herausgeber, Verlag und Heimatbund zu diesem hervorragenden Kalender, der kaum seinesgleichen hat."

Landesbibliothek Oldenburg

Zum Geleit!

Wiederum geht der Heimatkalender ins Land, und wiederum bringt er viel Schönes und Gutes, Wissenswertes und Unterhaltendes in unsere Familien. Er erzählt von den Neuigkeiten unserer Tage, aber mehr noch von großen und wichtigen Ereignissen, von Sitten und Gebräuchen der alten Zeit. Und das ist, glaube ich, besonders wichtig. Das Kind geht fehl, wenn es die Verbindung mit dem Elternhaus aufgibt. Und wir tun nicht gut, wenn wir Leben und Beten und Schaffen unserer Väter vergessen und nur noch Motorengeknatter hören und flimmernde Bilder auf der Leinwand sehen. Es ist auch nicht richtig, wenn wir das Brauchtum unserer Ahnen, ihre Häuser, ihre Trachten, ihre Bilder gelegentlich als interessante Museumsstücke bewundern. Ich meine, wir müßten die Welt unserer Vorfahren immer wieder betrachten und lebendige Verbindung mit ihr halten. Wir würden sicher gut dabei fahren. Sind nicht die alten Häuser viel mehr „Heim" als manche formlos gebildeten Zweckbauten unserer Zeit, geben sie nicht viel mehr Geborgenheit?

Ob wir uns nicht auch einmal Gedanken machen sollten über die alten Trachten, die oft so unsagbar schön waren? Wir können sie nicht unverändert übernehmen, aber sie könnten uns doch wohl mehr und bessere Anregungen geben als irgendwelche nichtssagenden Modezeitschriften.

Der Heimatkalender zeigt uns jedes Jahr auch schöne, alte, fromme Bildwerke, vor denen früher gebetet worden ist, Bildwerke, die unserer Heimat nach außen hin ein christliches Gepräge gaben und — Gott sei dafür gedankt! — auch heute noch geben, Bilder und Plastiken, die aus einem tiefen Glaubensleben geformt sind. Sie sind der lebendige Ausdruck von dem echten, kernigen religiösen Leben unserer Ahnen. Es ist erfreulich zu sehen, wie auch heute in unserer Heimat viele neue Wegkreuze, Kapellen, religiöse Denkmäler entstehen. Sie legen Zeugnis davon ab, daß in unserer Heimat ein Volk wohnt, das den Glauben und die Glaubensgüter unserer Ahnen zu hüten gewillt ist. Manchmal möchte man allerdings wünschen, daß die Bildwerke etwas mehr von der formschaffenden Glaubenskraft der Alten zeigten. Es bedarf gar keiner Erörterung, daß man über die von uns geschaffenen Werke hinweggehen wird, wenn sie nur schablonenhaft oder nur aus ästhetischen Gesichtspunkten gestaltet sind.

Hin und wieder kann man es erleben, daß Menschen, die viel Geld haben, ihre Wohnung mit guten, alten Plastiken „schmücken" und ihren Besuchern erzählen, daß sie ein künstlerisch wertvolles Bildwerk erworben haben. Das ist sicher nicht der richtige Umgang mit diesen Heiligtümern.

Ich glaube, dieser Heimatkalender wird viel dazu beitragen, Leben und Glauben unserer Vorfahren in unserer Heimat wieder lebendig zu machen. Und ich möchte wünschen, daß wir, in beiden festverwurzelt, die kommende Zeit in der richtigen Weise neu gestalten.

Grafenhorst
Bischöflicher Offizial

Landesbibliothek Oldenburg

Vorwort des Herausgebers

Der im Auftrag des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland herausgegebene Kalender des Jahres 1952, der erste südoldenburgische Heimatkalender, war bereits von allen Heimatfreunden lebhaft begrüßt worden; der Heimatkalender des Jahres 1953 fand noch weit stärkeren Beifall. In welch hohem Maße er anerkannt wurde, erhellt aus den eingangs erwähnten Urteilen. Allgemein wurde betont, daß dieser zweite Heimatkalender des Oldenburger Münsterlandes noch reichhaltiger und wertvoller ausgefallen sei als der erste. Kein Wunder daher, daß er auch weit mehr Abnehmer fand, als Familien- und Heimatbuch sich noch mehr durchsetzte; ist er doch aus der Heimatliteratur des Oldenburger Münsterlandes heute schon nicht mehr wegzudenken.

Für den Wert des Kalenders spricht aber auch die starke Anerkennung, die er außerhalb der heimatlichen Grenzen fand. Es ist kein Zweifel, daß unser Heimatkalender eine werbende Kraft ausübt, die dem gesamten Oldenburger Münsterland zugute kommt. Möge daher auch der Kalender des Jahres 1954 der Heimat neue Freunde gewinnen helfen!

Der Verlag hat sich dankenswerterweise Mühe gegeben, den neuen Kalender — vor allem, was das Papier betrifft — noch ansprechender zu gestalten, ihn in diesem Jahre zum ersten Mal auch noch mit Kunstdruck-Einlagen auszustatten. Ihm sei dafür herzlichst gedankt! Aufrichtiger Dank aber gebührt auch allen Mitarbeitern, den altbewährten sowohl wie all denen, die neu hinzugekommen sind; ihr Verdienst ist es in erster Linie, daß auch für das Jahr 1954 hiermit ein Heimatkalender vorgelegt werden kann, der an Reichhaltigkeit und innerem Wert hinter seinen Vorgängern nicht zurückbleibt.

Im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland
Dr. Heinrich Ottenjann

Landesbibliothek Oldenburg

JANUAR

1.	**Fr.**	**Neujahr** **Beschneidung des Herrn**
2.	Sa.	Adelhard, Stephanie
2. Woche		Ev.: Namen Jesu. Lukas 2, 21.
3.	**So.**	**Namen Jesu-Fest**
4.	Mo.	Titus, Benedikta
5.	Di.	Eduard, Telesphorus
6.	**Mi.**	**Ersch. der Hl. 3 Könige**
7.	Do.	Valentin, Reinhold
8.	Fr.	Severin
9.	Sa.	Julian, Adrian
3. Woche		Ev.: Der zwölfjährige Jesus im Tempel. Luk. 2, 42—52.
10.	**So.**	**1. nach Erscheinung,** **Fest der hl. Familie**
11.	Mo.	Theodosius, Alwin
12.	Di.	Ernst
13.	Mi.	Veronika, Gottfried
14.	Do.	Hilarius, Felix
15.	Fr.	Paulus der Einsiedler
16.	Sa.	Marcellus
4. Woche		Ev.: Hochzeit zu Kana Joh. 2, 1—11.
17.	**So.**	**2. nach Erscheinung**
18.	Mo.	Petri Stuhlfeier in Rom
19.	Di.	Martha, Kanut
20.	Mi.	Fabian und Sebastian
21.	Do.	Agnes, Meinhard
22.	Fr.	Vinzenz und Anastasius
23.	Sa.	Raymund, Emerentiana
5. Woche		Ev.: Der Hauptmann von Kapharnaum. Matth. 8, 1—13.
24.	**So.**	**3. nach Erscheinung**
25.	Mo.	Pauli Bekehrung
26.	Di.	Polykarp
27.	Mi.	Johannes Chrysostomus
28.	Do.	Petrus Nolaskus
29.	Fr.	Franz von Sales
30.	Sa.	Martina, Adelgunde
6. Woche		Ev.: Der Sturm auf dem Meere. Matth. 8, 23—27.
31.	**So.**	**4. nach Erscheinung**
		Johannes Bosco

1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig zu bestehen auf.

1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl.-Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis Landesgrenze). Im Jahre 1953 wurde sie wieder abgebaut.

4. 1931 † Pfarrer Anton Stegemann, Lohne, der christlich-soziale Vorkämpfer des Oldenburger Landes.

5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.

5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum Vechta.

5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.

7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die Cloppenburg und übereignete dem Alexanderkapitel in Wildeshausen für die ihm von diesem überlassene Mühle und Liegenschaften des Erbes Hemmelsbühren zwei Höfe in Essen.

13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.

19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehrendomherr.

19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial.

21. 1845 † Maria Johanna von Aachen, geb. von Amboten - Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster.

22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.

Januar

La belle, pour braver le froid, avec courage
Passe du pont glace le perilleux passage;
La nature semblant de glace se couvrir,
Pour commencer le tems par un nouveau plaisir.

Die Schöne will mutvoll die Kälte abwehren,
Und wagt es, die gläserne Brücke aus Eis zu befahren.
Natur scheint deshalb mit Eis sich zu wappnen,
Um anfangs des Jahres ein neues Vergnügen zu bringen.

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

FEBRUAR

1.	Mo.	Ignatius v. A., Brigitte
2.	Di.	Mariä Lichtmeß
3.	Mi.	Blasius, Ansgar
4.	Do.	Andreas Corsini Rabanus Maurus
5.	Fr.	Agatha
6.	Sa.	Titus, Dorothea, Otilde
7. Woche		Ev.: Gleichnis v. Unkraut unter dem Weizen. Matth. 13, 24—30.
7.	So.	**5. nach Erscheinung** Ronald, Richard
8.	Mo.	Johannes von Matha
9.	Di.	Cyrillus, Apollonia
10.	Mi.	Scholastika
11.	Do.	Mariä Ersch. in Lourdes
12.	Fr.	7 Stifter d. Servitenord.
13.	Sa.	26 Märtyrer v. Japan
8. Woche		Ev.: Von d. Arbeitern im Weinberge. Matth. 20, 1—16.
14.	So.	**Septuagesima** Valentin, Bruno
15.	Mo.	Faustinus und Jovita
16.	Di.	Juliana
17.	Mi.	Engelbert
18.	Do.	Flavianus, Simeon
19.	Fr.	Konrad, Susanna
20.	Sa.	Eleutherius, Eucharius
9. Woche		Ev.: Gleichnis vom Säemann. Luk. 8, 4—15.
21.	So.	**Sexagesima** Eleonore
22.	Mo.	Petri Stuhlfeier in Ant.
23.	Di.	Petrus Damian
24.	Mi.	Matthias
25.	Do.	Walburga
26.	Fr.	Mechtild
27.	Sa.	Leander
10. Woche		Ev.: Das Geheimnis des Leidens. Luk. 18, 31—43.
28.	So.	**Quinquagesima** Oswald

1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche.

2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.

3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).

3. 1926 † Eduard Brust - Cloppenburg, Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger der Stadt.

5. 1937 † Heinrich Averdam-Stukenborg, Ök.-Rat, 1. Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding - Vechta, Geistl. Studienrat, Heimatschriftsteller.

9. 1870 Großer Brand in Löningen.

10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die Schweden.

10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters Vechta.

11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtissin.

15. 1953 † Hauptlehrer Franz Ostendorf, Langförden, verdienter Heimatforscher und -schriftsteller.

20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine, Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).

23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burgvikar in Dinklage, theologischer Schriftsteller.

24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg, Kaplan.

25. 1946 † Dr. L. Averdam-Oythe, Dechant, Ehrendomherr, Heimatschriftsteller.

27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der Pferdezucht.

Februar

Pour se dedommager de l'hiver outrageux,
Le monde court le bal, la musique, le jeux;
En masque se voulant des voluptès repaitre,
Il se fait, tel qu'il est, par elle mieux connaitre.

Dem unerträglichen Winter zum Trotze
Ergeht sich die Welt auf dem Ball, mit Musik und im Scherz.
Maskiert bringt jedes Vergnügen Ergötzen.
Er gibt sich, so wie er ist, um sie zu erkennen.

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

MÄRZ

1.	Mo.	Albinus, Suitbert
2.	Di.	Simplicius
3.	Mi.	Aschermittwoch
4.	Do.	Kasimir
5.	Fr.	Friedrich, Theophil
6.	Sa.	Perpetua und Felizitas
11. Woche		Ev.: Die Versuchung Christi. Matth. 4, 1—11.
7.	**So.**	**1. Fastensonntag** Thomas v. Aquin
8.	Mo.	Johannes v. Gott, Gerhard
9.	Di.	Franziska v. Rom
10.	Mi.	40 Märtyrer (Quatemb.)
11.	Do.	Rosina, Wolfram
12.	Fr.	Gregor I., d. Gr. (Quat.)
13.	Sa.	Euphrosina (Quatemb.)
12. Woche		Ev.: Verklärung Christi. Matth. 17, 1—9.
14.	**So.**	**2. Fastensonntag** Mathilde, Meta
15.	Mo.	Klemens M. Hofbauer
16.	Di.	Heribert
17.	Mi.	Patricius, Gertrud
18.	Do.	Cyrill v. Jerusalem
19.	Fr.	Joseph
20.	Sa.	Joachim, Gerda
13. Woche		Ev.: Austreibung eines Teufels. Luk. 11, 14—28.
21.	**So.**	**3. Fastensonntag** Benedikt
22.	Mo.	Nikolaus v. d. Flüe
23.	Di.	Otto, Eberhard
24.	Mi.	Erzengel Gabriel
25.	Do.	Mariä Verkündigung
26.	Fr.	Liudger
27.	Sa.	Johannes v. Damaskus
14. Woche		Ev.: Die wunderbare Brotvermehrung. Joh. 6, 1—15.
28.	**So.**	**4. Fastensonntag** Johannes v. Kapistran
29.	Mo.	Berthold, Ludolf
30.	Di.	Roswitha, Quirinus
31.	Mi.	Guido, Cornelia

5. 1922 Gründung des Heimatmuseums f. d. Oldenburger Münsterland in Cloppenburg.

6. 1911 † Dr. Hermann Dingelstad-Münster, Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta.

6. 1938 † Dr. theol. et phil. August Bahlmann OMF-Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.

7. 1852 † Jos. Heinr. Ant. Beckering - Lastrup, Dechant.

16. 1823 † Bernard Heinrich Haskamp-Vechta, Generaldechant.

16. 1844 † Hermann Heinrich Fortmann - Vechta, Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Verfasser zahlreicher Schriften philosophischen und historischen Inhalts.

17. 1951 † Heinr. Schulte - Friesoythe, Landw. - Rat, Heimatschriftsteller.

20. 1869 † Franz van der Wal-Dinklage, Gründer der mechanischen Weberei.

22. 1625 † Otto v. Dorgelo - Lohne, Dompropst in Münster.

22. 1946 † Clemens August Graf v. Galen-Dinklage, Bischof von Münster, Kardinal.

31. 1812 † J. B. Gerst-Damme, Domprediger und Generalvikariatsassessor in Osnabrück, theol. Schriftsteller.

März

Sitot, que le soleil ses amours renouvelle,
Aux champs le vieillard ses jeunes gens rapelle:
Connaissant ce qu'il faut, pour toutes les saisons,
Il donne à ses enfans les provides leçons.

Die Sonne erneuert die Liebe zur Erde,
Und schon weist das Alter der Jugend den Weg auf die Felder.
Zu jeder Jahreszeit weiß es, was nottut,
Und gibt sein Wissen vorsorglich weiter den Kindern.

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

APRIL

1.	Do.	Hugo, Theodora
2.	Fr.	Franz von Paula
3.	Sa.	Richard, Konrad
15. Woche		Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde. Joh. 8, 46—59.
4.	**So.**	**Passionssonntag**
5.	Mo.	Vinzenz Ferrer
6.	Di.	Isolde
7.	Mi.	Hermann Joseph
8.	Do.	Walter
9.	Fr.	7 Schmerzen Mariä
10.	Sa.	Ezechiel, Mechtildis Bernadette
16. Woche		Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem. Matth. 21, 1—9.
11.	**So.**	**Palmsonntag**
		Leo der Große
12.	Mo.	Julius
13.	Di.	Hermenegild
14.	Mi.	Justinus
15.	Do.	Gründonnerstag
16.	**Fr.**	**Karfreitag**
17.	Sa.	Karsamstag
17. Woche		Ev.: Auferstehung Christi. Mark. 16, 1—7.
18.	**So.**	**Ostersonntag**
19.	**Mo.**	**Ostermontag**
		Emma, Werner
20.	Di.	Hildegard, Viktor
21.	Mi.	Konrad, Anselm
22.	Do.	Lothar
23.	Fr.	Georg
24.	Sa.	Adalbert
18. Woche		Ev.: Der Osterfriede. Joh. 20, 19—31.
25.	**So.**	**Weißer Sonntag**
		Markus, Erwin
26.	Mo.	Kletus u. Marzellinus
27.	Di.	Petrus Canisius
28.	Mi.	Paul vom Kreuz
29.	Do.	Petrus d. Märtyrer
30.	Fr.	Katharina v. Siena

1. 1919 † Holzenkamp-Lohne, Dechant und Ehrendomherr.

1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Heimatdichter und Mitbegründer des Heimatbundes.

10. 1855 † Georg Schade-Essen, Pfarrer in Scharrel, vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.

11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding - Lohne, bedeutender Heimatschriftsteller.

13. 1911 † Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in Münster, bekannter Literaturhistoriker.

13. 1945 Zerstörung des Quatmannshofes im Museumsdorf Cloppenburg.

15. 1831 Errichtung des kath. Offizialats in Vechta und Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Cloppenburg und Vechta.

16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe, Dechant und Domkapitular.

23. 1774 † Joh. Itel Sandhoff-Osnabrück, Vogt in Dinklage, Verfasser einer Geschichte der Osnabrücker Bischöfe.

23. 1799 Eröffnung der Königs-Apotheke in Cloppenburg.

24. 1824 † Matth. Jos. Wolffs - Vechta, Pfarrer in Löningen, Verfasser von Predigten.

25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta.

28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in Cloppenburg.

April

Zephir calmant les airs, accompagnè de Flore,
Qui mille belles fleurs sous ses pas fait eclore,
Annonce le printems; deja le jardinier
Avec sa belle va les arbres transplanter.

Die lauen Lüfte verkünden den Frühling,
Die Blüten durchbrechen die harte Kruste der Erde:
Denn jetzt erscheinen Zephir und Flora.
Und schon will der Gärtner verpflanzen das Bäumchen nach draußen.

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

MAI

1.	Sa.	Philippus und Jakobus
19. Woche		Ev.: Der gute Hirt. Joh. 10, 11—16.
2.	**So.**	**2. Sonntag nach Ostern**
		Athanasius
3.	Mo.	Kreuzauffindg., Alexander
4.	Di.	Monika, Florian
5.	Mi.	Pius V.
		Schutzfest des hl. Joseph
6.	Do.	Johannes v. d. lat. Pforte
7.	Fr.	Stanislaus, Gisela
8.	Sa.	Ersch. d. Erzeng. Michael
20. Woche		Ev.: Noch eine kleine Weile. Joh. 16, 16—22.
9.	**So.**	**3. Sonntag nach Ostern**
		Muttertag
10.	Mo.	Isidor, Bauer
11.	Di.	Mamertus
12.	Mi.	Pankratius
13.	Do.	Servatius
14.	Fr.	Pachomius
15.	Sa.	Sophie
21. Woche		Ev.: Verheißung des hl. Geistes. Joh. 16, 5—14.
16.	**So.**	**4. Sonntag nach Ostern**
		Johannes Nepomuk
17.	Mo.	Paschalis
18.	Di.	Venantius, Erich
19.	Mi.	Petrus Cölestinus
20.	Do.	Bernardin v. Siena
21.	Fr.	Felix
22.	Sa.	Julia
22. Woche		Ev.: Die Kraft des Gebetes. Joh. 16, 23—30.
23.	**So.**	**5. Sonntag nach Ostern**
		Desiderius, Giesbert
24.	Mo.	Johanna
25.	Di.	Gregor VII., Urban I.
26.	Mi.	Philipp Neri
27.	**Do.**	**Christi Himmelfahrt**
28.	Fr.	Wilhelm
29.	Sa.	Maximin
23. Woche		Ev.: Jüngerzeugnis und Jüngerlos. Joh. 15, 26—16, 4.
30.	**So.**	**6. Sonntag nach Ostern**
31.	Mo.	Angela Medici

1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Delmenhorst.

1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne—Hesepe und Holdorf—Damme.

1. 1907 Lohne wurde Stadt.

2. 1843 † Anton Siemer-Bakum, Landdechant.

3. 1901 † Dr. Jos. Wennemer - Vechta, Prälat, Gymn.-Direktor.

6. 1892 † Jos. Schrandt-Löningen, Ehrendomherr

6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.

8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta—Schwichteler (7. Juni 1914: Vechta-Cloppenburg).

12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.)

13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche-Vechta.

13. 1926 † Bernhard König - Löningen, Apotheker, Landtagsabg., verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimatmuseums.

16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königsmark erstürmt.

20. 1307 † Heinrich von Oythe (Friesoythe), Gründer der theol. Fakultät Wien.

27. 1891 † Franz Terbeck-Vechta, Seminardirektor, Prälat.

27. 1922 † Gerhard Tepe-Vechta, Offizial.

28. 1811 Großer Brand in Essen. (147 Häuser vernichtet).

Mai

La fraicheur du matin, la nature riante,
Et des près arrosès la verdure brillante
Ravissent le berger; mais son plus doux bonheur
Qui l'enchante encor plus, est de Doris le coeur.

Wie kühl ist der Morgen! Es lächelt die Welt.
Der Tau und das Grün auf den Wiesen entzücken den Hirten.
Als süßestes Glück bezaubert ihn ganz
Vor aller Natur der Doris vielglückliches Herz.

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

JUNI

1.	Di.	Regina, Theobald	●
2.	Mi.	Erasmus	
3.	Do.	Klothilde	
4.	Fr.	Walter Quirinius	
5.	Sa.	Bonifatius	
24. Woche		Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn. Joh. 14, 23—31.	
6.	**So.**	**Pfingstsonntag**	
7.	**Mo.**	**Pfingstmontag**	
8.	Di.	Medardus	☽
9.	Mi.	Primus u. Felizian (Quat.)	
10.	Do.	Margarethe	
11.	Fr.	Barnabas (Quatember)	
12.	Sa.	Johannes v. Fac. (Quat.)	
25. Woche		Ev.: Das Geheimnis der hl. Dreifaltigkeit. Matth. 28, 18—20.	
13.	**So.**	**Dreifaltigkeitsfest** Antonius v. Padua	
14.	Mo.	Basilius	
15.	Di.	Vitus	
16.	Mi.	Benno	◉
17.	**Do.**	**Fronleichnam** Rainer, Adolf	
18.	Fr.	Markus und Marcellus	
19.	Sa.	Gervasius und Protasius	
26. Woche		Ev.: Vom großen Abendmahl. Luk. 14, 16—24.	
20.	**So.**	**2. Sonntag nach Pfingsten** Silverius	
21.	Mo.	Aloysius	
22.	Di.	Paulinus	
23.	Mi.	Edeltraud	☾
24.	Do.	Johannes der Täufer	
25.	Fr.	Herz-Jesu-Fest Prosper Wilhelm	
26.	Sa.	Johannes und Paulus	
27. Woche		Ev.: Freund der Sünder und Zöllner. Luk. 15, 1—10.	
27.	**So.**	**3. Sonntag nach Pfingsten** Ladislaus, Siebenschläfer	
28.	Mo.	Leo II.	
29.	**Di.**	**Peter und Paul**	
30.	Mi.	Pauli Gedächtnis	●

1. 1809 † Ferd. Math. Driver, ältester Heimatschriftsteller.

1. 1927 Wirbelsturm in Auen und Holthaus.

2. 1917 † Dr. Bernhard Brägelmann-Vechta, Professor.

4. 1879 † Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden, Prof. der Exegese, Münster.

5. 1940 † Wilhelm Schulte-Scharrel, Pfarrer, hervorragender Kenner der saterländischen Mundart.

6. 1865 † Joh. Heinrich Krogmann-Lohne, Begründer der Lohner Pinsel- und Bürstenindustrie.

6. 1915 † Karl Willoh - Vechta, Pfarrer, Heimatschriftsteller.

7. 1870 † A. H. Wilking - Langförden, Lehrer, Verfasser von Jugendschriften.

9. 1650 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße).

16. 1804 † St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis, 69 Jahre, als letzter Richter in Essen.

18. 1252 Walram von Monschau, seine Frau Jutta und deren Mutter Sophie traten alle ihre Rechte in der Grafschaft Vechta an den Bischof Otto II. von Münster ab.

18. 1877 Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser vernichtet).

18. 1916 † Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Heimatforscher.

23. 1832 † Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer und Dechant in Badbergen, Verfasser theologischer Schriften.

30. 1803 Übergang der Ämter Vechta und Cloppenburg an das Herzogtum Oldenburg.

30. 1848 † Bernh. Mönig-Essen, Pfarrer, Heimatschriftsteller

Juni

L'été brille partout, la saison est charmante:
Pêchès belles, pêchès, prenès à vos souhaits,
Par double pêcherie, oh! qu'elle est ravissante!
Des poissons par hameau, des coeurs par vos attraits.

Es funkelt der Sommer! Welch reizende Zeit!
Ihr Fischerinnen und Fischer, sucht nach euren Wünschen.
Doch doppelten Fang — o, das ist bezaubernd! —
Den Fisch mit der Angel, die Herzen durch liebreiches Wesen.

Landesbibliothek Oldenburg



Iunius.

Landesbibliothek Oldenburg

JULI

1.	Do.	Fest des kostbaren Blutes, Theobald
2.	Fr.	Mariä Heimsuchung, Otto
3.	Sa.	Hyazinth, Bertram
28. Woche		Ev.: Der reiche Fischfang. Luk. 5, 1—11.
4.	**So.**	**4. Sonntag nach Pfingsten** Berta, Ulrich
5.	Mo.	Ant. Maria Zaccaria
6.	Di.	Thomas Morus
7.	Mi.	Willibald
8.	Do.	Kilian ☽
9.	Fr.	Veronika, Dieter, Leonore
10.	Sa.	Sieben Brüder
29. Woche		Ev.: Gerechtigkeit des neuen Bundes. Matth. 5, 20—24.
11.	**So.**	**5. Sonntag nach Pfingsten**
12.	Mo.	Joh. Gualbertus
13.	Di.	Margarete
14.	Mi.	Bonaventura
15.	Do.	Heinrich
16.	Fr.	Skapulierfest
17.	Sa.	Alexius
30. Woche		Ev.: Zweite wunderbare Brotvermehrung. Mark. 8, 1—9.
18.	**So.**	**6. Sonntag nach Pfingsten** Arnold, Friedrich
19.	Mo.	Vinzenz von Paul
20.	Di.	Hieronymus
21.	Mi.	Praxedis
22.	Do.	Maria Magdalena
23.	Fr.	Apollinaris, Liborius ☾
24.	Sa.	Christina
31. Woche		Ev.: Warnung vor den falschen Propheten. Matth. 7, 15—21.
25.	**So.**	**7. Sonntag nach Pfingsten** Jacobus
26.	Mo.	Anna
27.	Di.	Pantaleon
28.	Mi.	Innozenz I., Viktor I. ●
28.	Mi.	Martha, Felix II.
30.	Fr.	Wiltrud
31.	Sa.	Ignatius v. Loyola

6. 1543 Bischof Franz von Münster führt durch Magister Hermann Bonnus aus Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein.

7. 1933 † Bernard Kramer - Lohne, Verfasser der Schrift über die Lohner Industrie.

9. 1912 † Dr. theol. Bernhard Neteler - Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen.

10. 851 Überführung der Reliquien des hl. Alexander nach Wildeshausen.

10. 1534 Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.

10. 1840 † Joh. Heinr. Niemann-Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.

10. 1900 † Friedr. Schröder-Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.

11. 1905 Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte.

15. 1932 † Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ök.-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.

16. 1774 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße).

18. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.

20. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.

25. 1949 † August Hackmann-Cloppenburg, Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes.

29. 1915 † Heinrich Gründing-Vechta, Seminarlehrer.

Juli

Peintre, qui vous traces le riant paisage
Dans tous les ornemens du ravissant été;
Gardes vous, que l'amour dans votre coeur blessè
Ne trace de Philis trop vivement l'image.

Maler, du zeichnest vortrefflich den Sommer,
Die ganze Schönheit liegt über der lachenden Landschaft.
Doch hüte das liebeverwundete Herz,
Damit nicht zu lebhaft erscheint das Bild deiner Phyllis.

Landesbibliothek Oldenburg



Iulius

Landesbibliothek Oldenburg

AUGUST

32. Woche		Ev.: Der untreue Verwalter. Luk. 16, 1—9.
1.	**So.**	**8. Sonntag nach Pfingsten** Petri Kettenfeier
2.	Mo.	Alfons von Ligouri
3.	Di.	Auffindg. d. hl. Stephanus
4.	Mi.	Dominikus
5.	Do.	Maria Schnee, Oswald
6.	Fr.	Verklärung Christi ☽
7.	Sa.	Kajetan, Donatus
33. Woche		Ev.: Jesus weint über Jerusalem. Luk. 19, 41—47.
8.	**So.**	**9. Sonntag nach Pfingsten** Cyriakus
9.	Mo.	Petrus Faber
10.	Di.	Laurentius
11.	Mi.	Tiburtius und Susanna
12.	Do.	Klara, Hilarius
13.	Fr.	Hippolit und Kassian
14.	Sa.	Eusebius
34. Woche		Ev.: Gleichnis vom Pharisäer u. Zöllner. Luk. 18, 9—14.
15.	**So.**	**10. Sonntag n. Pfingsten** Fest Mariä Himmelfahrt
16.	Mo.	Joachim, Rochus
17.	Di.	Hyazinth, Emilie
18.	Mi.	Helena
19.	Do.	Johannes Eudes
20.	Fr.	Bernhard
21.	Sa.	Franziska v. Chantal ☾
35. Woche		Ev.: Heilung eines Taubstummen. Mark. 7, 31—37.
22.	**So.**	**11. Sonntag n. Pfingsten** Timotheus, Philibert
23.	Mo.	Philippus Benitius
24.	Di.	Bartholomäus
25.	Mi.	Ludwig, Gregor
26.	Do.	Zephyrinus
27.	Fr.	Joseph von Cal.
28.	Sa.	Augustinus ●
36. Woche		Ev.: Gleichnis v. barmherzigen Samaritan. Luk. 10, 23—37.
29.	**So.**	**12. Sonntag n. Pfingsten** Johannes' Enthauptung
30.	Mo.	Rosa von Lima
31.	Di.	Raymund, Isabella

1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums in Vechta.

3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg-Ihorst, letzter Direktor des Vechtaer Burgmannskollegiums, Verfasser historischer Abhandlungen.

4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer in Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer des Dammer Krankenhauses.

5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße).

8. 1684 Großer Brand in Vechta.

8. 1933 † Gerh. Ostendorf-Vechta, Justizrat 1899 bis 1924.

11. 1888 Eröffnung der Bahn Löningen—Essen.

11. 1902 Großer Brand in Cloppenburg

13. 1841 † Bernhard Romberg-Dinklage, Cellist, zuletzt in Hamburg.

19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und Reichstagsabgeordneter.

20. 1934 erfolgte der erste Spatenstich zum Museumsdorf Cloppenburg.

20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.

21. 1875 † Dr. Heinrich Rump-Essen, Schriftsteller.

21. 1914 † Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgelvirtuose.

23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.

24. 1730 Gottfried Steding-Vechta, Kapitelsdirektor und Pfarrer.

24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg (vom Krapendorfer Tor bis zur Mühle).

26. 1821 Großer Brand in Scharrel.

27. 1846 † Bernh. Jos. Hackstätte - Essen, Kaplan, Heimatschriftsteller.

August

Auprés de sa bouteille, en bonne compagnie
Tous les travaux soufferts le moissoneur oublie;
Sous l'ombre agreable il goute un court repos,
Pour se faire aprés mieux bruler son pauvre dos.

Die Flasche voll Rotwein, in guter Gesellschaft
Vergißt unser Schnitter die Arbeit, die seiner noch wartet.
In linderndem Schatten genießt er die Ruhe,
Um später das Brennen im Rücken leichter zu tragen.

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

SEPTEMBER

1.	Mi.	Aegidius
2.	Do.	Stephan
3.	Fr.	Erasmus
4.	Sa.	Rosalia, Irmgard, Ida
37. Woche		Ev.: Zehn Aussätzige. Luk. 17, 11—19.
5.	**So.**	**13. Sonntag n. Pfingsten** Laurentius, Justiniani ☽
6.	Mo.	Magnus, Zacharias
7.	Di.	Regina, Korbinian
8.	Mi.	Mariä Geburt, Hadrian
9.	Do.	Gorgonius
10.	Fr.	Nikolaus aus Tolentino
11.	Sa.	Protus und Hyazinthus
36. Woche		Ev.: Gottes Vatergüte. Matth. 6, 24—33.
12.	**So.**	**14. Sonntag n. Pfingsten** Mariä Namensfest ♌
13.	Mo.	Notburga
14.	Di.	Kreuzerhöhung
15.	Mi.	7 Schmerzen Mariä (Quatember)
16.	Do.	Cornelius und Cyprian
17.	Fr.	Hildegard, Lampertus (Quatember)
18.	Sa.	Joseph v. Cup. (Quat.)
39. Woche		Ev.: Jüngling von Naim. Luk. 7, 11—16.
19.	**So.**	**15. Sonntag n. Pfingsten** Januarius ☾
20.	Mo.	Eustachius
21.	Di.	Matthäus
22.	Mi.	Thomas v. Vill., Moritz
23.	Do.	Linus, Thekla
24.	Fr.	Gerhard
25.	Sa.	Kleophas
40. Woche		Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers. Luk. 14, 1—11.
26.	**So.**	**16. Sonntag n. Pfingsten**
27.	Mo.	Kosmas und Damian ♍
28.	Di.	Wenzeslaus
29.	Mi.	Erzengel Michael
30.	Do.	Hieronymus

1. 1824 † Trenkamp - Strücklingen, Pastor, Altertumsforscher.

1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.

1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezucht.

4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Begründer der Lohner Industrie.

6. 1943 † Zu Höne-Vestrup, Pfarrer, heimatkundlicher Familienforscher.

8. 1931 † Bernard Dinkgrefe - Addrup b. Essen, Dechant und Pastor Primarius Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.

9. 1678 † Christoph Bernhard v. Galen, Fürstbischof.

9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor, Gründer und langjähriger Leiter des kath. oldbg. Lehrervereins

12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer.

14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Verfasser verschiedener Schriften heimatkundlichen Inhalts.

17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Ferdinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.

20. 1929 † Grönheim-Löningen, Prof., Jubilarpriester.

26. 1929 † August Kl. Quade-Vechta, Professor am Seminar.

27. 1719 † Herbert Wichmann - Oythe, einziger Glockengießer im Lande Oldenburg.

28. 1868 † Friedr. Aug. Clodius - Lohne, Zigarrenfabrikant.

30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.

September

L'automne offre ses dons, et un nouveau plaisir
Des arbres on les va joyeusement cueillir;
Peine agréable à tous, car la tendre jeunesse
Tant qu'elle peut, là bas, à les aider, s'empresse.

Mit neuem Vergnügen schickt man sich an,
Des Herbstes Geschenk von den Bäumen freudig zu pflücken;
Die zarte Jugend selbst müht sich nach Kräften,
Kriechend am Boden, zu helfen — ganz leicht ist die Arbeit.

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

OKTOBER

1.	Fr.	Remigius
2.	Sa.	Leodegar
41. Woche		Ev.: Das Hauptgebot. Matth. 22, 34—46.
3.	**So.**	**17. Sonntag n. Pfingsten** Erntedankfest
4.	Mo.	Franz von Assisi
5.	Di.	Placidus ☽
6.	Mi.	Bruno
7.	Do.	Sergius
8.	Fr.	Brigitta
9.	Sa.	Dionysius, Günther
42. Woche		Ev.: Der rechte Gebrauch der irdischen Güter. Matth. 9, 1—8.
10.	**So.**	**18. Sonntag n. Pfingsten** Franz v. Borgia, Viktor.
11.	Mo.	Protus
12.	Di.	Maximilian
13.	Mi.	Eduard
14.	Do.	Kallixtus I., Burchard
15.	Fr.	Theresia, Thekla
16.	Sa.	Hedwig, Gerhard
43. Woche		Ev.: Vom königlichen Gastmahl Matth. 22, 1—14.
17.	**So.**	**19. Sonntag n. Pfingsten** Kirchweihfest
18.	Mo.	Lukas ☾
19.	Di.	Petrus von Alkantara
20.	Mi.	Wendelin
21.	Do.	Hilarion, Ursula
22.	Fr.	Ingbert, Kordula
23.	Sa.	Severin, Joh. v. Kapistran
44. Woche		Ev.: Jesus heilt den Sohn des königl. Beamten. Joh. 4, 46—53.
24.	**So.**	**20. Sonntag n. Pfingsten** Raphael
25.	Mo.	Crispin und Crispinian
26.	Di.	Evaristus
27.	Mi.	Sabina
28.	Do.	Simon u. Judas Thaddäus
29.	Fr.	Narzissus, Dietrich
30.	Sa.	Serapion, Dorothea
45. Woche		Ev.: Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht. Matth. 18, 23—35.
31.	**So.**	**21. Sonntag n. Pfingsten Christkönigsfest**

1. 1802 † Sigismund Hoynd - Langförden, Pfarrer, „der Overberg des Oldenburger Münsterlandes".

1. 1835 Eröffnung des Postwagenverkehrs von Vechta nach Ahlhorn.

1. 1885 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn.

1. 1894 Gründung der landwirtschaftlichen Winterschule in Dinklage, der ältesten derartigen Lehranstalt des Münsterlandes.

1. 1906 Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppenburg nach Friesoythe.

3. 1948 † Julius Bröring, Verfasser eines zweibändigen Werkes über das Saterland.

3. 1946 † Joseph Haskamp, Friesoythe - Vechta, Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.

5. 1939 † Wilhelm Kotthoff-Vechta Direktor des Gymnasiums.

16. 1899 † Möhlmann-Essen, Dechant, Erbauer der Kirche (1870—75) und des Krankenhauses (1893) in Essen.

17. 1912 † Franz Diebels-Dinklage, Seminarmusiklehrer, Komponist.

19. 1945 † Franz Meyer-Holte b. Damme, Landtagsabgeordneter.

25. 1400 Graf Nikolaus v. Tecklenburg trat die Herrschaft über Amt und Burg Cloppenburg nebst Friesoythe und Barßel an Bischof Otto von Münster ab.

26. 1922 † Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter.

30. 1880 † Clemens August Trenkamp-Lohne, Gründer der Fa. Trenkamp.

Oktober

Bacchus ses doux tresors dispense en abondance;
Tout est plein de ses dons, les vignes, les jardins:
Les vendangeurs deja meditans les festins,
Attendent leur Patron, pour commencer la danse.

Die süßen Schätze verteilet Gott Bacchus;
Im Überfluß wuchern die Gaben in Gärten, an Hängen.
Die Pflücker denken bereits an die Feier,
Erwarten mit Spannung den Herrn, daß der Tanz dann beginne.

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

NOVEMBER

1.	**Mo.**	**Allerheiligen**
2.	Di.	Allerseelen
3.	Mi.	Hubert ☽
4.	Do.	Karl Borromäus
5.	Fr.	Zacharias und Elisabeth
6.	Sa.	Leonhard
46. Woche		Ev.: Der Zinsgroschen. Matth. 22, 15—21.
7.	**So.**	**22. Sonntag n. Pfingsten** Engelbert, Willibrord
8.	Mo.	Vier gekrönte Märtyrer
9.	Di.	Theodor
10.	Mi.	Andreas Avellinus
11.	Do.	Martin von Tours
12.	Fr.	Kunibert
13.	Sa.	Stanislaus Kostka
47. Woche		Ev.: Auferweckung der Tochter des Jairus. Matth. 9, 18—26.
14.	**So.**	**23. Sonntag n. Pfingsten** Josaphat
15.	Mo.	Albertus Magnus
16.	Di.	Gertrud
17.	Mi.	Gregor der Wundertäter Buß- und Bettag ☾
18.	Do.	Odo, Abt
19.	Fr.	Elisabeth von Thüringen
20.	Sa.	Felix von Valois
48. Woche		Ev.: Das Ende der Welt. Matth. 24, 15—35.
21.	**So.**	**24. Sonntag n. Pfingsten Totensonntag** Mariä Opferung
22.	Mo.	Cäcilia
23.	Di.	Klemens, Felizitas
24.	Mi.	Johannes vom Kreuz
25.	Do.	Katharina
26.	Fr.	Konrad
27.	Sa.	Willehad
49. Woche		Ev.: Wiederkunft Christi zum Gericht. Luk. 21, 25—33.
28.	**So.**	**1. Adventssonntag** Anfang des Kirchenjahres (Geschlossene Zeit)
29.	Mo.	Saturnin, Eberhard
30.	Di.	Andreas

1. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Cloppenburg.

4. 1258 † Johannes von Wildeshausen (Johannes Teutonicus).

8. 1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in Vechta, des ältesten Krankenhauses des Oldenburger Münsterlandes.

9. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Vechta.

9. 1826 † Bernhard Overberg, einsichtiger Förderer und Reformator der kath. Volksschulen

10. 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August, Verzicht auf die Thronfolge. Oldenburg wurde Freistaat.

10. 1918 † Friedrich Graf v. Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.

15. 1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage—Lohne.

15. 1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück—Cloppenburg—Oldenburg (17. Okt. 1875 von Oldenburg—Quakenbrück).

15. 1933 † Direktor Johann Wewer - Cloppenburg, bedeutender Schulmann und Schriftsteller.

17. 1875 † Franz Bramlage - Lohne, Begründer der Lohner Korkindustrie.

18. 1885 † Bernhard Holthaus sen - Dinklage, Maschinenfabrikant, Begründer der Holthausschen Maschinenfabrik.

18. 1887 Großer Brand in Dinklage.

19. 1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg) wird auch kirchlich dem Bischof von Münster unterstellt; bis dahin hatte es kirchlich zum Bistum Osnabrück gehört.

28. 1821 † Andreas Romberg - Vechta, Komponist, zuletzt in Gotha.

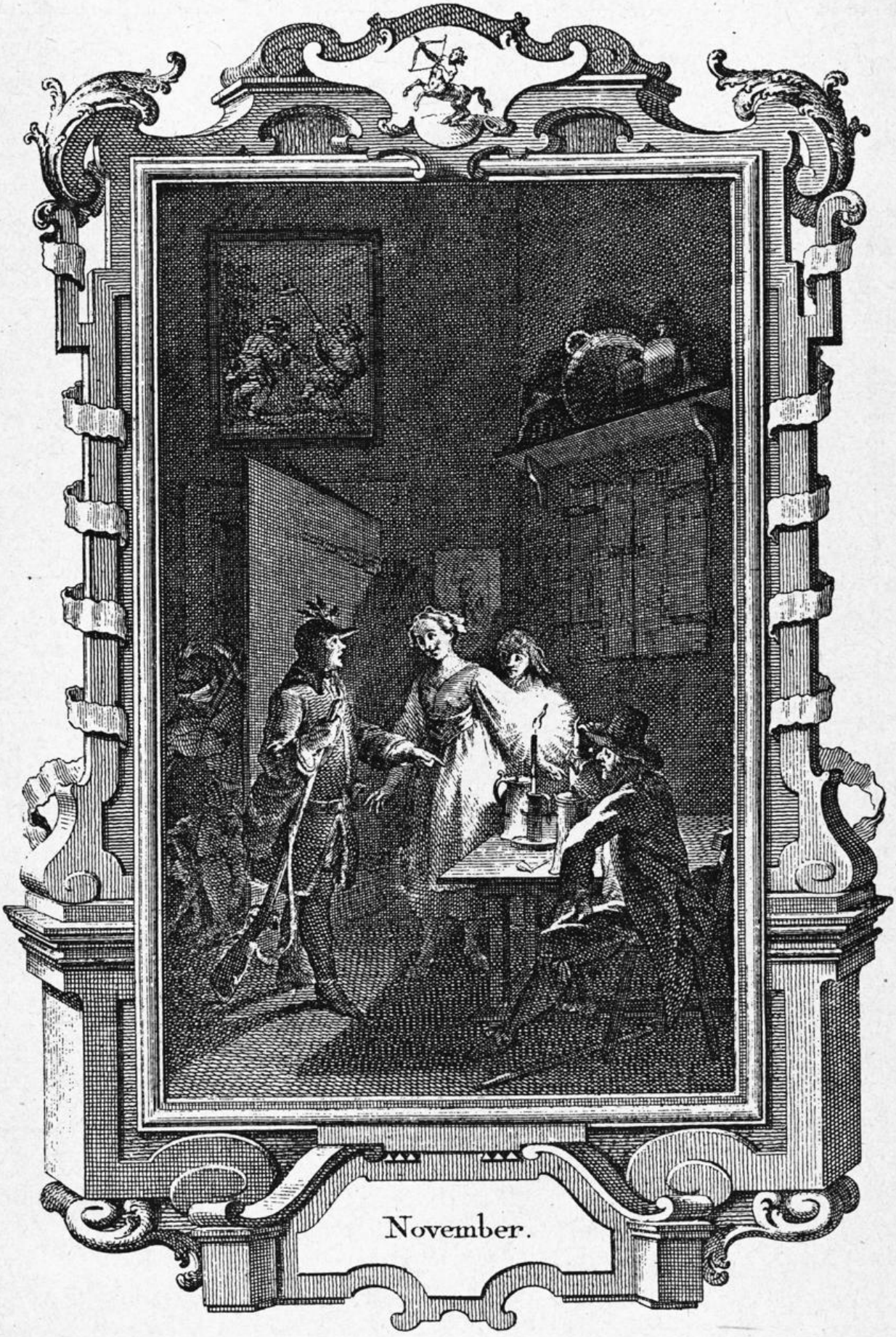
29. 1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bildhauer.

November

La nuit sombre, trop tôt au chasseur survenue
A qui pour son plaisir le jour trop diminue,
Le contraint de sortir de la vaste forêt,
Et de se retirer au pauvre cabaret.

Zwar freut den Jäger die Kürze der Tage;
Doch heute ereilte die Nacht ihn zu rasch und zu schnell.
Sie zwang ihn, den weiten Forst zu verlassen,
Die Schritte zu lenken in dieses armselige Gasthaus.

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

DEZEMBER

1.	Mi.	Eligius, Arnold
2.	Do.	Bibiana
3.	Fr.	Franz Xaver ☽
4.	Sa.	Barbara
50. Woche		Ev.: Gesandtschaft des Täufers. Matth. 11, 2—10.
5.	**So.**	**2. Adventssonntag**
6.	Mo.	Nikolaus, Bischof
7.	Di.	Ambrosius
8.	**Mi.**	**Mariä Empfängnis**
9.	Do.	Anastasia
10.	Fr.	Melchiades
11.	Sa.	Damasus
51 Woche		Ev.: Das Zeugnis des hl. Johannes. Joh. 1, 19—28.
12.	**So.**	**3. Adventssonntag**
13.	Mo.	Lucia
14.	Di.	Nikasius
15.	Mi.	Christiana (Quatember)
16.	Do.	Eusebius, Adelheid
17.	Fr.	Lazarus (Quatember) ☾
18.	Sa.	Christoph, Wunibald (Quatember)
52. Woche		Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste. Luk. 3, 1—6.
19.	**So.**	**4. Adventssonntag**
20.	Mo.	Christian
21.	Di.	Thomas
22.	Mi.	Beata, Jutta
23.	Do.	Dagobert
24.	Fr.	Adam und Eva
25.	**Sa.**	**1. Weihnachtstag**
53. Woche		Ev.: Das Zeichen, dem widersprochen wird. Luk. 2, 33—40.
26.	**So.**	**2. Weihnachtstag** Stephanus (Offene Zeit)
27.	Mo.	Johannes Evangelist
28.	Di.	Fest der unschuld. Kinder
29.	Mi.	Thomas von Canterbury
30.	Do.	David, Lothar
31.	Fr.	Sylvester

2. 1895 † Pfarrer Dr. C. L. Niemann - Cappeln. Heimatschriftsteller.

3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsat, Mitbegründer des Heimatbundes.

7. 1892 † Dr. Wulf - Lastrup, Dechant, Heimatforscher.

8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.

8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.

11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.

11. 1837 † Josef Renschen - Dinklage, Dechant, eifriger Sammler.

14. 1932 † Bernard Bünger-Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.

20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.

20. 1933 † Josef Meyer - Hemmelsbühren, Ökonomierat.

24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.

24. 1623 Niederbrennung des Dorfes Altenoythe durch Mansfeldsche Truppen.

25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert-Vechta, Lokalhistoriker.

30. 1934 † Heinrich Klingenberg-Lohne, Kunstmaler.

Dezember

La joie se repand encor dans les houlettes:
On jase auprés du feu, sans epargner fleurettes;
Des belles par musique et jeux on tend aux coeurs
Oh! que l'amour du tems radoucit les rigeurs!

Die Freude kehrt ein in die Stube der Spinner;
Man plaudert am Feuer und wägt nicht die schäkernden Worte.
Die Liebe hebt auf die Kälte des Winters,
Musik und Frohsinn rühren die Herzen der Schönen.

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

Unsere Monatsbilder

Die Monatsbilder des diesjährigen Heimatkalenders sind erlesene Kostbarkeiten. Die frische, lebensvolle Darstellung der einzelnen Monate muß jeden Betrachter erfreuen. Zum andern aber haben wir ein besonderes Recht, diesen Bildern gerade im Kalender für das Oldenburger Münsterland einen Platz einzuräumen. Unter den Schätzen des Museumsdorfes fand sich ein schmaler, hoher Band aus vergilbter Pappe. Beim Öffnen erschienen, aufs schönste erhalten, zwölf Blätter handgeschöpften Papiers, auf denen unsere Kupferstiche abgezogen waren.

Eingefaßt sind die Bilder in immer wieder verschieden gestaltete Rahmen krausen Zierwerks, das der Zeichenfreude und Phantasie des Künstlers keine Grenzen gesetzt hat. Einem Schild am unteren Rand mit der Bezeichnung des Monats entspricht im oberen Teil des Rahmenwerks das Zeichen des jeweiligen Sternbildes, unter dem der Monat steht.

Die Darstellungen selbst gehen auf zwei Gruppen von Vorbildern zurück: auf die Schäferszenen der galanten Zeit des Rokoko — man nehme als Beispiel das Bild des Monats Mai — und auf die Darstellungen aus dem Alltagsleben des Volkes, wie sie die holländischen Meister so vollendet gestaltet haben, und wie es das Dezemberbild zeigt. Gerade dieses Bild, der Blick in die winterliche Gesindestube, gibt einen lebendigen Ausschnitt aus dem Treiben des Volkes. Am flammenden Kamin hat sich eine fröhliche Gesellschaft gefunden, Männer und Frauen. Während die Frauen alle einer Beschäftigung nachgehen, am Spinnrad, am Klöppelkissen oder mit der Nähnadel, glauben die Burschen, tagsüber schon genug getan zu haben; sie bringen mit Bier, Gesang und mit den Tönen des Dudelsacks die rechte Feierabendstimmung.

Wer aufmerksam die Bilder betrachtet, wird auch das Jahr der Entstehung finden; es ist auf dem Augustbild in lateinischen Buchstaben einer Tafel eingefügt: MDCCLVI, 1756.

Unter jedem Bild steht in schönen, „gestochenen" Buchstaben ein Monatsvers in französischer Sprache. Der Raum ließ es nicht zu, diese Verse an ihrem Ort wiederzugeben. Sie sind zur linken Seite, unter dem Kalendarium, zugleich mit der deutschen Übersetzung gedruckt. Jeder Kundige merkt an der Sprachform und der Rechtschreibung, daß sich die französische Sprache — ebenso wie die deutsche — in den letzten zwei Jahrhunderten stark gewandelt hat.

Auch über den Künstler geben uns die Bilder Aufschluß. Auf der Unterkante der Kupferplatte (auf unserer Wiedergabe nicht mehr sichtbar) hat er seinen Namen eingestochen: J. E. Nilson, Maler und Stecher, Mitglied der kaiserlichen Akademie zu Augsburg, steht da in lateinischer Sprache geschrieben. Dieser Johann Esaias Nilson aus Augsburg war einer der bekanntesten und meistbeschäftigten Kupferstecher seiner Zeit. Werke seiner Hand haben sich in vielen Museen und Bibliotheken in ganz Europa erhalten. Als Miniaturenmaler, Zeichner und Aquarellist beherrschte er vorzüglich die Formen des Rokoko; gleichzeitig war er die anregende Kraft für Formgebung und bildnerischen Schmuck der Porzellan- und Fayence-Kunst. Als der 1721 Geborene im Alter von dreißig Jahren die Malergerechtigkeit seines Vaters übernahm, da hatte er schon bei mehreren Meistern eine gute Ausbildung in den verschiedensten Kunstzweigen erworben; nicht die schlechtesten Lehrjahre waren die unter der Anleitung seiner Eltern, Andreas und Rosina Barbara Nilson, die beide als Miniaturenmaler einen Namen hatten. Kurz nach seiner Berufung in die kaiserliche Akademie, im Jahre 1756, hat Johann Esaias unsere Monatsbilder geschaffen. Drei Jahre später wurde er Direktor der Augsburger Stadtakademie, die er bis kurz vor seinem Tode leitete. Er starb 1788.

Über eine freiherrliche Schloßbibliothek des Oldenburger Münsterlandes kamen unsere Monatsbilder in den Besitz des Museumsdorfes.

Klaus Gruna

Landesbibliothek Oldenburg

Das Bauerntum am Scheidewege

Die Geschichte der Menschheit hat eine Fülle von Wandlungen im Lebensstil der einzelnen Stände heraufgeführt, und oft genug sind in solchen Vorgängen ganze Ständegruppen (z. B. die Ritterschaft) aufgerieben worden und untergegangen. Nur ein Stand hat bislang alle diese Veränderungen überstanden und die einzelnen Stilelemente souverän in seine überkommenen Lebensformen eingefügt, ohne das Leben selber aufs Spiel zu setzen: der Bauernstand. Er war daher in der Erscheinungen Flucht stets ein Hort der Beständigkeit und Gesundheit. Man kann diesen Tatbestand nicht als Rückständigkeit deuten; denn es gibt eine echte Kulturgeschichte des Landes, nicht minder reich als die der Städte, aber sie vollzog sich ohne jene hastigen Sprünge über Abgründe hinweg oder gar in sie hinein, wie wir es in der Kulturgeschichte der Städte beobachten können. Die sprichwörtliche Bedächtigkeit des Bauern bewahrte ihn vor kulturgeschichtlichen Abenteuern. Aus grauer Vorzeit reicht daher seine Kulturgeschichte noch sichtbar und lebendig bis in die Gegenwart hinein.

Die Neuzeit mit ihrer Rationalisierung und Technisierung hat nun aber eine Entwicklung heraufgeführt, die das Antlitz der Erde und die Lebensformen der Menschheit von der Wurzel her verändert, und es erhebt sich daher die ernste Frage, ob wir nicht den geschichtlichen Augenblick in der Gegenwart durchleben, worin sich auch die Kultur des Landes in eine folgenschwere Krise begibt, die vielleicht das Ende einer nach Jahrtausenden zählenden Kultur bedeuten könnte. Wir wollen hier weder als Pessimisten noch als falsche Propheten auftreten, sondern in aller Sachlichkeit die Vorgänge prüfen. Unserer Ansicht nach verfügt das Land noch über ein mächtiges Potential menschlich ungebrochener Kräfte, die aktiviert werden könnten. Vielleicht lassen sich dann aber auch Auswege und Heilmittel aus der gegenwärtigen Situation finden, die ein Patient benutzen wird, wenn er gesund bleiben oder wieder gesund werden will. Der bäuerliche Mensch schätzt ja von den Vitalwerten, von den Werten des Lebens also, nichts so hoch wie die Gesundheit, und deshalb wird er jedem Rat gerne geöffnet sein, der ihm für die Zukunft gegeben wird.

Was bedeuten Rationalisierung und Technisierung für das Leben allgemein und besonders für das Leben des Landes? Diese Frage kann hier nur in einigen entscheidenden Punkten beantwortet werden. Rationalisierung bedeutet vor allem, daß alle Vorgänge und Ereignisse nur noch mit den Maßstäben der ratio, d. h. des Verstandes, gemessen werden. Die kalte, rechnerische, kalkulierende Vernunft wird zur alleinigen Instanz erhoben. Das Herz, die Gefühle und Sinne werden ausgeschaltet, die Liebe und auch der Glaube und die Hoffnung scheiden aus dem Leben aus, wenn sie dem Verstande widersprechen. Das ganze Leben bekommt einen Zug von Berechnung. Alles, was bislang in gläubigem Vertrauen geschah, wurde in einem über Jahrhunderte währenden Prozeß seiner inneren Substanz beraubt und als Aberglaube bezeichnet, alles, was aus der Liebe und der Hoffnung zu größten Kulturleistungen geführt hatte, wurde bis in seine innersten seelischen Zusammenhänge hinein entblößt und preisgegeben. Die Göttin Vernunft triumphierte, und die Menschheit jubelte ihr zu, um spät, allzu spät, zu bemerken, wie arm sie geworden war. Rationalisierung bedeutet also in einem ganz bestimmten Sinne das Gegenteil von dem, was man immer von ihr erwartet, nämlich nicht Reichtum, sondern Armut. Rationalisierung mag den Geldbeutel füllen, aber sie läßt das Herz klein und krank werden. Nur, wer um diese Gefahr weiß, wird sich dieser Verarmung erfolgreich widersetzen können.

Sicherlich, auf der einen Seite hatte der Rationalismus zu hervorragenden Entdeckungen geführt. Die Wissenschaften ließen einen Fortschritt aufkommen, der die ganze Welt und auch das ganze menschliche Leben unter ihre Kontrollen brachte. Aber dieser Fort-Schritt hatte den Menschen aus seiner Geborgenheit im Geheimnis der Natur und der Seele und schließlich von Gott selber fort-schreiten lassen: In einsamer Höhe blickte der Mensch über s e i n e Welt und mußte erkennen, daß er die Welt seines S c h ö p f e r s verlor. Dieser Augenblick stellte ihn in die Entscheidung, und wir stehen heute mitten in dieser Krise; denn Krisis heißt Entscheidung. Wenn der Mensch in solcher Einsamkeit verharrt, muß er auf die Dauer untergehen. Wird er es vorziehen,

Landesbibliothek Oldenburg

in den Schoß des Lebens, in die Heimat seiner Herkunft, zu Gott zurückzukehren? Um diese Heimkehr zu Gott geht es heute. Das ist eine recht schwierige Heimkehr; denn der Mensch wird ja all das, was er gesehen und erkannt hat, nicht vergessen können, aber diese Heimkehr ist allein notwendend! Wir haben gleichsam noch einmal unerlaubterweise vom Baume der Erkenntnis gegessen und sind darum weiter denn je von der Pforte des Paradieses verstoßen. Der Heimweg ist doppelt und mehrfach so weit geworden als je zuvor. Aber wir müssen diesen Heimweg antreten, wenn wir nicht umkommen wollen.

Bislang lag das Land des Bauern gleichsam unmittelbar vor den Toren des Paradieses; denn der Mensch sollte die Erde bebauen, von der er genommen. Jahrtausende hindurch hat der bäuerliche Mensch diesen Auftrag erfüllt, in Gehorsam und Treue, aber auch in Glaube, Hoffnung und Liebe. Nun aber hat sich die Ratio, die kalte Vernunft, hinzugesellt und spaltet dieses Grundverhalten auf in viele Einzelakte. Rationalisierung bedeutet, daß der Bauer zum Farmer wird, der Hof zum Betrieb, die Felder zur Produktionsstätte werden. Mit Chemikalien und Maschinen, mit Organisationen und Behörden, mit Parteien und Parlamenten steht er in einem ununterbrochenen Lebenskampf. Er ringt nicht mehr zuerst und vor allem mit der Natur, sondern mit den Mächten der Vernunft. Welcher Wandel im bäuerlichen Leben! Sein ihm sprichwörtlich zugelegter eigener „Verstand", der aus einem Verstehen der Natur gebildet wurde, reicht nicht mehr aus. Nun muß er Verordnungen und Gesetze, chemische Formeln und physikalische Proportionen kennen. Er muß die Ideologien der gesellschaftlichen Gruppen unterscheiden und auf der Hut sein, daß man ihn nicht hier oder dort übertölpeln will. Alles zusammen bedeutet es, daß der kalte Verstand siegen will, und das würde bedeuten, daß der König der Scholle zum Funktionär erniedrigt wird. Ein konkretes Beispiel, das für viele andere steht: Bald wird es auf dem Lande nicht einmal mehr die natürliche Fortpflanzung des Tierbestandes geben. Schon bieten sich die Besamungsstationen an, um selbst die Befruchtung des Lebens zur künstlichen Handhabe, zu einer Technik, zu machen. Was liegt näher, als von diesen Stationen her eines Tages die Rasse und Art des Viehbestandes selber zu diktieren. Denn die befehlende Vernunft kennt nur den Erfolg, die Leistungssteigerung, die Produktionserhöhung, den materiellen Gewinn. Haben wir aber auch schon mal überlegt, was hierbei an Lebenswirklichkeit verloren geht? Der Bauernhof auf dem Wege zur Fabrik!

Das also ist die andere Seite der Rationalisierung: die Technisierung. Sie ist nichts anderes als die Überlistung der Natur, die Überwindung der natürlichen, der jahreszeitlichen und sogar tageszeitlichen Gebundenheit. Ist sie nicht auf dem Wege, die Schöpfung zu überwinden? Technisierung heißt, die Vorgänge verkürzen und Zeit gewinnen, nicht jene lebendige Zeit, darin der wunderbare Wandel der Jahre sich in immer neuen Gewändern bietet, sondern die tote Zeit, leer und nackt. Technisierung bedeutet Emanzipation, Loslösung von den Bindungen des Lebens, um eine „Freiheit" zu gewinnen, die den Menschen zwar von den Gesetzen der lebendigen Natur zu lösen scheint, um ihn zugleich unter die Abhängigkeit des chemisch-physikalischen Gesetzes zu stellen, das nichts anderes als die differenzierte Wiederkehr des Naturgesetzes ist, nur diesmal in aller Strenge und Lieblosigkeit; denn eine Maschine ist und bleibt ein totes Gerät, dessen Bewegungen, Aktionen und Wirkkräfte wohl nach Pferdestärken, niemals aber nach Seelenstärke gemessen werden können. Der seelische Bereich wird immer enger. Schon sind wir bereit, unsere Weiden mit einem elektrisch geladenen Strom einzugrenzen. Ob man ihn nicht eines Tages auch mit Starkstrom laden kann, um den Menschen an jenes Gefängnis zu fesseln, das er sich selber gebaut hat?

In eben dem Maße, wie die Rationalisierung und Technisierung auf das Land vordringt, verwandelt sich das Leben des Landes. Dieser Vorstoß hat erst in den letzten fünfzig Jahren begonnen und nimmt an Heftigkeit von Jahr zu Jahr zu. Fast ein doppeltes Jahrhundert hindurch hat das Land erfolgreich Widerstand geleistet, nun aber ist es mitten in den Strudel hineingerissen. Zunächst erfolgte die Aufschlüsselung des Landes durch den Verkehr, der heute bis an jede Hoftür führt, die vor Jahren noch fernab von der nächsten Bahnstation lag. Der Rundfunk trägt Stunde für Stunde die Nachrichten in jedes Haus, auch in jenes, das vorher nur zum Sonntag vielleicht die Zeitung erhielt. Es soll hier gewiß nicht in rückständigen und antiquierten Vorstellungen gedacht werden. Aber wir müssen

Landesbibliothek Oldenburg

bedenken, daß nunmehr auch das Land in die öffentliche Meinungsbildung hineingerissen und damit den gleichen Giften ausgesetzt wird, die seit langer Zeit schon die Entwicklung der Städte bestimmten. Viel unvorbereiteter als über die Menschen der Städte kommt dies alles wie ein Sturzbach über den bäuerlichen Menschen. Und nur so erklärt es sich, daß hier der Materialismus über Nacht eine Ausprägung finden konnte, wie ihn die Stadt kaum gekannt hatte. In der Begleitung des Materialismus folgt aber immer auch das Heidentum, die Lösung des Menschen von Gott. Als im 19. Jahrhundert die Aufklärung des Materialismus die Städte erfaßte, gesellte sich die seelisch-geistige und religiöse Entwurzelung hinzu. Genau diesen Prozeß durchläuft heute das Land, während sich in den Städten schon wieder Grund zu neuem Leben zeigt, stürzt es selber steil hinunter in die Grundlosigkeit, und diesen Absturz muß man lebensgefährlich nennen.

Was könnte und müßte angesichts dieser Situation, die hier nur in einigen Strichen gekennzeichnet werden konnte, geschehen? Wir können das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen. Man würde die vorstehenden Zeilen völlig falsch verstehen, wenn man annehmen würde, der Verfasser wollte in romantischer Denkweise einen vergangenen Traum beschwören. Die Rationalisierung und Technisierung werden über das Land den Sieg davontragen, daran ist nicht mehr zu zweifeln, die Lawine rollt unhaltbar. Und wir wollen und dürfen nicht verkennen, daß hier auch Segen gestiftet wird, indem ja auch viele Bedingungen überwunden werden, die als altes Gepäck unnötig aus der Vergangenheit mitgeschleppt wurden. Es wird auch eine ganze Reihe von Notwendigkeiten zur Erfüllung gebracht. Das Leben auf dem Lande wird dem Menschen neue Chancen bieten. Aber es geht eben um die rechte Nutzung dieser Möglichkeiten, es geht ja um den Menschen! Denn die Kultur ist nicht eine Sache von Gegenständen, die man später in Museen bewundern kann, sondern eine Angelegenheit des lebendigen Menschen. Sinn und Aufgabe unserer Museen ist es ja, zu lernen, wie der M e n s c h auf den culta, den Saaten seiner Äcker, die cultura, die Kultur seines Lebens, zu errichten vermochte. Alle Museen aber lehren, daß immer dort Kultur gegeben war, wo der Mensch H e r r seiner selbst war. Es hat nie eine Kultur von Sklaven gegeben. Die Aufgabe lautet also, daß der freie Bauer nicht zum Sklaven der neuen Mittel werde. Man muß ihn also befähigen, mit den Maschinen, Fahrzeugen und Geräten als Herr und nicht als Diener umzugehen. Konkret: Der bäuerliche Mensch muß wissen, in welchem Maße es seiner Freiheit dient, sich in sein Auto zu setzen, um an dieser oder jener Veranstaltung teilzunehmen. Er muß auch wissen, wann er zu Hause bleiben sollte. Er muß weiterhin wissen, wann er den Radioapparat andreht oder abschaltet. Er muß lernen, wie er sinnvoll jene Zeit ausfüllt, die ihm seine Maschinen ersparen. Er muß also ganz neu befähigt werden, seine M u ß e, seine Freizeit zu leben, aus der Kultur und Kult allein ihren Ursprung nehmen. Bloße Arbeit führt nie zur Kultur. Man arbeitet, um das Leben sinnvoll und dankbar zu Gott, dem Spender des Lebens, zu l e b e n. Hier liegen die großen Aufgaben einer ländlichen Erwachsenenbildung, der ländlichen Schulen und nicht zuletzt der kirchlichen Arbeit im Dorf und auf dem Lande. Wir brauchen z. B. eine neue Landschule, die Jahrzehnte hindurch eine Stätte bloßer Aufklärung war, wir brauchen eine ganz neue seelsorgliche Bemühung, die mehr als bloße Betreuung überkommener Formen ist (die garnicht mehr da sind), wir benötigen dringend zutreffende Büchereien auf dem Lande und neue Gemeinschaftsbildungen, die den Einzelmenschen stark machen und die Nachbarschaft erneuern. Kurz: Den Menschen des Landes wieder zum mündigen Träger seines Lebens und damit der aus ihm entspringenden Kultur zu machen, jener Kultur, die n o c h greifbar ist, in wenigen Jahrzehnten aber untergegangen sein wird, wenn wir den entscheidenden Augenblick heute ungenutzt verstreichen lassen; das ist die Entscheidung am Scheidewege.

W a l t e r R e s t

F. F.

Int Isenbaohnafdail wören Lüe, dai mit dai Schlagwörter üm sick tau schmeeten. S.M. Seine Majestät, — B.B.B. Bums-bis-buten, M.W. Machen wir usw. As August bie dai Station utsteg, segg hai: „Na ja, — dann man F.F." Ainer wüß dormit nich wat antaufangen. Hai trück dat Fenster herunner un frög den August, wat F.F. bedüdde? „Fiel Fergnügen," segg hai.

B e r n a r d B e c k e r

Landesbibliothek Oldenburg

Das heiße Eisen

Was wir damit meinen? — Nun, ein aktuelles Thema, das von geschichtlicher Bedeutung ist: Das Verhältnis von Einheimischen und Vertriebenen. Ich weiß, an einem heißen Eisen kann man sich die Finger verbrennen. Wir sind jedoch ganz ohne Furcht. Verbrannte Finger schmerzen, ohne gefährlich zu sein. Gefährlich sind jedoch ein heißer Kopf und ein kaltes Herz, denn sie bewirken den Tod einer jeden sachlichen Betrachtung. Was sagen aber ein kalter Kopf und ein warmes Herz zu diesem Thema? — Zunächst einmal, daß dieses Problem in seiner tragischen Schicksalhaftigkeit zeitlich und räumlich nie so konzentriert in Erscheinung getreten ist wie heute, daß dieses Problem auch für unsere oldenburgische Heimat eine Frage des alltäglichen Kleinkampfes geworden ist, dem sich keiner entziehen kann noch soll, daß wir Oldenburger nicht nur das Recht, sondern die moralische Verpflichtung haben, uns weder kulturell, religiös noch wirtschaftlich „überfremden" zu lassen. Dies ist die eine Seite des Problems, von uns aus gesehen, die wir uns mit Stolz und Ehrfurcht zu all dem bekennen, was unsere schlichte und bäuerliche Heimat liebenswert macht. Es ist jedoch gefährlich, das Problem nur einseitig zu sehen. Wenn ich als junger Dachs dem Pferdehandel auf dem Stoppelmarkt zusah, dann merkte ich, daß unsere Bauern ein Pferd erst dann beurteilten, wenn sie es von allen Seiten bemustert hatten. Und Siemers Job aus Bühren stand einmal vor einer wunderbar gebauten Kuh: Deuker, watt hew dei vör'n finen Kopp, und als er sie „von hinten" sah: aober dei Melkspägel is nich besünners! — Schau'n wir das Schicksal der Vertreibung auch einmal von einer anderen Seite. Und es ist notwendig, dies zu tun, um ein objektives Urteil zu bekommen und auf Grund dieses Urteils unser Verhältnis zu den Vertriebenen zu gestalten. Geh'n wir dabei von uns aus. Wenn ich nach einem heißen Tag voll Arbeit irgendwo die Tür hinter mir zuschlage, dann bringt mir eine Stunde voll Besinnung unweigerlich die Heimat ins Gedächtnis. Als Kind erlebt man nur die Gegenwart, ohne an gestern oder morgen zu denken. Als Erwachsener führt uns unsere Vernunft über den „Augenblick" hinaus. Sie zwingt uns, kraft ihres erinnernden Gedankens, alles Gewesene, das schon nicht mehr ist, mit dem Gegenwärtigen zu umfassen. Eine Gegenwart ohne Vergangenheit existiert nicht; und ein Mensch, der seine eigene Gegenwart nur empfinden kann ohne Verbindung zu haben mit all dem, aus dem er geboren, mit dem er verwachsen ist, aus dem er seine „Existenz als Mensch" empfing, ist nur ein halber Mensch. Glücklich alle, die nicht den Boden ihrer Väter unter den Füßen verloren! Und so denke auch ich an meine oldenburgische Heimat, an die Zeit meiner Kinder- und Schülerjahre, ans Kühehüten und Kartoffelsuchen, an meine Tauben und Enten, an die Fahrten zum Dümmer, zum entstehenden Museumsdorf, für das wir unreifen Schnösels damals noch weniger Sinn hatten als für ein „Schäferstündchen" oder eine versteckte Zigarette in den Bührener Tannen. Ich denke vor allem an meine engste Heimat, Barßel, an das nordische „Venedig", an die besorgten Eltern, an die ergrauten Seebären, die an der Soeste saßen und ins Wasser spuckten, an den Zwiebelturm unserer Dorfkirche, dessen Spitze man von „Schnapburg" aus durch das Schilf ragen sah. Vieles taucht in mir auf: die Hüllenwege, der Esch, die Flüsse und Moore, wo wir herumgestrolcht. Ich sehe heute in Deutschland und anderen Ländern landschaftlich schönere Gegenden, aber sie würden mir niemals das Stückchen Erde ersetzen, das nun einmal meine Heimat ist. Ich weiß, daß es dir nicht anders ergeht, ob du im Saterland, in Damme, Visbek, Lohne oder Emstek zu Hause bist. — Aber warum sage ich dies? Und warum bist du mit mir in der Liebe zur Heimat, zum Boden unserer Väter, einig? Vielleicht aus einer gewissen Romantik heraus? Wir Oldenburger sind zu nüchtern, um sentimental zu sein. Aber gerade weil wir nüchtern sind, wissen wir, daß die Heimat eine Realität ist, daß sie der Ausgangspunkt unserer materiellen und seelischen Existenz ist, auf die wir nicht verzichten können, ohne uns selbst die Grundlage unseres vollkommenen „Mensch-seins" abzuschneiden.

Hier begegnet uns die zweite Seite des Vertriebenenproblems, das Schicksal der Heimatlosigkeit. Dieses Schicksal ist zu real, um darüber mit einem äußeren Bedauern hinwegsehen zu können. Ist uns die Heimat ein Stück unseres Herzens? Nun, wenn w i r das Glück der Heimat haben, wie steht es

Landesbibliothek Oldenburg

dann um jene, die aus ihrer ebenfalls geliebten Heimat gewaltsam vertrieben wurden? Wenn wir Gott Dank seit Generationen auf dem Hofe unserer Ahnen sitzen, wie steht es dann um die, welche das Erbe ihrer Väter schuldlos verloren? Wenn wir als Handwerker, Kaufleute, Beamte und Arbeiter unser Auskommen haben, wie stellen wir uns zu denen, die vor einem wirtschaftlichen Nichts, vor der Katastrophe materieller Aussichtslosigkeit standen oder noch stehen? — Aus dem Bewußtsein, was uns, den glücklich „Heimatverbliebenen", dieser unser oldenburgischer Boden, unser Wesen, unser Beruf bedeutet, sollen wir wenigstens ahnen, was sie, die Heimatvertriebenen, verloren haben. Aber es genügt nicht, darum zu wissen. Nur das „Hinein-fühlen" in dieses Schicksal, das uneigennützige Verständnis für die soziale und sozialpsychische Situation unserer vertriebenen christlichen Brüder und Schwestern aus dem immerhin deutschen Osten vermag uns den Weg zu zeigen, der von einem Gegen- und Nebeneinander zu einem besseren Miteinander führt.

Was ergibt sich für uns Oldenburger und für unsere Vertriebenen daraus? — Gehen wir von dem sittlich verpflichtenden Grundsatz aus, daß wir aus individuellem und stammesmäßigem Selbsterhaltungstrieb heraus darauf bedacht sein sollen, daß das religiöse, kulturelle und wirtschaftliche Gesamtbild unserer Heimat nicht zerstört wird. Dieser Grundsatz gilt nicht nur für uns heimatverbliebenen Oldenburger, sondern ebenso für unsere Vertriebenen, die ja aus diesem Grundsatz heraus das Recht auf ihre eigene geliebte Heimat betonen. Sie müssen also ein Verständnis aufbringen für das, was den Oldenburgern die Heimat und das Recht auf die Heimat bedeutet. Innerhalb dieses Gesamtrahmens stellt uns die Tragik so vieler Heimatloser in unseren Dörfern und Städten jedoch vor eine dreifache Aufgabe, der wir uns als Christen und Deutsche niemals entziehen dürfen.

Die erste Aufgabe ist psychologischer Natur. Wer wollte daran zweifeln, daß wir Oldenburger insgesamt von bedächtiger, konservativer Natur sind? Keiner soll uns daraus einen Vorwurf machen. Die Schlesier z. B. sind in vieler Hinsicht anderer Art, sind auf Grund ihres Erbes und ihrer Geschichte als Grenzstamm bereits beweglicher. Wenn dieses Temperament infolge materieller Notlage heute noch mehr zum Durchbruch kommt, wer könnte ihnen daraus einen Vorwurf machen? Und wenn unsere Ostdeutschen trotz ihrer bedeutenden Menschen kulturell jünger sind als wir, welcher Vater würde seinem Sohne einen Vorwurf machen deshalb, weil dieser jünger ist als er? Es ist also notwendig, uns in unseren charakterlichen und kulturellen Eigenarten kennen und schätzen zu lernen. Der Reichtum des Seins und auch des völkischen Seins beruht nicht in der Uniformierung — alle Uniformierung und Nivellierung liegt in der untermenschlichen, materiellen Ebene der Quantität —, sondern in der qualitativen Vielfältigkeit des gemeinschaftlichen Ganzen. Oldenburger und Vertriebene bedeuten daher keine Trennung, sondern Ergänzung. Sie sollen sich auf Grund von Einzelfakta nicht pauschal verurteilen, sondern müssen aus der Natur des Menschen und der Not der Zeit heraus gegenseitiges Verständnis zeigen. Da wir als Einheimische jedoch im Besitze der Heimat, eines naturhaften Glückes sind, so ist es unsere Aufgabe, aus dem Bewußtsein dieses Glückes ein positives Verständnis für jene zu haben, die dieses Glück verloren. Denn der Verlust der Heimat, das Opfer des zunächst Realen, des Überkommenen, des von den Vätern Ererbten wirkt sich aus auf das Psychische und Seelische des Menschen. Der Mensch ist eine naturhaft-seelische Einheit. Der Vertriebene ist durch den Verlust seiner Heimat in seiner menschlichen Einheit getroffen. Und alles, was nicht eins ist, ist gespalten, ist fehlerhaft, ist krank. Wir nennen diese oft verborgene Krankheit „Heimweh". Heimweh als Folge gewaltsamer Vertreibung ist keine Sentimentalität! Sie ist eine wirkliche Krankheit, die auf einen Mangel zurückgeht, dessen sich der seelische Mensch bewußt wird. Haben wir Oldenburger dies nicht genügend hinter sowjetischem Stacheldraht gespürt? Wir müssen daher volles Verständnis haben für jenen schlesischen Menschen, der aus Amerika schrieb, sein einziger Wunsch in diesem Leben sei der, nur soviel schlesische Erde zu besitzen, um seine Frau und sein Kind darin begraben zu können.

Die zweite Aufgabe ist ethischer Natur. Es ist kaum möglich, sich in die seelische Verfassung vieler Vertriebenen hineinzufühlen, ohne daraus Folgerungen für unser ethisches Verhalten zu ziehen. Das grundlegende Prinzip der Ethik ist, das Gute zu tun und das Böse zu unterlassen. Was ist aber gut? Was dient der Verbesserung des Verhältnisses zwischen uns Einheimischen und den Heimatlosen? Nun, alles, was dazu

Landesbibliothek Oldenburg

führt, dem vertriebenen Nachbarn, den Vertriebenen in unserer Dorfgemeinschaft in etwa die verlorene Heimat zu ersetzen. Heimatlosigkeit bedeutet wirtschaftliche und seelische Entwurzelung. Es ist zu natürlich, daß ein entwurzelter Mensch infolge wirtschaftlicher Notlage jedem demagogischen Sturm, jedem revolutionären Radikalismus zum Opfer fallen kann, daß er seelisch verbittert und aus dieser Verbitterung selbst an der Untergrabung unserer bürgerlich-bäuerlichen Gesellschaftsstruktur arbeitet. Er wird zum Gärungsstoff unserer heimatlichen Ordnung. Wir sollen aus der Gemeinschaftsverpflichtung, ja aus unserem persönlichen Selbsterhaltungstrieb heraus — selbst unter Opfern — dafür sorgen, daß unseren Vertriebenen im Rahmen des Gesamten die Möglichkeit einer wirtschaftlichen und kulturellen Existenz gegeben wird. Freiwillig und großmütig ein Opfer bringen, ist die beste Garantie dafür, daß wir in Zukunft nicht zum Opfer des Ganzen gezwungen und damit selber entwurzelt werden.

Die dritte Aufgabe ist religiöser Natur. Wir Oldenburger sind Christen, sogar Katholiken. Die christliche Religion ist ein wesentlicher Bestandteil unseres stammesmäßigen Ordnungsbildes, unseres Denkens und Fühlens. Viele unserer Männer haben vor 15 Jahren in heroischer und opferbereiter Tapferkeit aus diesem Denken und Fühlen heraus einen erbitterten Kampf geführt gegen alles, was dieses christliche Ordnungsbild zerstören sollte. Die Heimat ist ihnen zu Dank verpflichtet. Die geschichtliche Situation damals zwang aber dazu, einen Verteidigungskampf, einen Kampf für die Erhaltung des Kreuzes und seines Sinnes zu führen. Die heutige Situation müßte uns dazu führen, von der Verteidigung des christlichen Glaubens zur Aktion aus diesem Glauben heraus überzugehen. Christentum in diesem Sinne ist und war niemals vollkommene Wirklichkeit. Seine einzige Wirklichkeit beruht im stetigen Bemühen um seine Verwirklichung. Unsere Religion bedeutet also für jeden Gläubigen Aufgabe, Aktion. So hat jede Gemeinde, jeder Gläubige durch das Schicksal der Heimatlosigkeit die geschichtliche Chance, sich christlich am Mitmenschen zu bewähren, um nicht nur durch Gottesdienst, sondern durch Dienst am Mitmenschen, am Ebenbild Gottes, für die Ewigkeit zu wachsen. „Wie kann ich Gott lieben und meinen Bruder hassen!" Dieses Wort gilt für Vertriebene und Einheimische. Ein anderes Wort gilt jedoch in der heutigen Lage mehr für uns Heimatverbliebene: — denn Ich war nackt, und ihr habt Mich bekleidet, Ich war hungrig, und ihr habt Mich gesättigt, Ich war durstig, und ihr habt Mich getränkt . . . und die Gerechten werden fragen: Herr, wann haben wir Dich hungrig und durstig und ohne Kleidung gesehen? — Da zeigt der Herr auf die Armen, die Verstoßenen, die Leidgeprägten und antwortet: Wahrlich, Ich sage euch, was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr Mir getan! — — Wer sind diese Verstoßenen heute? — Und wollten wir etwa nicht zu den „Gerechten" im Sinne des Herrn gehören? — Christentum ist bei weitem nicht nur eine Angelegenheit des kirchlichen Raumes. Wir haben uns im Diesseits zu bewähren, um für das Jenseits reif zu werden. Hat Stalin nicht recht, wenn er sagt, daß die möglichste Verwirklichung der Bergpredigt jeder sozialen Revolution das Wasser abgraben würde? Und Gandhi, ein großer Verehrer der hl. Schrift, äußerte, er wäre Christ geworden, wenn er in seinen Studienjahren in Europa ein wenig mehr gelebte Bergpredigt erfahren hätte.

Dies — so scheint uns — sind die Richtlinien, nach denen wir als Einheimische den vertriebenen Brüdern und Schwestern gegenüber unser Verhältnis gestalten sollten. Wie das zu machen ist? Natürlich ist es Aufgabe der staatlichen Instanzen und lokalen Behörden, der äußersten Not — und diese ist Gott Dank bereits geringer geworden — in organisierter Form zu steuern. Aber es ist die Aufgabe eines jeden Einzelnen — und auch des Vertriebenen, der sich bereits eine bessere wirtschaftliche Position erobert hat! — seelisch und materiell dort zu helfen, wo Not, Krankheit, und Gebrechlichkeit des heimatlosen Alters herrschen. Möglichkeiten sind immer und überall vorhanden, und wo bei uns Oldenburgern ein guter Wille ist, sollte da nicht auch ein Weg sein? Gott Dank wissen wir von erfreulichen Tatsachen und Erlebnissen. Sie zeigen, daß unsere Heimatlosen aus dem deutschen Osten nicht nur fordern, sondern viele aus ihnen besitzen einen verborgenen Leidensmut, eine Geduld, eine seelische Energie, die uns mit innerlichem Stolz erfüllt. Und es gibt oldenburgische Landsleute, die aus dem Verständnis für das Schicksal anderer zu einem wirklichen Opfer bereit waren und sind, die bereits manchem Heimatlosen ein Stück Heimat geschenkt haben. Dies ist nicht nur persönlich anzuerkennen, sondern es zeugt von

Landesbibliothek Oldenburg

einem wirklichkeitsnahen Blick für die Entwicklung, der wir religiös, sozial und politisch in naher Zukunft wahrscheinlich entgegengehen. Unsere Zeit ist mit dynamischen Explosivkräften geladen, die es einzudeichen, zu leiten und zu bannen gilt. Denn die Vertriebenenfrage in unserer Heimat ist ja nur ein Teilausschnitt des Gesamtproblems, das durch seine Verquickung mit anderen Fragen von geschichtemachender Bedeutung ist. Es ist hier nicht der Ort, dies aufzuzeigen. Was für uns Oldenburger und für die Vertriebenen in unserer Heimat jedoch absolut notwendig ist: Beschreiten wir trotz aller kleinlichen und egoistischen Differenzen den Weg zur Einheit. Eine nur verwaltungsmäßige oder verkehrstechnische Einheit jedoch genügt nicht. Aus dieser Einheit der materiellen Ordnung muß eine seelisch-fundierte „Gemeinschaft" erwachsen, aus der Not geboren und von unserem guten und starken Willen geformt.

Solange die Vertriebenen bei uns sind, sollten wir also alles versuchen, ihnen die Heimat im Rahmen des Möglichen zu ersetzen. Damit muß für Vertriebene und Einheimische ein zweites verbunden sein: Ein stärkeres und geeintes Pochen auf das unverlierbare Recht unseres ostdeutschen Bodens. Warum betonen wir dies? Darum, weil viele Kinder unserer Vertriebenen, die bei uns aufgewachsen sind, bereits lieber hier bleiben möchten als in das Land ihres eigentlichen Ursprunges zurückkehren; weil viele stammesmäßig vermischt Geheiratete den Wunsch haben, ihren jetzigen Lebensbereich nicht mehr zu verlassen, viele auch von denen, die bereits eine neue Existenz gefunden haben. Dies ist insofern gut, als es zeigt, daß die junge Generation allmählich in unsere Heimat hineinwächst. Aber die negative Seite wiegt schwerer, denn die Sehnsucht und der Wille zur Heimat Ostdeutschlands verengt sich immer mehr auf die mittlere und ältere Generation unserer Vertriebenen, die ihre Heimat nicht vergessen können, weil sie ein Stück dieser Erde sind. Können wir aber auf einen Teil Deutschlands verzichten? Ist nicht die Heimat — und selbst unsere oldenburgische — auf die Dauer nur möglich im Schutze eines größeren Vaterlandes? Was wir also bedürfen, ist die Pflege des Einheitsbewußtseins von Einheimischen und Vertriebenen, die systematische Erziehung der gesamten Jugend zu einer seelisch-fundierten christlichen und deutschen Gemeinschaft. Es liegt an uns, dieser wachsenden Gemeinschaft ein gesamtdeutsches Ziel zu geben, auf dessen Erreichung wir niemals verzichten können noch wollen.

Dies sind einige Hinweise auf die gegenseitige Verpflichtung von Einheimischen und Vertriebenen. Bist du mir, Landsmann, darob böse? Oder werde ich dir, der du ohne Heimat bist, nicht gerecht? Ich kenne schon eure Schwierigkeiten, wir schreiben nicht vom grünen Tisch. Aber es handelt sich nicht um Schwierigkeiten, sondern um deren Überwindung, um das praktische Verständnis für den anderen, um die freiwillige Zurückstellung egoistischer Motive zugunsten eines größeren Zieles. Das Ziel — und damit wird die Vertriebenenfrage im Prinzip gelöst — ist die Einheit des Vaterlandes. Kann diese größere Einheit aber durch etwas anderes als durch unsere innere Einheit vorangetrieben werden? Hier liegen die Chancen des deutschen Volkes, von dem unser Oldenburg nur ein Teil, aber nicht der schlechteste ist.

Handeln wir, Einheimische und Vertriebene, mit verständnisvoller und opferbereiter Energie. Die Geschichte liebt es nicht, sich zaghaften und streitenden Menschen anzuvertrauen. Sie geht erbarmungslos über sie hinweg. Noch haben wir die Freiheit des Handelns. Noch haben wir die Freiheit der Entscheidung. Von dieser unserer Entscheidung in Heimat und im gesamten Volke hängt es ab, wie die Würfel in der Zukunft fallen.

Callistus Siemer

Verjäohrt oder nich?

Jan geiht nao'n Rechtsanwalt.

„Ick wull den Kräugers Bernd anzeigen."

„Worüm dat denn?"

„He hett to mi seggt, ick was 'n Rhinozerus."

„Dat is waohr, dat dröff de Bernd nich seggen. Wo lang is't denn her?"

„Fiew Jaohr."

„Nanu, dat is aower rieklik lange. Worüm bis du daor denn nich eher mit kaomen?"

Ja ßüh, ick was up Stoppelmarkt in den Haogenbeck sien Telten. Daor bin ick dr noch man achterkaomen, wat dat för'n Beest is, so'n Rhinozerus."

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Wie entstanden unsere Moore?

Wie der „Grundton" eines Musikinstrumentes von einer Fülle verschiedener „Obertöne" überlagert wird und damit die wechselnde, jedem Tongerät eigentümliche „Klangfarbe" (Flöte, Geige, Klavier u. a.) bedingt, so nimmt der Beschauer eine vor seinen Augen liegende Landschaft nicht allein mit dem Gesicht, dem dazu bestimmten Grundsinn, auf, sondern auch alle anderen Sinne vermitteln ihm dazu noch sehr viele Einzeleindrücke, die unweigerlich zum Stimmungsgehalt, zum Klang der betreffenden Landschaft gehören.

Wandern wir z. B. durch die großen Moore am Dümmer oder durch die der Vechtaer Gegend, so schweift unser Blick ungehemmt über die Weiten dieser fast ebenen Flächen. Am blauen Himmel darüber schwimmen weiße Wolkenmassen. Vom satten Braun alter Torfstichwände hebt sich wirkungsvoll weißes Wollgrasgetüpfel am Rande der Kuhlen ab. Der „Grundton" von all dem aber ist ein einfaches, großzügiges Landschaftsbild mit wenigen, leicht merkbaren Linien. Und doch umfaßt das, was das Auge hier mit einem Blick aufnimmt, noch längst nicht den uns von Kindheit an vertrauten Begriff „Moorlandschaft". Dazu gehört doch noch viel mehr: Das Gefühl in unseren Füßen, die auf federnd nachgebenden Torfgrund wie auf einen weichen Teppich treten, der windvertriebene Ruch von Torffeuern aus abseits gelegenen Häusern, der Duft von Gagelsträuchern und Heidekräutern, aus denen das Summen unzähliger Insekten ans Ohr dringt, der ferne Ruf flappend fliegender Kiebitze und das weiche „Tlahüh" großer Brachvögel. Dazu gehört weiter auch noch der herbe Geschmack der beim Umherstreifen gepflückten Kronsbeeren und vieles, vieles andere.

Alle diese Nebendinge ergänzen erst den Augeneindruck zum Begriff „Moor". Sie beleben das gesehene Bild und verleihen ihm jene Eigentümlichkeit, die wir mit „Seele der Landschaft" umschreiben. Zur Seele einer Gegend tritt für den denkenden Menschen aber auch noch das geistige Bild vom Werden dieser Landschaft, ihre Entstehung.

Im Kalender des Vorjahres erzählte ich den Lesern vom Werden der Hauptlandschaftszüge unseres Oldenburger Münsterlandes, von der Bildung der großen Geestplatten, sowie von der Entstehung der Bersenbrücker und Dammer Berge. In diesem Jahre wollen wir einmal die weiteren, jüngeren Schicksale unserer Heimatlandschaft betrachten.

Als vor rd. 18 000 Jahren infolge leichter Besserung des eiszeitlichen Klimas der Rand des nordischen Inlandeises so weit nach Norden zurückgetaut war, daß Niedersachsen eisfrei wurde, da hatten Wind, Regen und das in ungeregelten Flüssen strömende Wasser allein die Herrschaft auf dem noch spärlichst bewachsenen Mineralboden. Infolge weiter zunehmender Gunst des Klimas aber folgten dem Eisrand von Süden her immer neue Pflanzenarten und -gemeinschaften. Tundra und Kältesteppe besiedelten nacheinander langsam den erst oberflächlich aufgetauten Grund. Bei stärkerem Tieftauen kamen jedoch auch anspruchsvollere Pflanzen, so daß bereits um 10 000 vor Chr. lichter Wald seinen grünen Flausch über die zuvor von den Gräsern und Gebüschen der Kältesteppe bedeckten Geestflächen breiten konnte. Auch in die inzwischen eisfrei gewordenen Senken des Landes mit ihren durch Tauwasser gefüllten Seen, Teichen und Tümpeln wanderte eine diesem Lebensraum angepaßte Pflanzenwelt.

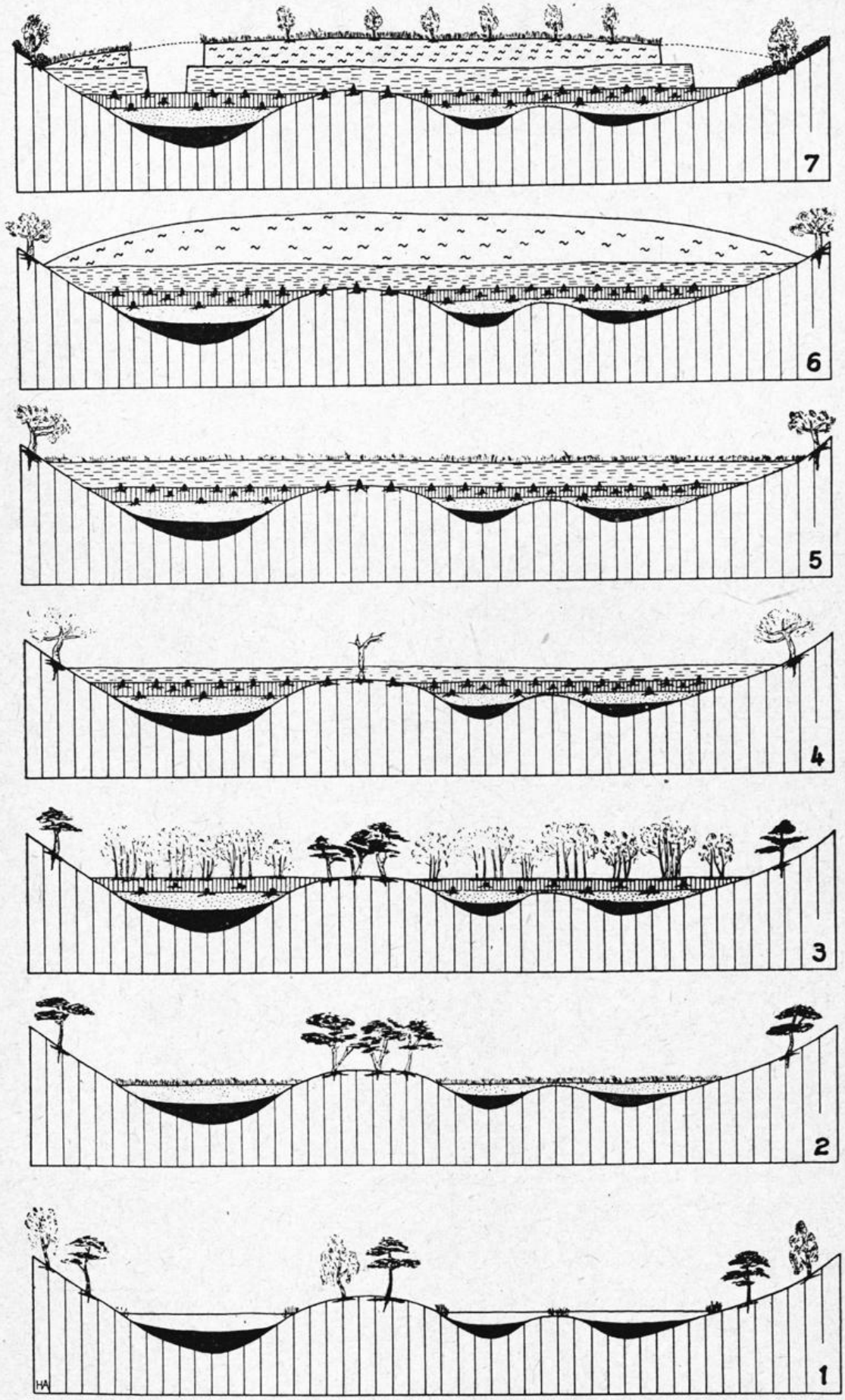
Damit gesellte sich nun zu Wind, Regen und strömendem Wasser noch eine neue, landschaftverändernde Kraft, eben die Pflanzenwelt, die u. a. als schützende Haut den bislang nackten Boden überzog und ihn weithin vor Wind- und Wasserwirkung bewahren konnte, und die mit ihren zusammengeschwemmten Überbleibseln Vertiefungen des Geländes aufzufüllen und einzuebnen vermochte.

Dieser auf die lebensfeindliche letzte Vereisung des „Eiszeitalters" (Diluvium) folgende Zeitabschnitt der Erdgeschichte ist die „Jetztzeit" (Alluvium), die man auch nach dem nun immer reichlicher werdenden Zersetzungserzeugnis der Pflanzen, dem Pflanzenmodder oder Humus, auch die „Humuszeit" nennt.

Die größten Humusmassen sammelten sich nach und nach in unseren Mooren an, bei denen wir zwei grundverschiedene Arten in unserer Heimat unterscheiden können: Flachmoore und Hochmoore.

„Flach- oder Niederungsmoore" entstehen in Hohlformen des Bodens durch völlige Verkrautung nährstoffreicher Gewässer. Sie sind also ursprüng-

Landesbibliothek Oldenburg



Entstehung nordwestdeutscher Moore. Diese Folge von Erdschichten gibt keine bestimmte Moor-Örtlichkeit wieder; sie ist nur ein Schema von Bildungsmöglichkeiten. Die Mineralbodenunterlage des Moores ist senkrecht gestreift. Erläuterungen im Text.

Landesbibliothek Oldenburg

lich an die Geländegestaltung gebunden. Vom Rande früherer Seen, Teiche, Tümpel und Talrinnen dringt die Pflanzenwelt langsam zur Gewässermitte vor, wie wir das z. B. an den Altwasserarmen der Hase bei Haselünne sehen. Dort beginnt also erst heute die Flachmoorbildung. Wir können aber auch schon um 9000—8000 vor Chr. Flachmoorentstehung bei uns nachweisen. Untergetauchte wie auch schwimmende Wasserpflanzen, z. B. Laichkräuter, Tausendblatt, Armleuchtergewächse, Wasserlinsen, Seerosen u. a. bilden mit ihren abgestorbenen Resten zunächst einen muddigen Bodenbelag (Nr. 1 d. Abb.). Ihnen folgen bis etwa 5500 v. Chr. nach genügender Aufhöhung des Gewässerbodens durch Mudde die halbuntergetauchten Binsen, Rohrkolben, Froschlöffel, Schilf usw. Schließlich ist durch die Verkrautung alles Wasser verdrängt, so daß sich nun eine Sauergraswiese an Stelle der ehemals freien Wasserfläche ausbreitet (Nr. 2), der in den folgenden Jahrhunderten ein Erlenbruchwald folgt (Nr. 3). Dementsprechend haben wir in den Niederungsmooren von unten nach oben die Absätze: Pflanzenmudde, Schilftorf und Bruchwaldtorf.

Größere Flachmoore sind dem Beschauer heute meist nur noch schwer als ehemalige Moore erkennbar, da sie infolge ihres nährstoffreichen Bodens sehr leicht urbar zu machen waren, und schon seit langem vom Menschen in Weide- und Wiesenflächen verwandelt sind. Wo aber heute auf ihnen regelmäßiger Weidegang und Mahd unterbleiben, da droht immer wieder der ehemalige Bruchwald durch Anflug von Weiden- und Ellernbüschen das Menschenwerk zu überwuchern. Flachmoorwiesen kleiden jetzt den Grund aller breiteren Bachtäler aus, von den Raddetälern des Hümmlings bis zu den weiten Wiesengründen um den Dümmer in der Hunte-Niederung.

Der Dümmer reichte zur Mittelsteinzeit vor rd. 10 000 Jahren je 3 km weiter nach Norden, Westen u. Süden. Auch sein südliches Ostufer stieß zwischen Lembruch und Lemförde ebensoweit ostwärts vor. Von diesem erweiterten Seegestade nach innen fortschreitende Verlandungsvorgänge engten die Seefläche zur heutigen Gestalt ein. Den dadurch entstandenen Neuland-Saum besiedelten schließlich große Erlenbruchwälder. In ihnen lag 100 m nördlich der Landstraße Lembruch—Dümmerlohausen am rechten Ufer der Hunte ein Dorf jungsteinzeitlicher Ackerbauern, die in dortiger Gegend Weizen (!) anbauten. Inzwischen sind die Flachmoore um den Dümmer alle vom neuzeitlichen Menschen in weite Wiesengründe verwandelt worden.

Wenn die Flachmoore sich meist aus anspruchsvolleren Pflanzen, die nährstoffreiches Wasser verlangen, aufbauen, so sind die „Hochmoore" darin viel genügsamer. Sie bestehen lediglich aus den Bleichmoosen (Sphagnum-Arten), die nicht einmal nährstoffhaltiges Wasser vertragen können. Sie gedeihen nur in ganz nährstoffarmer Feuchtigkeit, die aber reichlich vorhanden sein muß. Deshalb wuchern sie vor allem im regenreichen Nordwesten Europas, und so haben auch wir in unserem regenreichen Heimatland eine große Menge solcher klimagebundenen Pflanzenanhäufungen. Ist die Oberfläche der Flachmoore eben und flach (daher der Name), so buckelt die der Hochmoore dagegen uhrglasförmig gewölbt als „Hoch"-moor über die Umgebung auf. *)

Die Bildung von Hochmooren ging folgendermaßen vor sich: Reichere Niederschläge bei milderer mittlerer Jahreswärme lösten die etwas trockene Zeit des Waldtorfes gegen 5000 vor Chr. ab. Da wucherten ringsum im Walde die winzigen Pflänzchen der Bleich- oder Torfmoose bei der nunmehrigen hohen Luft- und Niederschlagsfeuchtigkeit zu dicken, schwammigen Polstern heran. Diese verschmolzen im Weiterwachsen randlich miteinander und bildeten letztlich eine geschlossene Decke, den Beginn des immer höher und breiter schwellenden Hochmoores. Unten starben in ihm alle Einzelpflänzchen ab, vermoderten unter Luftabschluß, wogegen oben immer jüngere Triebe die Oberfläche stetig erhöhten. Durch dieses Höhenwachstum erstickte das Moor nach und nach alle zuvor von ihm umwallten Bäume des früheren Bruchwaldes. Die Baumleichen wurden entweder vom Winde geworfen, oder sie verrotteten im Bereich der obersten Moosschicht, so daß der Stuken, mit oben spitz zulaufendem Stammstück vom wachsenden Moor eingehüllt, uns bis heute erhalten blieb. Immer weiter wuchsen die Moospflänzchen, die auf keinen Nährgehalt des ihnen allein zur Verfügung stehenden Regens angewiesen waren. Der Nährstoff-

*) Im Emsland hat das wilde Hochmoor den Namen „Dose" (z. B. Esterweger Dose, Molberger Dose); daher kommt vielleicht auch unser Eigenschaftswort „dösig" für einen geistig Minderbemittelten, dessen dumpfe Denkart genau so gehaltlos und unergiebig ist wie die unfruchtbare Fläche der wilden Dose.

Landesbibliothek Oldenburg

mangel des Regenwassers und der hohe Säuregehalt des verrotteten Torfes schieden auch jeden Wettbewerb höherer Pflanzen aus; nur die bei solcher Lebensweise sich wohl fühlenden Bleichmoose gediehen prächtig und wucherten weiter in rundlichen, kissenähnlichen Bülten, bis ein mächtiger Torfkörper entstanden war, der auch in der Breite ausuferte (Nr. 4). So kommt es auch, daß z. B. westlich von der Hunte-Einmündung in den Dümmer Hochmoortorf über das ältere Niederungsmoor von Südwesten bis fast an den See vorstößt.

Von 5000—2500 vor Chr. etwa ging die geschilderte Entwicklung, bis ein Umschwung zu etwas trockenerer Wetterlage den weiteren Ablauf erheblich störte. Wenn wir heute einen tiefen Torfstich in einem unserer Moore betrachten, so erkennen wir unten tiefbraunen, fast braun-schwarzen Torf und darüber einen viel helleren Torf. Der untere dunkle „Schwarztorf" ist der Teil des Moorkörpers, dessen Bildung wir zuvor geschildert haben. An seiner oberen Grenze gegen den hellen Torf liegt eine etwa 25—30 cm dicke Schicht, die bei leichtem Antrocknen der Wand des Torfstiches durch die dabei in ihr entstehenden Trockenrisse deutlich erkennbar wird. Dies ist die am besonders trockenen Ende der erwähnten Klima-Umwandlung verwitterte Schicht, die wir, weil sie auf der Grenze vom dunklen, stark zersetzten älteren Moostorf zum helleren, jüngeren Moostorf liegt, als „Grenzhorizont" bezeichnen. Zur Zeit der Grenzhorizontbildung (etwa 800 vor Chr.) bedeckte Heide mit Wollgräsern weithin das angetrocknete Hochmoor (Nr. 5).

Nach dieser Zeit wechselte das Klima wieder zu niederschlagsreicheren Zeiten um. In ihnen entstand nach 800 vor Chr. bis in unsere Tage hinein wieder unter der Wirkung des nährstoffarmen Regenwassers der hellere, jüngere Moostorf (Nr. 6). Er ist viel weniger zersetzt als der ältere. Man erkennt in ihm noch mit bloßem Auge die Form der einzelnen Moosblättchen. Nimmt man von diesem Torf eine Handvoll und preßt sie in der Faust, so drückt man aus ihr das helle Wasser wie aus einem Schwamm heraus, wogegen bei gleicher Behandlung der breiig zersetzte ältere Moostorf als dunkelbrauner Schlamm zwischen den Fingern hervorquillt.

Der jüngere Moostorf würde bis heute ungehemmt weitergewachsen sein, wenn nicht der Mensch störend eingegriffen hätte. Seine Torfstiche begannen schon vor Jahrhunderten, sich in den Rand aller Hochmoore hineinzufressen (Nr. 7). Entwässerungsgräben quer durch das ganze Moor senkten dann den Feuchtigkeitsgehalt der Torfe stark ab, legten so das bisher nimmermüde Wachstum der winzigen Moospflanzen lahm und ließen den mächtigen Moorkörper schrumpfen und zusammensacken. Auf den ausgedörrten Torfflächen findet heute die Besenheide einen ihr zusagenden Boden; nur an noch etwas feuchteren Stellen wird sie von der Glockenheide vertreten. Zur Heide gesellen sich nun auch noch Weiden- und Birkengebüsch. Wo wir jetzt also Heidekrautflächen mit Birken auf Hochmooren finden, da können wir mit Sicherheit sagen: Hier ist die ehrwürdige, uralte Lebensgemeinschaft der Moorpflanzen vom mammonsüchtigen Menschen gemordet, das Moor ist tot.

Fritz Hamm

Hai wull et wäten

Janßen Hinnerk wör in Nöten. Siene Mauder ha üm'n schönet Aafstück vermaokt, un dat wör üm afhannen kaomen. Hai stellde dat ganze Hus up'n Kopp. Aower aal dat Säuken hülp nix. Dai Naobersche segg tau üm: „Du moß ais nao dai Baiter Kapelle gaohn un daor taun heiligen Antonius bäen. Daordör heff all mancheraine dai verlaorn Saoken wedderfunnen." — Draimaol in dai Wäke wör hei all hennwäsen. Dai Geduld günk bie üm tau Ende. Sai verwandelde sick in'n gottlosen Zorn. „Maondag", segg hai ganz lut in dai Kapelle, „kaom ick noch ainmaol wedder," un keek den hl. Antonius tau, — „un wenn ick et bit daorhen nich wedderfinne, hest du daor dai längste Tied up't Potest stohn." Den Köster siene Frau wör jüst achtern Altaor wäsen un ha dat hört. As sai ehren Keerl dat vertellde, kreegen sai Angst üm ehre schöne Statüe. Dai Mauder köm up den Gedanken, dat sai up ehren Jungen siene Kammer 'n lüttke Antonius-Statüe staohn han. Dai wullen sai för ainige Daoge up dat Potest stellen, üm dai grote Statüe tau retten. Maondaogs morgens köm Janßen Hinnerk mit 'n vergrellten Kopp in Baiten an. Hai ha dai Kapellendör noch man gaut aopen, do sög hai, dat up dat Potest, statt den groten Antonius, — soon ganzen „lüttken" stünd. Hai wüst ganz verbiestert un schnaude denn naoh baoben: „Waor iß dien „Vaoder" bläwen?"

Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

Grund- und Grenzprobleme in der Urgeschichte

In meinem Aufsatz (Heimatkalender für das Oldb. Münsterl. 1953, S. 65 ff.) „Was ist sicher in der Urgeschichte?" habe ich am Schluß klarzumachen versucht, was man unter vorgeschichtlichen Kulturkreisen zu verstehen hat. Es handelte sich bekanntlich um die auf einer Karte festgelegten Gebiete mit unterschiedlichem Formengut, Bestattungssitten usw. Um die Jahrhundertwende kam die Richtung auf, diese Kulturkreise mit bestimmten Völkerschaften zu verbinden. Sie ging in erster Linie vom Professor Gustaf Kossinna aus, der die These aufstellte: „Scharf umgrenzte urgeschichtliche Kulturkreise decken sich jederzeit mit bestimmten Völkern." Der Tatsache, daß Kossinna diese Arbeitsweise in erster Linie auf das „Germanische" anwandte, ist es zu verdanken, daß sie sich eine gewisse Zeit mit Erfolg behaupten konnte; denn der Anfang des Jahrhunderts war allgemein der vaterländischen Forschung günstig zugewandt, die Zeit nach 1933 aber wünschte zuerst, dann forderte sie vollends, daß die Forschung diejenige Richtung fördere, die ihr selbst genehm war. Die Kossinnasche Lehre wurde in dieser Zeit zum Staatsdogma erhoben.

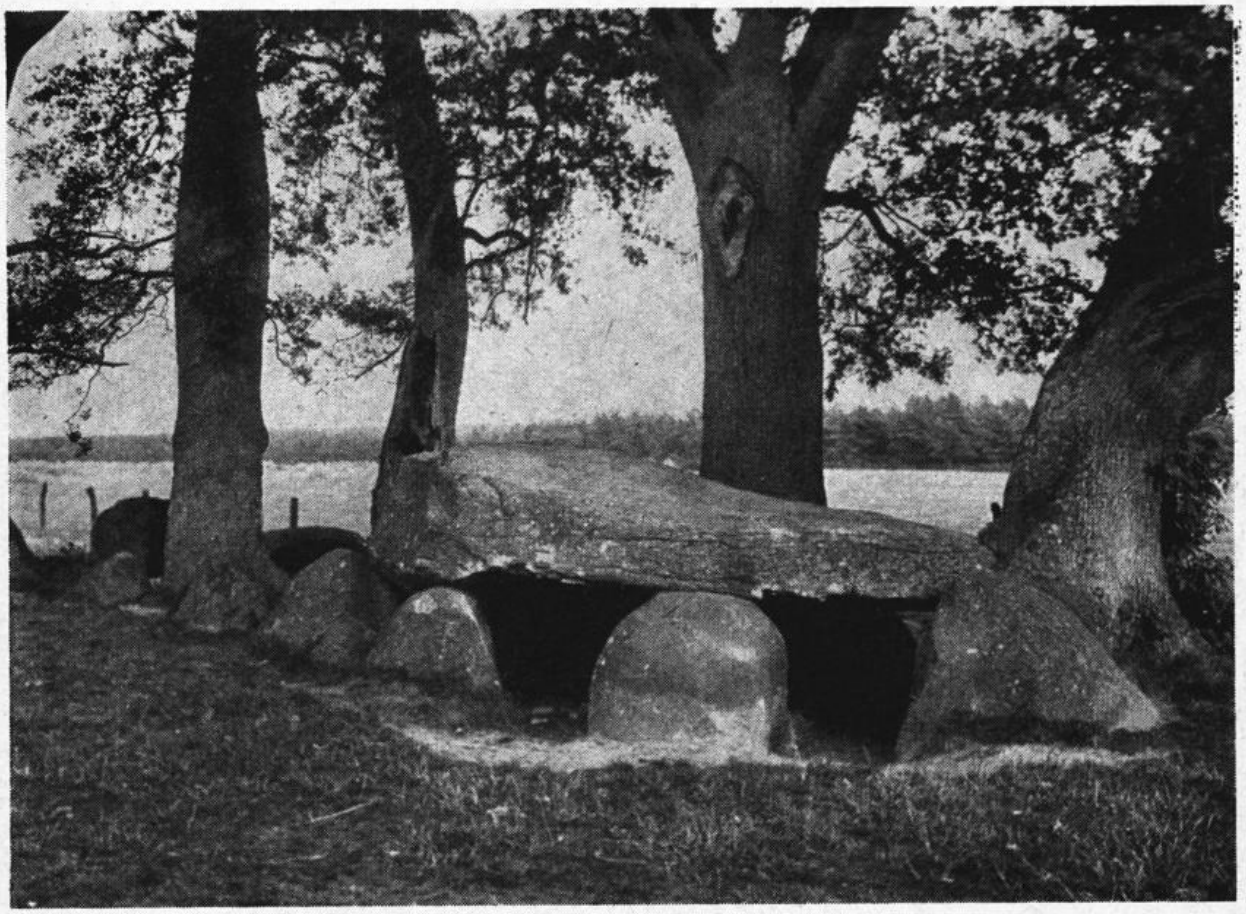
Eine einseitige Lehre aber hat mit wahrer Forschung nichts zu tun. Man pflegt auch in geschichtlichen Fächern so etwas mit Manie zu bezeichnen, so daß die Kossinnasche Richtung eine Germanomanie darstellte. Der Gerechtigkeit halber sei jedoch gesagt, daß es auch schon Zeiten mit einer Keltomanie gab, die alles große Geschehen in der Geschichte den Kelten zuschrieb, oder eine andere, nach der alles Beachtliche und Wertvolle von den Slawen geleistet sei. Auch haben die Kossinnaschen Arbeiten durch die einsetzende Gegenkritik die Forschung um manches Stück indirekt weitergebracht.

Der genannte Grundsatz aber erwies sich in dieser Form als völlig falsch, und er wäre in einer anderen Zeit nicht nur von einem großen Teil der Forscher abgelehnt worden — wie es auch tatsächlich der Fall war —, sondern überhaupt kaum zu Worte gekommen. Man kann nämlich schon einfache Gegengründe dafür anführen. Ein Beispiel aus unserer engeren Heimat soll dieses belegen. Im vorigen Aufsatz war ausgeführt, daß bäuerliche Gegenden bis vor kurzem und zum Teil noch heute ganz bestimmte eigene kulturelle Züge aufweisen, daneben aber auch fremde. Hier in unserm Lande steht seit altersher das niedersächsische Bauernhaus. Schon seit geraumer Zeit aber dringt vom Norden langsam und stetig die ostfriesische Hausform zu uns vor. Bedeutet das nun, daß Ostfriesen zu uns eingewandert sind und sich bei uns niedergelassen haben? Keineswegs, sondern es verhält sich bekanntlich so, daß das ostfriesische Haus den modernen wirtschaftlichen Erfordernissen besser angepaßt erschien und deshalb von dem praktisch denkenden Münsterländer Bauer mehr und mehr errichtet wurde. Solches und Ähnliches kann man auch bei kleineren Gerätschaften und aus anderen Gebieten aufzeigen. Und trotzdem ist es auch nicht so, daß immer nur die Dinge, die Formen, also die Kultur wandert und sich ausdehnt.

Wenn auf neugewonnenem Land an der Nordseeküste neue Hofstellen errichtet werden, so ist das tatsächlich die Erweiterung eines Siedlungsgebietes. Auch in der Vorgeschichte sind in jüngeren Zeiten Gebiete, wie etwa Gebirgsgegenden, in Besitz genommen worden, die vorher, da sie unwirtlich waren, noch nicht von Menschen bewohnt waren. Wenn aber auf großen, ausgegrabenen Siedlungsplätzen, z. B. den berühmten vorgeschichtlichen Wohnhügeln des Balkans, über den ältesten Schichten plötzlich Brandschichten folgen, die zeigen, daß alles in Flammen aufgegangen ist, darüber aber Schichten mit völlig anderer Hausbauart, andersartigen Geräten und Formen folgen, so ist klar, daß hier ein Eroberervolk eingedrungen ist, das sich über die alte Bevölkerung setzte. Hier ist also vieles durch Ausgrabungen mit wünschenswerter Deutlichkeit geklärt, und die wissenschaftliche Grabungstätigkeit ist von der Urgeschichtswissenschaft auch nicht zu trennen; sie ist sozusagen die praktische Seite des Faches.

Wie steht es aber nun mit der Möglichkeit, bestimmte Völkerschaften in der Vorgeschichte festzustellen? Auch dafür gibt es einen Weg. Einige antike Schriftsteller,

Landesbibliothek Oldenburg



Der „Opfertisch" bei Engelmanns Bäke. Bilderwerk Münsterland (Rudolf Engels, Cloppenburg)

z. B. der Römer G. Julius Cäsar, der in erster Linie ein berühmter Feldherr war, besonders aber sein etwas später lebender Landsmann Tacitus, haben ausführlich über die Länder nordwärts der Alpen berichtet. Sie haben von der Eigenart der Bevölkerung geschrieben, ihren Sitten, Gebräuchen, ihrer Wirtschaft usw., sie nennen die Namen vieler Stämme, ja sie bezeichnen sogar ihre Wohnsitze näher, wenn auch nicht im genauen, heutigen geographischen Sinne (man hatte ja noch keine Landkarten, wie wir sie besitzen), aber doch mit Anführung von Flußnamen, wie etwa Rhein und Ems, und größeren Gebirgszügen, so daß man heute danach die Wohngebiete der genannten Stämme ungefähr auf einer modernen Landkarte eintragen kann. In unserem Gebiet wohnten z. B. die Chauken und an der Hase die Chasuarier, weiter südwärts die Cherusker, die durch Hermann den Befreier berühmt wurden, der die Römer im Teutoburger Wald besiegte. In Westfalen wohnten weiterhin noch die Brukterer, in Hessen die Chatten, an der Elbe die Langobarden, um nur einige zu nennen. Aus den gleichen Epochen besitzen wir aber auch urgeschichtliche Funde. Wenn es nun gelingt, diese Zeiten, die von den Anfängen der geschriebenen Geschichte schon erhellt werden — zu ihnen gehören auch die Völkerwanderungszeit und das frühe Mittelalter —, in ihrem geographischen Bild mit den vorgeschichtlichen Fundkarten zur Deckung zu bringen, so ist damit der Ansatzpunkt gewonnen, diese stammesmäßig festgelegten Kulturen rückwärts in ältere Zeiten zu verfolgen. Dabei sind aber all die kritischen und vielseitigen Überlegungen über die „Kultur" anzustellen, die wir oben angedeutet haben.

Ein zweites wird aber, gerade auch bei der urgeschichtlichen Forschung, immer sichtbarer. Das, was man unter Stamm oder Volk versteht, ist offenbar nicht etwas, das durch alle Zeiten hindurch sich selbst gleich bleibt. Eine menschliche Gemeinschaft ist in erster Linie immer etwas Lebendiges, wie auch die Natur es ist. Sie ist aber nicht etwa mit einem einzelnen Baum zu vergleichen, sondern mit einem ganzen Wald, der wächst, sich ausdehnt, aber sich auch in seiner Zusammensetzung verändert, indem (natürlich auf lange Sicht) andere

Landesbibliothek Oldenburg

Bäume und Baumarten hinzukommen, andere wieder aussterben. So ist es auch mit Völkern, nur daß bei ihnen oft große Veränderungen durch geistige Einflüsse veranlaßt werden. In diesem Sinne ist etwa das deutsche Volk nicht mehr dasselbe, was die germanischen Stämme darstellten, aus denen es sich doch großenteils entwickelt hat. Der Eingang des Christentums hat dieses so verändert, daß eben das entstand, was wir später deutsch nennen, und dies ist eine Tatsache, die nicht nur von christlicher, sondern auch von nichtchristlicher Seite einwandfrei festgestellt ist.

Der Einfluß der Religion auf ein Volk ist ein sehr großer, auch in seinen allgemeinen Auswirkungen. So stellt beispielsweise der Übergang von der Erdbestattung zur Leichenverbrennung, um die Wende vom zweiten zum ersten vorchristlichen Jahrtausend, einen Religionswechsel mit weitreichenden Folgen dar, der teilweise sogar, in anderen Gegenden Deutschlands und Europas, mit politischen Änderungen verknüpft war. — Aber auch die Wirtschaft, die Kultur im umfassenden Sinne und die Untergliederung der menschlichen Gemeinschaft sind Dinge, die eine große Tragweite besitzen. So ist der Übergang des Menschen vom schweifenden Jäger und Sammler zum seßhaften Bauern einer der einschneidendsten Abschnitte der menschlichen Geschichte. Unsere ganze heutige moderne Wirtschaft leitet sich letzten Endes von dieser Seßhaftwerdung im dritten vorchristlichen Jahrtausend her. Technische Erfindungen bringen gleichfalls große Veränderungen mit sich, wie etwa die Erfindung des Beiles, der Feldhacke, des Pfluges, weiterhin die Übernahme der ersten Metalle, ihre Verarbeitung im Bronzeguß und später das Schmieden des Eisens.

Töpferarbeiten und Schmiedeerzeugnisse beispielsweise zeigen in ihrer ganzen Art und Weise, daß es schon Töpfer und Schmiede gab, aber auch andere Handwerker, und keineswegs alles in Hausarbeit hergestellt wurde. Ausgegrabene Häuser besitzen manchmal schon eine regelrechte „Konstruktion", die ihre Voraussetzung nur in einer langen Tradition geistiger Arbeit hat. — Völlig ausgegrabene vorgeschichtliche Dörfer zeigen zuweilen unter einer Schar kleinerer Gehöfte eines von hervorragender Größe und auffallender Lage, das offensichtlich der Sitz eines „Herrschenden" ist.

Auch andere Kräfte, die noch mehr im Geistigen liegen, haben einen starken Einfluß auf den Menschen gehabt, und ihre Erforschung tritt heute fast mehr in den Vordergrund, als die des rein äußerlich Stammesmäßigen. Ohne daß hier heute davon noch mehr Einzelheiten aufgezeigt werden sollen, sei gesagt, daß sich in der Forschung langsam das Bild eines Alt-Europas abzuzeichnen beginnt, das sowohl im Kontakt als auch im Gegensatz zur antiken Welt des Mittelmeeres und des Orients steht.

Auf zwei sehr wichtige Fragen sei hier jedoch am Schluß noch eingegangen. Die materialistisch eingestellte Forschung des vorigen, aber auch noch unseres Jahrhunderts behauptete sowohl, daß der Mensch vom Affen abstamme, als auch, daß er in seinen frühesten Stadien ein völlig barbarisches und unzivilisiertes Wesen dargestellt habe.

Die Urgeschichtswissenschaft steht seit einiger Zeit in eifriger Zusammenarbeit mit der Völkerkunde. Hatte man früher bereits Völkerschaften festgestellt, die noch im Zustand der jüngeren Steinzeit oder der vorchristlichen Eisenzeit lebten, so wurden später Stämme und Menschengruppen entdeckt, die noch bis heute völlig auf der Stufe der Jäger und Sammler der ältesten Steinzeit standen. Das Staunenswerteste, das man bei ihnen feststellte, aber war, daß sie nicht allein samt und sonders einen Gottesglauben besaßen, sondern sehr oft den Glauben an einen einzigen Gott, daß ihre Eheform die Ein-Ehe war und ihre Moral von großer Höhe. Verwilderungen und Verfall in dieser Richtung zeigten sich hingegen gerade bei jüngeren Kulturen — also gerade umgekehrt, als es die materialistische Geschichtsauffassung lehrte. — Auch direkte Funde aus der Urzeit deuten auf die Tatsache der Religion hin, und was die geistige Höhe des Menschen betrifft, so war die Auffindung der großartigen Malereien in französischen und spanischen Höhlen eine der größten Entdeckungen. Gehören diese Bilder doch noch der älteren Steinzeit an und haben ein Alter von mehreren Jahrtausenden.

Die Behauptung jedoch, daß der Mensch vom Affen abstamme, stützt sich lediglich auf eine Untersuchung des Knochenmaterials der aufgefundenen Skelette. Selbst hier ist der Streit noch nicht ausgefochten, ob jene Knochen schon die eines Menschen sind (es handelt sich meistens übrigens nur um kleine Teile der Skelette) oder noch die eines

Landesbibliothek Oldenburg

Affen. An den wichtigsten Punkten aber geht eine solche Betrachtungsweise völlig vorbei. Sie berücksichtigt nicht das Wesentlichste des Menschen, nämlich seine Seele, seinen Geist, all das, was wir erblicken, wenn wir in eines Menschen Auge schauen — eben das Menschliche, das, was ihn ganz und gar vom Tier unterscheidet. Wir haben vorher aber gesehen, daß der Mensch in seinen frühesten Stadien schon von den höchsten Gedanken der Religion u. a. erfüllt ist. Er muß demnach — als Mensch — erschaffen sein.

Die moderne Naturwissenschaft hat bei der Erforschung der Entwicklung der Lebewesen die sog. Mutationen festgestellt, das sind sprunghafte, auf natürliche Weise überhaupt nicht erklärbare Veränderungen in Art und Form der einzelnen Wesen. Dies zeigt, daß man einen Schöpfer nicht nur in unendlich fernen Zeiten anzunehmen braucht, sondern einen, der jederzeit wirksam war und ist.

So vermittelt also die Urgeschichte nicht allein vertiefte Erkenntnisse geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Art, sondern ihre Ergebnisse stellen auch Beiträge dar für eine große Gesamtschau philosophischer und religiöser Natur.

Joseph Bergmann

Oldenburgische Vorgeschichtsfunde im Braunschweiger Landesmuseum

Daß in diesem Kalender vorgeschichtliche Fundgegenstände, die aus Oldenburg stammen, heute aber im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum zu sehen sind, der Öffentlichkeit vorgelegt werden, hat seine innere Berechtigung in der Tatsache, daß von den fraglichen Fundgegenständen — es sind ihrer im ganzen 24 — allein 22 aus Südoldenburg stammen und nur 2 aus dem übrigen Oldenburg.

Es handelt sich dabei erstens um Keramikfunde, die mit ihren tiefstichverzierten Schüsseln, Kragenhalsflaschen und Trichterrandbechern (Abb. 1) so kennzeichnende Stücke der Großsteingrab-Tonware darstellen, daß Kossinna zwei davon (Abb. 1 f, h) in seinem Werk: „Die Deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" auf Tafel III abgebildet hat. Das Fehlen dieser jungsteinzeitlichen Funde in den braunschweigischen Museumsbeständen würde dort eine ganz ausgesprochene Lücke bei der Darstellung der Megalithkultur bedeuten.

Des weiteren liegen dort landläufige Steingeräte aus der jüngeren Steinzeit (Abb. 2), eine Felsgesteinaxt, vier Feuersteinbeile und zwei Felsgesteinbeile. Von besonderer Bedeutung dagegen sind zwei bronzezeitliche Funde, ein Bronzebeil mit Steg, welches formenkundlich einen ausgezeichneten Beleg für den Übergang vom einfachen Randleistenbeil zum Absatzbeil darstellt, sowie eine nicht vollständige Bronzenadel.

1. Cloppenburg Nr. 921: Außen reich verzierte Schüssel mit 2 gegenständigen, senkrecht durchlochten Schnurösen. Verzierungen weiß ausgelegt. Zusammengesetzt und z. T. ergänzt. H = 8,5 Mdg. = 27,6 (Abb. 1 a)

2. Cloppenburg Nr. 923: Außen verzierte, stark ergänzte rotbraune Schüssel. H = 4,0 Mdg. = 10,3 Bd = 3,0 (Abb. 1 b)

3. Cloppenburg Nr. 1320: Grauschwarze, verzierte Kragenflasche. H = 9,5 Mdg. = 1,7 Bd = 2,5 Bauch = 7,7 (Abb. 1 c)

4. Cloppenburg Nr. 916: Bruchstück einer verzierten braunen Kragenflasche. Mdg. = 2,2 (Abb. 1 d)

5. Cloppenburg Nr. 1319: Unverzierte, hochschultrige Kragenflasche. H = 9,0 Mdg. = 1,6 Bd = 2,2 Bauch = 7,7 (Abb. 1 e)

6. Cloppenburg Nr. 1314: Innen und außen verzierter Trichterrandbecher. H = 12,5 Mdg. = 13,0 Bd = 3,5 (Abb. 1 f und Kossinna a. a. O. Taf. III, 15)

7. Cloppenburg Nr. 1315: Schwärzlicher, hart gebrannter, verzierter Trichterrandbecher mit Resten von weißen Einlagen in den Verzierungen. H = 11,5 Mdg. = 13,0 Bd = 4,0 (Abb. 1 g)

Landesbibliothek Oldenburg

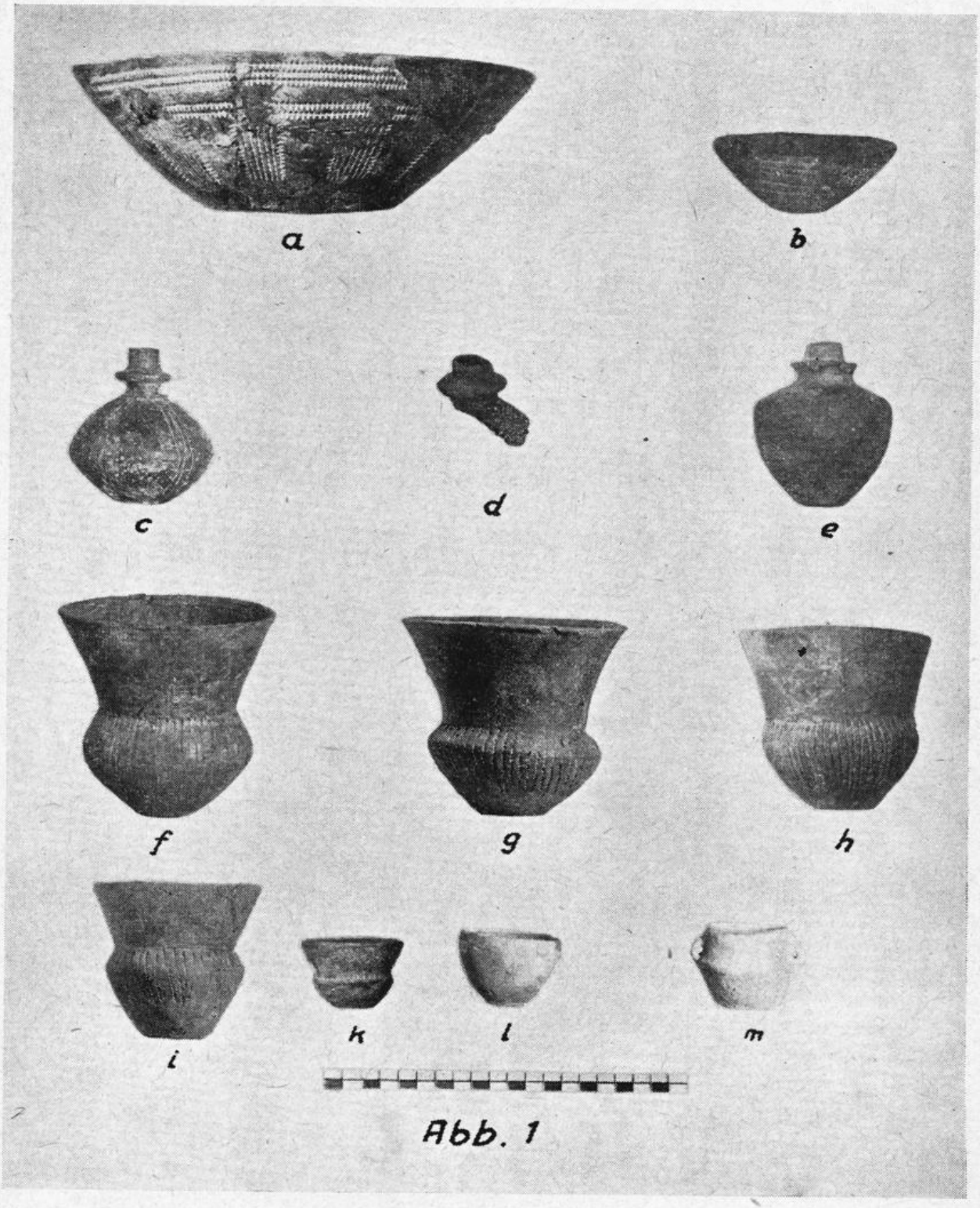


Abb. 1

Landesbibliothek Oldenburg

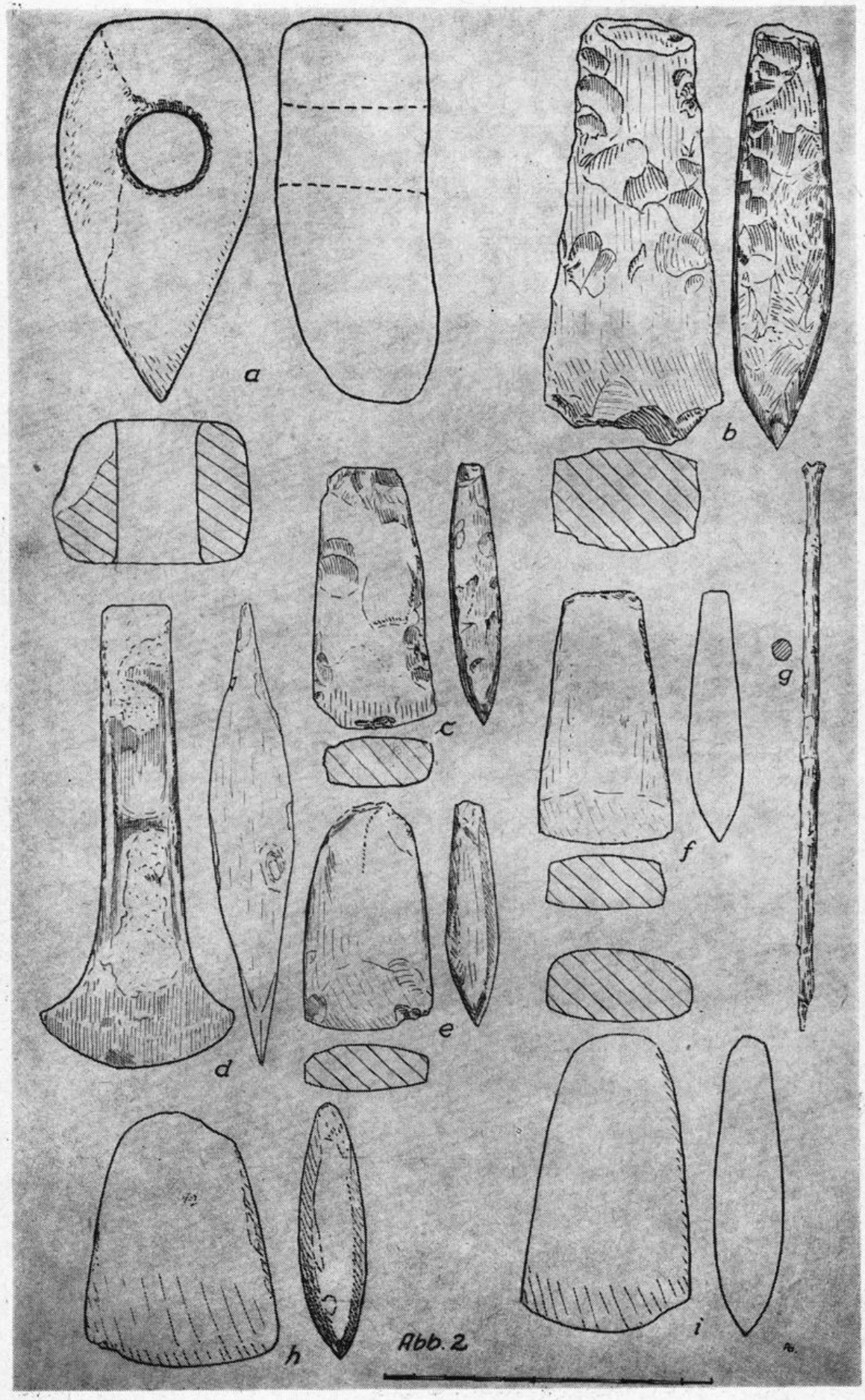


Abb. 2

Landesbibliothek Oldenburg

8. Cloppenburg Nr. 1317: Brauner, verzierter Trichterrandbecher, z. T. ergänzt. H = 10,0 Mdg. 10,0 = Bd = 3,5 (Abb. 1 h und Kossinna a. a. O. Taf. III, 16)

9 Cloppenburg Nr. 1316: Schwärzlicher, verzierter Trichterrandbecher. H = 9,0 Mdg. = 9,5 Bd = 3,5 (Abb. 1 i)

10. Cloppenburg Nr. 1318: Kleiner, brauner, verzierter Trichterrandbecher. H = 3,7 Mdg. = 5,5 Bd = 2,0 (Abb. 1 k)

11. Cloppenburg Nr. 1323: Kleines, wohl bronzezeitliches braunes Näpfchen. H = 4,5 Mdg. = 6,0 Bd = 2,3 (Abb. 1 l)

12. Cloppenburg Nr. 1321: Wohl bronzezeitliches, kleines, gelblich glattes Beigefäß mit 2 Schnurösen. H = 4,8 Mdg. = 4,8 Bd = 3,3 (Abb. 1 m)

13. Cloppenburg Nr. 904: Einstweilen nur auf Grund des Braunschweigischen Kataloges greifbares, zerbrochenes Gefäß mit Verzierungen

14. Cloppenburg Nr. 1322: Kleines, braunes, glattes Näpfchen. H = 3,5 Mdg. = 7,7 Bd = 2,0

15. Cloppenburg Nr. ZL I, 1994: Nur auf Grund des Kataloges festgestelltes kleineres Gefäß

16. Bei Vechta Nr. 374: Graugrüne Felsgesteinaxt mit etwas schräger und leicht konischer Durchlochung. Schneide rund, eine Seite beschädigt. L = 12,5 Br = 6,6 D = 5,2 ⌀ = 1,8/2,0 (Abb. 2 a)

17. Oldenburg Nr. 1923: An der Schneide stark beschädigtes, breitnackiges Feuersteinbeil mit rechteckigem Querschnitt. Seiten und Nacken grob zugeschlagen, Breitseiten überschliffen, Schneide einseitig poliert. L = 14,0 Br = 6,0 D = 2,1 (Abb. 2 b)

18. Bei Vechta Nr. 372: Graues Feuersteinbeil, allseitig angeschliffen, Schneiden poliert. L = 8,8 Br = 4,1 = D = 1,6 (Abb. 2 c)

19. Cloppenburg Nr. 357: Graues Feuersteinbeil, mit weißen Einschlüssen. Mit Ausnahme des Nackens allseitig geschliffen, Schneide poliert. L = 8,5 Br = 4,5 D = 1,8 (Abb. 2 f)

20. Cloppenburg Nr. 358: Hellgraues Feuersteinbeil mit dunkelgrauen Einschlüssen. Mit Ausnahme des Nackens allseitig geschliffen, Schneide poliert. L = 7,6 Br = 4,2 D = 1,7 (Abb. 2 e)

21. Bei Altendorf im Oldenburgischen Nr. 140: Schwärzliches Felsgesteinbeil. Am Nacken und an einer Schneidenecke beschädigt. An einer Breitseite kleine Vertiefung. L = 8,5 Br = 6,4 D = 2,3 (Abb. 2 h)

22. Bei Vechta Nr. 373: Dunkel graugrünes Felsgesteinbeil, am Nacken leicht beschädigt. L = 10,0 Br = 5,7 D = 2,5 (Abb. 2 i)

23. Cloppenburg Nr. 1395: Bronzebeil mit leicht erhabenem Mittelsteg, ausgeprägten Randleisten, grün patiniert. Patina stellenweise flächig abgeplatzt. L = 15,5 Br = 6,4/2,3 D = 2,9 (Abb. 2 d)

24. Cloppenburg Nr. 1532: Bronzenadel mit abgebrochenem Kopf, aber erkennbarer Durchlochung. L = 19,0 ⌀ = 0,6/0,5 (Abb. 2 g).

Bei all diesen vorgelegten Funden handelt es sich um Erwerbungen Braunschweiger Museen aus dem vorigen Jahrhundert. Interessant wäre eine Klärung der Frage, wie diese Funde nach Braunschweig gelangt sind. Die dortigen Aufzeichnungen sagen über den Erwerb der Nrn. 1, 2, 4, 13, 17 und 21 nichts aus. Bei den Nummern 15, 16, 18 und 22 steht fest, daß sie im Jahre 1872 von einem Herrn Stoltze geschenkt worden sind. Der weitaus größte Teil der Funde (Nr. 3, 5, 6—12, 14, 19, 20, 23, 24) stammt aus der Privatsammlung des Abtes Thiele vom Kloster Riddagshausen bei Braunschweig. Da dieser Abt eigenhändig in weiten Teilen von ganz Niedersachsen gesammelt hat, kann aus dem vorliegenden Fundkomplex geschlossen werden, daß er auch in der Cloppenburger Gegend seiner Sammlertätigkeit nachgegangen ist. Es wäre begrüßenswert und wichtig, wenn dieser Hinweis auf die Spuren der Tätigkeit von Abt Thiele aus Riddagshausen in unserer Heimat führen könnte. Dann würde es vielleicht auch möglich sein, die offenbar etwas summarischen Fundortsbezeichnungen und u. U. auch bessere Fundzusammenhänge und Befunde genauer zu bestimmen.

Johannes Pätzold

Landesbibliothek Oldenburg

Tiefstichverzierte oder weiß-inkrustierte Keramik?

Dem Prähistoriker steht zur Deutung längst vergangener Zeiten ein wesentlich einseitigeres Quellenmaterial zur Verfügung als dem Historiker, und seine aus diesem Material gezogenen Schlüsse sowie die daraus gewonnenen Erkenntnisse bedürfen ab und an einer genaueren Überprüfung.

die Großsteingrabkultur nicht treffend genug gewählt ist; doch noch eine andere Tatsache lehrt uns, daß die fragliche Bezeichnung nicht die richtige sein kann.

Unterzieht man nämlich die tiefstichverzierten Scherben und Gefäße einer genaueren Untersuchung, so kann man oftmals beobachten, daß noch ein beachtlicher Teil



Abb. 1: Jungsteinzeitliches „tiefstichverziertes" Gefäß aus der Sammlung des Museumsdorfes.
Bilderwerk Münsterland (Rudolf Engels, Cloppenburg)

Im Gegensatz zur Band- und Schnurkeramik bezeichnete man die Tonware der Großsteingrabkultur als Tiefstichkeramik. Diesen Namen wählte man nach dem kennzeichnenden Ornament. Wie aber die neuere Forschung ergab, ist eine „Tiefstichverzierung" nicht nur auf die Großsteingrabkultur beschränkt, sondern erstreckt sich über einen weiter ausgedehnten Raum. Schon aus dieser Tatsache erhellt, daß die Bezeichnung „Tiefstichkeramik" speziell für

der fraglichen Keramik Reste weißer Einlagen birgt (vgl. E. Sprockhoff, Handbuch der Megalithkultur, Tafel 45; 37,8; 47,5 und den Fundbericht, den Dr. Pätzold in diesem Kalender Seite 45 ff. veröffentlicht). Mit dieser weißen Einlage müssen einst alle Gefäße, die heute tiefstichverziert erscheinen, ausgelegt gewesen sein. Denn, sagt Sprockhoff (Mainzer Festschrift 1951), es handelt sich hierbei „nicht nur um ein paar ausgewählte Gefäße für den Feiertags-

Landesbibliothek Oldenburg

gebrauch, sondern um eine Erscheinung grundsätzlicher Natur. Es kann danach nur logisch sein, vom seltener erhaltenen Ganzen her auf das ursprüngliche Aussehen des ungleich häufigeren Stückwerks zu schließen. So ergibt sich uns auch das Bild vom ursprünglichen Zustand der Riesensteingräber nicht mehr, wie früher vielfach geschlossen, aus den Hunderten von zerstörten, die uns nur noch als Ruinen überkommen sind, sondern aus den wenigen noch in eindeutiger Verfassung erhaltenen Denkmälern dieser Art". Die Ausfüllung der tiefeingestochenen bezw. tiefeingeritzten Linien mit irgendeiner farblich sich abhebenden Masse aber bezeichnet man als Inkrustation.

Die Erkenntnis, daß ehemals eine derartige Inkrustation vorhanden war, läßt diese Keramik in einem ganz anderen Licht erscheinen. Der „Tiefstich" bildet nicht das Ornament, sondern ist nur ein Mittel, eine technische Voraussetzung, die der fraglichen Einlage einen festen Halt gibt. Wenn man sich vergegenwärtigt, unter welchen Umständen diese Gefäße die Jahrtausende überdauert haben, dann ist es wohl verständlich, daß sie nicht unversehrt erhalten bleiben konnten und auf den ersten Blick auch nicht sogleich ihr ursprüngliches Aussehen verraten. Der „Verputz", die Einlage, ist abgeblättert, mehr oder weniger vollständig verschwunden. Da ist es nun Aufgabe der Forschung, den tatsächlichen Urzustand irgendwie zu rekonstrurieren.

Aus diesem Grunde erschien es sinnvoll, das hier abgebildete (Abb. 1), aus der Sammlung des Museumsdorfes stammende und vorzüglich erhaltene Gefäß einmal nachzubilden und, soweit der Tiefstich reicht, mit weißer Masse auszulegen, d. h. ihn einmal so zu zeigen, wie er vor 4000 bis 5000 Jahren ausgesehen hat, d. h. wie die damaligen Menschen ihre Tonware wirklich verzierten und ihre innerseelischen Gefühlsabläufe in der Verzierung zum Ausdruck brachten.

Was die Eintiefungen selbst betrifft, so steht fest, daß sie ehedem mittels der sogenannten Wickelschnur hergestellt wurden, d. h. mittels eines Bindfadens, der eng um ein Stäbchen oder eine andere Schnur gewickelt ist. Das hier abgebildete Gefäß wurde auf die gleiche Weise, d. i. mit der Wickelschnur, bearbeitet; auf diese Weise wurde ein „Bett" für die Füllmasse hergerichtet. (Abb. 2).

Daß diese tiefen Furchen einstmals ausschließlich für diesen Zweck hergestellt worden sind, wird zur Genüge dadurch bezeugt, daß, nachdem die Sitte der Inkrustation aufgehört hatte, die Tongefäße auch nicht mehr die erwähnten Eintiefungen zeigen. Es ist daher auch nicht daran zu zweifeln, daß diese tiefen, aufrauhenden, furchenartigen Einritzungen ursprünglich nur zum Zweck der Inkrustation hergestellt worden sind.

Nach der Einbettung hat man das ganze Gefäß mit weißer Masse bestrichen und, nachdem diese getrocknet war, die überflüssige Füllmasse in einer der Verzierung entgegengesetzten Richtung abgewischt bzw. wieder entfernt.

Wie die Abbildung Nr. 2 zeigt, ist nach der Inkrustation von einem „Tiefstich" nichts mehr zu sehen. Das Gefäß hat wieder eine glatte Oberfläche. Auch die durch die tiefen Furchen erzeugte Licht- und Schattenwirkung ist gewichen zugunsten einer malerischen Belebung des Gefäßes.

Es ist vielleicht noch von Interesse zu erfahren, woraus die Inkrustationsmasse ehedem bestand. Durch chemische Untersuchung stellte sich heraus, daß Gips nur in vereinzelten Fällen verwendet wurde, vor allem aber Knochenasche und phosphorsaurer Kalk. Infolge chemischer Zersetzung kann sich die weiße Füllmasse auflösen und verlieren.

Ein schwer zu lösendes Problem stellt die Frage nach dem Ursprung der Inkrustation dar. Mit Sicherheit aber kann behauptet werden, daß diese Verzierungsart nicht aus dem Norden gekommen sein kann. Der Norden ist hierfür ein am Rande liegendes Gebiet, in dem diese Technik allerdings ein Stadium höchster Entwickelung zeigt. Man könnte zwar auch der Meinung sein, daß die fragliche Technik aus einer ursprünglich unbeabsichtigten Ausfüllung vertiefter Ornamente mit Staub und Asche hervorgegangen sei, und deshalb auch von verschiedenen Völkern ohne jedwede Verbindung miteinander „erfunden" werden konnte. Aber diese Technik, die in Persien, Ägypten, Kleinasien, auf den Inseln und Küstengebieten des Mittelmeeres, in Spanien, Frankreich, England, Holland, Dänemark, Deutschland, Österreich, Ungarn und Italien verbreitet ist, in Ländern also, die seit der Steinzeit mit einander in Verbindung standen, wurde nur in einer ganz bestimmten Zeit angewendet.

Landesbibliothek Oldenburg

Welches Land könnte nun, was diese Technik betrifft, das Ursprungsgebiet gewesen sein? „Verbindungen zwischen dem nordischen Kreis der älteren Ganggrabzeit mit dem Gebiet der südosteuropäischen bemalten Keramik sind seit längerer Zeit bekannt". (So E. Sprockhoff, Germania 1952). Die sogenannten Fruchtschalen aus Schleswig-Holstein und Dänemark, die Tonlöffel mit Grifftülle sind nur einige Belege für diese berechtigte Annahme. „Es müssen unmittelbare Einflüsse, persönliche Beziehungen zwischen dem Norden und der Ägäis in damaliger Zeit bestanden haben, die kaum anders als quer durch Europa dem Donaustrom folgend verlaufen sein werden." (E. Sprockhoff, a. a. O.).

Es sprechen die Funde für die Möglichkeit, daß an der Südküste des Mittelmeers, in Ägytpen, der Ausgangspunkt der Inkrustation zu vermuten ist. Von dort greift die Verbreitung auf die Inseln Cypern, Kreta und das Küstengebiet des Mittelmeeres über. Nach diesem ersten Vorstoß in das Mittelmeergebiet bemerken wir im allgemeinen eine Bewegung zum Norden hin. Eine Woge dringt durch den Balkan nach Rumänien und Siebenbürgen bis in die Ebene zwischen Donau und Theiß. (M. Wosinsky, Die inkrustierte Keramik). Von hier pflanzt sich die fragliche Art der Verzierung fort auf das Gebiet der Rössener Kultur (südlich des Harzes), das auch in anderer Beziehung von dorther sich beeinflußt zeigt. Hier in der Rössener Kultur, die, was die Zeit betrifft, mit der der Dolmenzeit des Nordens zusammenfällt, treffen wir nun einen ausgeprägten, kräftigen Tiefstich mit Inkrustation wieder an. Die Rössener Kultur könnte mit anderen Worten der Überbringer des Inkrustationsgedankens nach Nordwestdeutschland gewesen sein. Für diese Annahme spricht eine Reihe von Tatsachen, die hier allerdings nur kurz erwähnt werden können: Einmal finden wir nur hier den kräftig ausgeprägten, dem nordwestdeutschen sehr ähnlichen Tiefstich. Weiterhin aber konnte neuerdings fest-



Abb. 2: Dem Gefäß Nr. 1 frei nachgebildet, „tiefstichverziert" und mit weißer Füllmasse ausgelegt von Irmgard Ottenjann. Bilderwerk Münsterland (Rudolf Engels, Cloppenburg)

Landesbibliothek Oldenburg

gestellt werden, daß die in Nordwestdeutschland häufiger auftretenden Breitkeile der jüngeren Steinzeit der Rössener Kultur angehören (K. H. Brand, unveröffentlichte Dissertation Kiel 1953). Schließlich ist es möglich, unsere inkrustierten Fußvasen mit den Fußvasen der Rössener Kultur in Zusammenhang zu bringen.

Ist hiermit die Verbreitungsrichtung auch nur in groben Zügen angedeutet, so ist doch klar geworden, daß die nordische Tonware stark aus den südöstlichen Gebieten Europas beeinflußt wurde.

Betrachten wir schließlich noch einmal die beiden hier abgebildeten Gefäße, das tiefstichverzierte sowohl wie das mit weißen Einlagen malerisch belebte, auf die Wirkung ihrer Verzierung hin, so kann man Wersin (Das elementare Ornament) nur zustimmen, der da sagt: „. . . daß man nicht anzunehmen braucht, daß hinter der frühesten Ornamentik das Bewußtsein stand, Kunst zu machen, daß wir uns aber schwer vorstellen können, daß etwas, was auf uns als Kunst wirkt, anders als aus künstlicher Eingebung entstanden ist". Helmut Ottenjann

Fortschritt in der Technik

Kaort naohn ersten Weltkrieg wör in dai Cloppenborger Zeitung unner „Lokales" tau läsen: „Es ist unserer fortschrittlichen Wissenschaft gelungen, aus Altmaterial ein Erzeugnis herzustellen unter dem Namen „Blechuminium". Hier bietet sich Gelegenheit für die Jugend, weggeworfene alte Konservendofen, Eimer und Töpfe zu sammeln und sie an einer in der heutigen Zeitungsannonce angegebenen Stelle, für gutes Geld, abzuliefern." Dai Annonce ludde folgendermaßen: „Morgen, Donnerstag, von 2—6 Uhr, wird beim Zentralhotel gesammeltes Altmaterial gegen hohe Bezahlung abgenommen. Die Blechuminiumwerke, A.G." Dat wör'n Alarmsignaol för use Jungens. Dai Middewäken Naomdag wör schaulfrei. Nu günk dat los, naoh aale Windrichtungen. Aale Cloppenburger Handwaogens wüdden in Bewägung sedt. In dai Schossehgraobens, Bührener Dannen, Galgenmauer un Bürgerpark, — allerwägs leeg van dat Tügs genaug herüm. Et dürde nich lange, do kömen dai Ersten all mit'n Waogen vull naoh Hus, un dann günk't van naien wedder los. Manche haan sick uk tauhope daohn. Sai wullen sick den Verdenst dailen. Annern morgen wüt bie Hus noch aales naohsöcht, off daor nich noch'n Pott wör, dai'n Lock ha. Dönnerdag üm 1 Uhr stünd bien Zentralhotel all ne lange Riege upmarschiert. Jeder wull dai Erste wäsen, wenn dat Afläwern losgünk. Sai wüdden aower up'n hate Probe stellt. Naohn poor Stunnen wör dai Affnähmer immer noch nich daor. Verschiedene mennden, dai Afnähmer kunn woll den Zug verpaßt hebben, oder hai wör krank worn. Dat wör so gägen 4 Uhr, do köm son Wicht van 12 Jahren, wat morgens van ehren Vadder in'n April schickt wör, dor uk vörbi. Sai röppde ut vullen Halse: „April, April, daor kann ainer maoken, watt hai will." Dat wör för dai Jungs dat twaide Alarmsignaol, üm nu vergrellt tau weeren, dat sai so up'n Liem gaohn wassen. Dai Waogens mit Altmateriaol wüdden ainfach ümkippet, — un dai ganze Straote van't Zentraolhotel bit Brinkmann leeg vull daorvan. Den Schaoden ha dai Stadt. Sai müß daorför sorgen, dat dat ganze Kraoms mit Perd un Waogen wegbracht wüt. Et ha noch leiper weeren kunnt. Van Lastrup köm noch ainer mit'n groten Waogen vull. As üm dai Jungens up ehren Rückmarsch upklärden, dat up'n 1. April Vörspiegelungen falscher Tatsachen nich bestraoft wüdden, — mök hai links üm kehrt. Dai Stadt Cloppenborg ha dai Lehre trocken, ne „Städtische Müllabfuhr" intaurichten. Jedet naie Gewerbe wüt begrüßt. Dat gef Gewerbestür, un dai Stadt wüt rein. Soväl steiht faste: Dai olle Hermann Imsiecke ha in daomaoliger Tied schöne Aprilscherze utdacht. Dai mit Erzeugung van „Blechuminium" wör dai beste. Lange Jaohre naoher is noch düchtig daoraower lacht worn. Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

Das Leinen

Das Linnen spricht: Von meinem Dienste ruh'
ich kühl und weiß in der geschnitzten Truh'.

In diesem dämmerigen Raum
hör' ich den Lärm des Menschenalltags kaum.

Wie ich so liege, hab' ich Zeit zu ruh'n
und nachzusinnen über all mein Tun . . .

Vor vielen Jahren wuchs ich auf dem Feld
und wußte noch nichts von der Menschenwelt.

Jetzt bin ich alt, vom vielen Dienen bleich,
schon dünn und mürb', doch an Erfahrung reich.

Dem Säugling schon dien' ich als Windel zart —
als Totenhemd, wenn ihr einst aufgebahrt.

Ich kenne Menschenschmerz und Menschennot;
gar manchesmal war ich vom Blute rot.

Die Tränen zähl' ich nicht, die ich gestillt —
manch' fieberheiße Stirn hab' ich gekühlt.

Brannt' auf dem Feld die Mittagssonne heiß,
trockn't ich dem Bauern von der Stirn den Schweiß.

Ja, Blut, Schweiß, Tränen — Tränen, Schweiß und Blut:
Ihr Menschen, euer Leben kenn' ich nur allzu gut!

Vor langer Zeit — nach biblischem Bericht —
kühlt' ich ein heilig' Leidensangesicht.

Doch immer wieder, wenn ich lindern kann,
blickt mich das gleiche Schmerzensantlitz an . . .

So lieg' ich hier und sinne vor mich hin
als allerfahr'ne, schlichte Dienerin,

schon alt und fein, doch meiner Herrin Stolz,
in meinem Schrein aus braunem Eichenholz.

Landesbibliothek Oldenburg

Alte Siedlungsspuren unter dem Esch

Seit einiger Zeit versucht man, das Alter der Esche durch Messen der Plaggenauftragung zu bestimmen. So soll nach diesem System 1 Millimeter Plaggenbodenauftrag einem Jahr entsprechen. Man kann also bei einem Auftrag von 60 cm nach dieser Berechnung ein Alter von 600 Jahren annehmen. Daß diese Rechnung sehr fehlerhaft sein muß und auch nicht einmal einen ungefähren Anhalt für den Beginn der Aufplaggung geben kann, zeigen nachfolgende Betrachtungen:

1. Wenn ein Esch abgetragen wird, kann man beobachten, daß die alte Oberfläche vor dem Beginn der Plaggenauftragung meistens sehr ungleichmäßig war. So konnte bei einem Esch in der Gemeinde Zwischenahn festgestellt werden, daß an einer Stelle, ungefähr in der Mitte des Esches, der Auftrag rund 75 cm betrug und etwa 2 Meter weiter der Plaggenauftrag auf rund 1,50 m anstieg. Dieser um den doppelten Betrag erhöhte Auftrag, der an der Eschoberfläche selbst nicht erkenntlich war, war durch eine Senke in der ehemaligen Oberfläche entstanden. Bekannt ist auch, daß die Auftragung an den Eschrändern weitaus niedriger ist, als in der Mitte. Das ergibt sich zum Teil daraus, daß die Randstücke des Esches erst später in Kultur genommen wurden, als die höher gelegenen Mittelstücke.

2. Weit wichtiger aber als die durch die Natur des Untergrundes gegebenen Faktoren, ist für den ungleichmäßigen Plaggenauftrag das Verhalten des Menschen selbst. Krieg, Pestilenz, Seuchen und Abwanderungen werden den regelmäßigen Plaggenauftrag immer wieder unterbrochen haben. Aber auch ohne den Einfluß dieser höheren Gewalten wird der Plaggenauftrag auf den einzelnen Eschen, ja sogar den einzelnen Ackerstreifen, je nach Bedarf oder Können der bäuerlichen Arbeitsgemeinschaften verschieden vor sich gegangen sein.

3. Auch mit in der Plaggenzone eingeschlossenen Fundgegenständen kann hier nicht gearbeitet werden, denn diese werden immer sekundär gelagert sein. Wer wollte vielleicht von einer, wenn auch in der untersten Plaggenschicht, gefundenen Steinaxt auf den Beginn der Plaggenkultur in der Steinzeit schließen? Etwas anderes wäre es, wenn sich eine komplette vor- oder frühgeschichtliche Bestattung (z. B. Brandschüttung mit Urne) im Plaggenboden vorfinden würde. Aber alle in dieser Hinsicht gemachten Funde haben unter der ehemaligen Oberfläche (vor Beginn der Plaggenkultur) gelegen. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht noch, daß die Chaukenfriedhöfe von Driefeld und Wehnen (um 100—200 n, Chr.) unter einer ungefähr 60 cm starken Bauerdeschicht lagen, die ungestört über den Brandgruben lag. In Drantum wurde ein Gräberfeld auf der Merowingerzeit (6. bis 7. Jhdt. n. Chr.) ausgegraben, das ebenfalls unter einer Bauerdeschicht (aufgeplaggter Boden) von ungefähr 60 cm lag. Da bei den Funden niemals Bestattungen übereinander oder sehr nahe zusammen gefunden worden sind, ist anzunehmen, daß jedes Grab auch noch an der Oberfläche als solches erkenntlich war. Als dieses Gelände nun von dem Bauern unter den Pflug genommen wurde, mußte es aber seine Bedeutung als Friedhof und damit als geweihter Platz längst verloren haben.

Wann aber sind die ersten Äcker auf dem Esch angelegt worden?

Nach den bisherigen Erkenntnissen kann man sagen, daß in dem Beginn des Roggenanbaues auch die Anfänge der Eschrandsiedlungen liegen. In der Bronzezeit war das

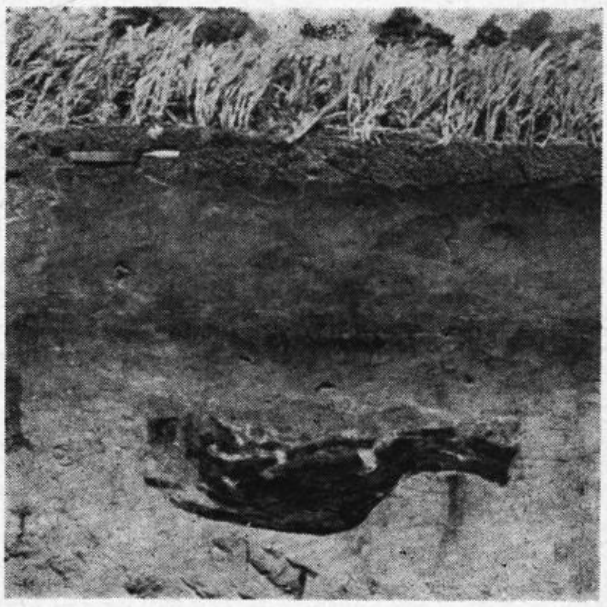


Abbildung 1. In der Kontaktzone zwischen Grauerdeschicht und Plaggenschicht hat sich nach Regen ein dunkler Streifen gebildet.

Landesbibliothek Oldenburg

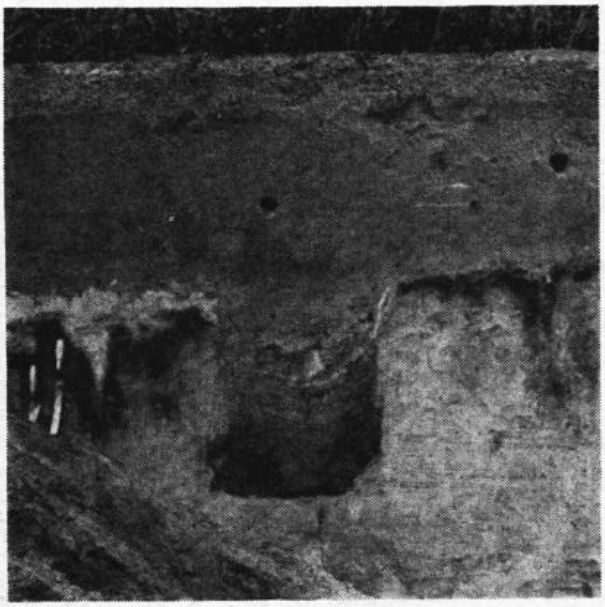


Abbildung 2. Bleichsand und Ortstein werden von einem Graben durchbrochen.

Klima viel zu trocken, um auf den hochgelegenen Eschen eine gute Ernte zu bringen. Heute werden ja auch von den Bauern bereits wieder Klagen laut, daß der Esch viel zu trocken wäre, da das gut ausgebaute Entwässerungssystem den Grundwasserspiegel erheblich gesenkt hat. Erst als zu Beginn der Eisenzeit (um 750 v. Chr.) ein starker Klimasturz den Anbau der bis dahin herrschenden Getreidearten (Weizen und Gerste) nicht mehr so ergiebig machte wie vorher, mußte man zum Roggenbau übergehen. Es hat aber wahrscheinlich sehr lange Zeit gebraucht, ehe sich der Roggen als wirkliches Volksnahrungsmittel durchsetzte. Denn die chemische Untersuchung von Nahrungsmittelresten in chaukischen Gebrauchsgefäßen ergab meistens ein Weizenbrot, das mit Honig durchsetzt war. Man kann den vollen Roggenanbau bei uns erst für das 4. Jhdt. nach Chr. annehmen. Für diese Zeit soll auch im Rheingebiet der Beginn der Plaggenkultur nachgewiesen sein. Bei uns ist jedoch eine Zwischenkultur sehr wahrscheinlich.

Unter dem Plaggenauftrag von vielen Eschen kann man häufig schwarze Grabenprofile sehen, die in den anstehenden gelben Sand eingetieft sind. Sie sind meist in regelmäßigen Abständen angelegt und haben eine Länge von durchschnittlich 8 m. Eine Verbindung der einzelnen Gräben untereinander oder mit einem Hauptgraben besteht nicht. Die Breite der Gräben beträgt zwischen 60 und 75 cm und die Tiefe ebenfalls 60—75 cm. Sie sind mit humosem Boden gefüllt, der stark mit kleinen Würzelchen und Holzkohleflittchen vermengt ist. Manchmal befinden sich ganze Heideplaggen darunter. Bei Eschen, deren ehemalige Oberfläche vor dem Plaggenauftrag mit Heide bestanden war, und in denen sich dadurch Bleichsand und Ortstein gebildet hatten, sind diese Gräben durch den Bleichsand und den Ortstein durchgeteuft worden. Reste von Ortsteinbrocken, Bleichsand und anstehendem gelben Sand liegen auf der Humusfüllschicht. Die Gräben treten aber auch auf Eschböden mit ehemaliger Waldoberfläche auf. Die Grabenränder sind scharf abgegrenzt. Das Grabenprofil zeigt meist zwei Typen:

a) wannenförmig — Abb. 1 —
b) U-förmig — Abb. 2 —

Welchem Zweck dienten diese Gräben?

Die Gräben sind meist staffelförmig angelegt. Der gleichmäßige Abstand läßt auf gleichzeitige Anlage schließen. Zwischen dem Plaggenboden und der ehemaligen Oberfläche vor der Plaggenauftragung befindet sich eine humose Schicht, die sich durch einen höheren Sandgehalt wesentlich von dem darüberliegenden Plaggenboden unterscheidet. (S. Abb. 3.) Diese ungefähr 20—25 cm starke Schicht bezeichne ich mit Grauerdeschicht. In der Kontaktzone der Grauerdeschicht mit der Plaggenschicht bildet sich nach Regen ein dunkles Band. (S. Abb. 1.) Die Grauerdeschicht stößt meistens

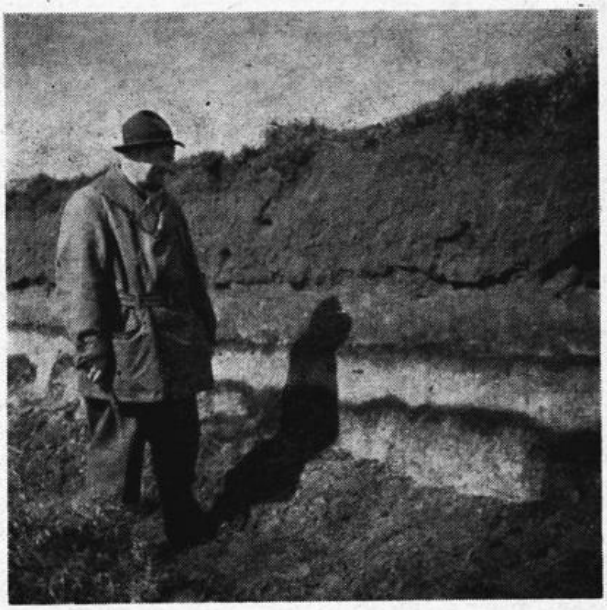
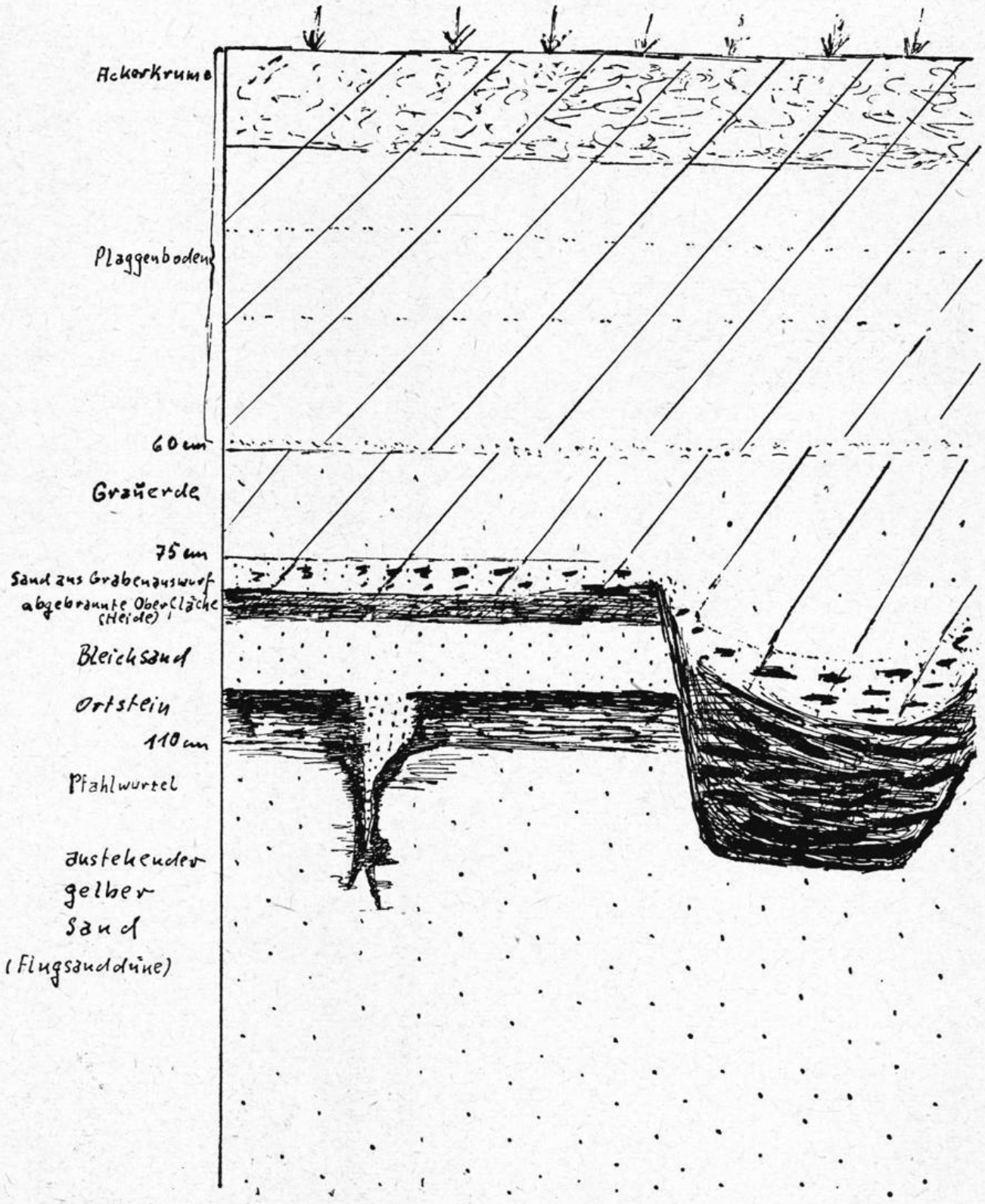


Abbildung 3. Drei Schichten heben sich ab; von oben: Plaggenschicht, Grauerdeschicht, Bleichsandschicht.

Landesbibliothek Oldenburg



Vergleiche Abbildung 4

Zoller

Landesbibliothek Oldenburg

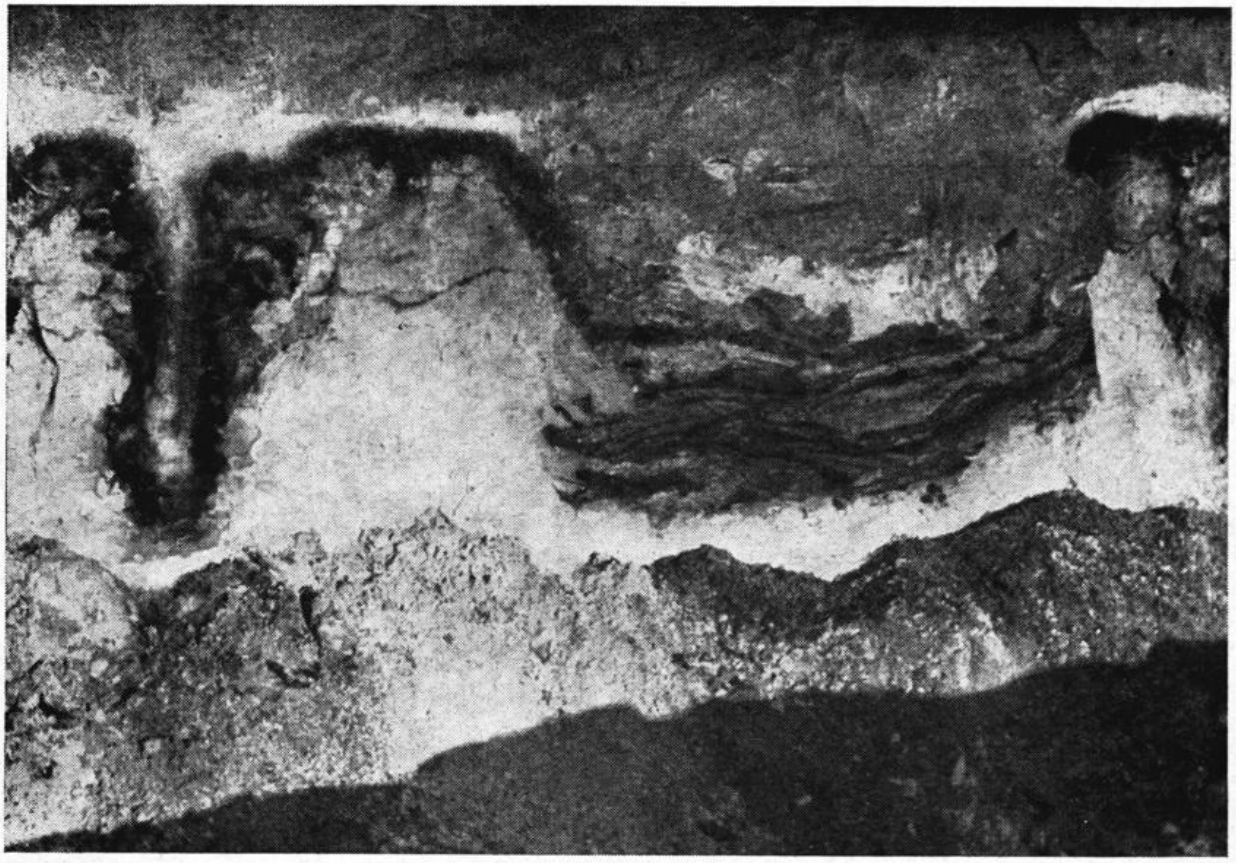


Abbildung 4. Links: Spuren einer ehemaligen Pfahlwurzel. Rechts: Grabenprofil mit humoser Füllung.

unten auf die alte Eschoberfläche, die ebenfalls in schwarzen Streifen über der Bleichsandschicht liegt.

Der von mir als Beispiel gewählte Esch war also früher mit Heide bestanden. Hier und da mögen wohl einige Eichen gestanden haben, wie die Pfahlwurzeln im Ortstein und die braunen Doppelbänder im anstehenden Sand aussagen. Von den ersten Siedlern wurde zunächst die ganze Rodungsfläche in Brand gesetzt. Dann wurden die Gräben ausgehoben und in diese Gräben die nachträglich gerodeten Wurzeln von Heide und anderen Unkräutern geworfen. Auch die Heideplaggen, die man bei dem Anlegen der Gräben herausgestochen hatte, kamen mit in die Gräben hinein. Ganz obenauf kamen der Aushub von Bleichsand und die Ortsteinbrocken. Der aus den Gräben entnommene gelbe Sand wurde mit der alten, dünnen Humusschicht vermischt und so eine ackerfähige Humusoberfläche geschaffen. Man verhinderte auch dadurch, daß bei einem Tieferpflügen der Bleichsand wieder nach oben kam. Es wird sich hier also um die Uräcker auf dem Esch handeln.

Über das Alter dieser Anlagen etwas sagen zu wollen, wäre noch verfrüht. Jedoch sei darauf hingewiesen, daß in den Gräben unter dem Edewechter Esch (Kreis Ammerland) Ziegelbrocken von Ziegeln des Klosterformats gefunden wurden. Es ist somit anzunehmen, daß auch noch im Mittelalter solche Grabensysteme angelegt wurden. Das Vorkommen von Ziegelsteinen in diesen Gräben würde damit aber das Alter unserer Plaggenböden ebenfalls in das späte Mittelalter heraufdatieren. Wie in der vorgeschichtlichen Zeit eine Bebauung des Esches ohne gründliche Düngung durch Plaggenauftrag möglich gewesen ist, kann heute noch nicht gesagt werden. Den Beginn der Eschrandsiedlungen wird man jedoch in die Zeit um 400 n. Ch. und den Beginn der Plaggenkultur in das 11. bis 12. Jhdt. bei uns datieren können. Ich möchte jedoch hierbei gleich betonen, daß diese Untersuchungen erst am Anfang stehen und uns vielleicht noch manche Überraschung bringen können.

Dieter Zoller

Landesbibliothek Oldenburg

Ein Knaoltjer kommt aufs Gymnasium

Nach meiner ersten hl. Kommunion nahmen meine Eltern Rücksprache mit dem Herrn Pfarrer in Strücklingen; ich sollte studieren. Der Pfarrer erklärte sich bereit, mir Lateinunterricht zu geben; später könnte ich beim Herrn Vikar Französisch und Griechisch lernen. Die Anfangsgründe der Mathematik würde mir Herr Lehrer Buschenhenke von Wittensand beibringen. Vom Volksschulunterricht wurde ich befreit. Zunächst lernte ich Latein. Pfarrer Heuer holte in der ersten Stunde seine alte Grammatik von Schulz heraus und ebenso das alte Übungsbuch vom selben Verfasser. Das waren nun vorläufig meine Schulbücher. Jeden Morgen sollte ich um 9 Uhr antreten. Noch am gleichen Tage erhielt ich vom Vater mein erstes Fahrrad, Marke „Pfeil", damit ich den 5 km langen Weg schneller zurücklegen könnte.

Eigentlich war ich jetzt Autodidakt. Denn der Unterricht beim Herrn Pfarrer dauerte selten länger als 10 Minuten. Er sah die schriftliche Arbeit durch, gab einige Ratschläge, bestimmte das Pensum in Grammatik und Übungsbuch für den folgenden Tag und entließ mich. In sechs Monaten hatte ich das Pensum der Sexta erledigt, nach weiteren sechs Monaten das der Quinta. Nun erhielt ich französischen Unterricht beim Herrn Vikar Bergmann, aber nur dann, wenn der Herr Vikar Zeit hatte. Sehr oft hatte er keine Zeit, weil damals gerade die neue Kirche in Strücklingen gebaut wurde und der Herr Vikar die Oberleitung hatte. Herr Vikar Bergmann und sein Nachfolger, Herr Vikar Pölking, gaben mir, ähnlich wie der Pfarrer, nur kurzen Unterricht. Herr Vikar Pölking hörte mich nur ab und war sehr ungnädig, zuweilen auch sarkastisch, wenn ich versagte. Das wurde noch schlimmer, als ich nach weiteren neun Monaten auch griechischen Unterricht bei ihm erhielt. Es drohte bei mir der tote Punkt zu kommen, wo einfach nichts mehr zu gelingen scheint und einem alles zuwider ist.

Vierzehn Tage nach Ostern 1903 reiste Vater mit mir nach Vechta. Es war an einem Sonntag. Vater brachte mich zum Antoniuskonvikt, das von jetzt ab für fünf Jahre mein Heim sein sollte. Präses Tepe empfing uns etwas verwundert; wir seien einen Tag zu früh gekommen, aber ich durfte doch dort bleiben. Zu Mittag und zu Abend aß ich an diesem Tage mit dem Herrn Präses auf seinem Zimmer, zwar etwas verschüchtert, aber doch für alles Neue hochinteressiert. Am Montag kamen die andern „Neuen", die am folgenden Tag mit mir die Aufnahmeprüfung machen sollten. Für mich aus dem weitab gelegenen Elisabethfehn waren es lauter unbekannte Gesichter; anschließen konnte ich mich zunächst noch keinem. Am Dienstag war die Prüfung, die erste Prüfung in meinem Leben. Nachmittags wurde mir gesagt, ich hätte die Prüfung für Obertertia bestanden. Vater stand wartend an der Tür des Gymnasiums, als ich vor Freude eilend herauskam. Jetzt wurde zunächst mal die blaue Mütze gekauft mit dem rotgoldenen Band, die Mütze der Obertertia. Und dann gab Vater mir eine Mark Taschengeld und nahm von mir Abschied. Ich stand allein draußen in der Welt, in einer Stadt, die mir Jungen aus dem Moore groß vorkam, unter Menschen, denen ich noch niemals begegnet war. Als ich trotz allem glücklich über die bestandene Prüfung zum Konvikt zurückkam, standen an der Tür zwei „Alte", zwei Untersekundaner. Herrisch wurde ich nach meinem Namen gefragt, und dann erhielt ich eine schallende Ohrfeige. Daß diese flegelhafte „Aufnahmezeremonie" mich begeisterte, kann ich nicht gerade behaupten.

Also war ich im Antoniuskonvikt. Es gab damals in Vechta nicht weniger als drei Konvikte. Das älteste war das Antoniuskonvikt; dann war dazu das Stanislauskonvikt gekommen unter dem Präses Vehorn und zuletzt — ein Jahr vor meiner Übersiedlung nach Vechta — das Josefskonvikt der Dominikaner unter P. Pius Keller. Das Stanislauskonvikt war für die Schüler der vier unteren Klassen; die fünf oberen Klassen verteilten sich auf die anderen Konvikte so, daß durchweg die Oldenburger im Antoniuskonvikt waren, die Nichtoldenburger bei den Dominikanern. Das Josefskonvikt, vom Volke und von den Gymnasiasten als „Paterkasten" bezeichnet, galt als das feinere Haus. Denn unter den dort wohnenden Schülern waren Grafen und Barone; auch die andern Schüler, meistens ehemalige Schüler des Kollegs in Venlo, machten einen feineren Eindruck als wir vom Oldenburger Land.

Landesbibliothek Oldenburg

Im Antoniuskonvikt war alles reichlich primitiv. Auch die hygienischen Einrichtungen waren nicht anders. Aber weil wir als Kinder vom Lande es nicht besser kannten, genügte es uns. Ein Spielplatz war nicht vorhanden; nur ein kleiner Garten stand uns zur Verfügung und eine Kegelbahn. Zum Spielen gingen wir dreimal in der Woche auf den Schützenplatz am Galgenberg. Für die durchschnittlich 50 Schüler gab es zwei Studiensäle und zwei Schlafsäle mit Kabinen. Dazu kamen ein Speisesaal, ein Spielsaal, ein Krankenzimmer und die Kapelle. Die Zellen wurden öfters gewechselt. Bei Tisch saßen wir nach unsern „Nummern", rückten aber jede Woche um zwei Stühle weiter, damit jeder einmal beim Präses zu Tisch sitzen mußte. Im Spielsaal gab es keine festen Plätze. Es wurde dort viel geraucht — von Untersekunda ab durchweg lange Pfeife — und Skat gespielt.

Im Konvikt herrschte ein eigenartiges Leben. Von Erziehung war keine Rede. Wir wohnten und studierten dort unter der mehr oder weniger strengen Aufsicht des Präses. Das war alles. Ich muß allerdings betonen, daß die unkomplizierte, mit pädagogischen Theorien nicht belastete, aber menschlich feine und tiefreligiöse Persönlichkeit des Präses Tepe auf mich einen stark erzieherischen Eindruck gemacht hat. Tepe wurde bekanntlich später Pfarrer in Löningen, dann bischöflicher Offizial in Vechta und Domkapitualar in Münster, starb aber schon wenige Wochen nach seiner Einführung als Offizial.

Im Konvikt war eine Art „Pennalismus", zum Teil übelster Form. Die Schüler der drei obersten Klassen bildeten eine „Feme". Wenn ein Obertertianer oder ein Untersekundaner sich gegen die „Größeren" nicht entsprechend benahm, so wurde er vor die Feme geladen bzw. zu gelegener Zeit vor sie geschleppt. Die Feme tagte im Krankenzimmer, und durchweg schloß jede Sitzung mit einer gediegenen Verprügelung des Geladenen. Wir bildeten eine „Antifeme" und holten bei Gelegenheit einen der größeren Mitschüler, der es nach unserer Meinung verdient hatte, in irgendeine Ecke und verprügelten ihn nicht minder weidlich. Weil auf diese Art eine Spaltung zu kommen drohte, wurden Feme und Antifeme verboten, und als wir später, in die Obersekunda versetzt, uns weigerten, einer neuen Feme beizutreten, kam der Zustand nicht wieder.

Wie ich schon erzählte, wurde viel geraucht. Schon früh männlich zu sein, war das Ideal. Darum gingen wir spazieren mit Spazierstock und Zigarre; darum rauchten wir gern die lange Pfeife. Ich erinnere mich noch, daß ich schwer empört war, als ich eines Tages mit einer langen Pfeife, die nicht viel kürzer gewesen sein dürfte als ich selbst, vor dem Konvikt stand und ein vorüberfahrender Fuhrmann mich auslachte.

Das Gymnasium war unsere geistige Bildungsstätte. Hervorgegangen aus einer ehemaligen Franziskanerschule, bewahrte es sich alte Traditionen. Es führte den Titel: Großherzoglich Oldenburgisches Katholisches Gymnasium Antonianum. Alle Lehrer waren katholisch. Beim Gottesdienst wurden lateinische Lieder gesungen, zum Teil mit Soloeinlagen, die von einem Primaner oder auch von zweien vorgetragen wurden. Das Kirchenvolk Vechtas kannte diese Lieder ebenso gut wie wir und sang sie bei den Prozessionen mit großer Begeisterung. Besonders beliebt waren die Osterlieder, vor allem das „Pone luctum Magdalena", und die Sakramentslieder. Jeden Sonntag wurde in der Nachmittagsandacht eine Antiphon zur Gottesmutter gesungen, dem Festkreis entsprechend. Meistens war es das „Alma Redemptoris Mater"; in der Osterzeit „Regina coeli laetare".

Unter meinen Lehrern ragte der Direktor Dr. Josef Werra in jeder Beziehung hervor. Er hatte den Spitznamen „Drache". Für mich war er damals die Respektsperson an sich. Später habe ich ihn näher kennen gelernt, und ich muß gestehen, daß Dr. Werra bei mir jedesmal, wenn ich wieder mit ihm zusammengekommen war, an Ansehen gewonnen hatte.

Mein Ordinarius auf Obertertia und Untersekunda war der geistliche Oberlehrer Josef Kösters. Von der Obersekunda ab hatte ich bei ihm nur noch deutschen Unterricht, vorher auch Latein und Französisch. Kösters wirkte stark auf uns durch seine ausgeglichene Persönlichkeit. Wir hatten ihn gern. Als ich einmal in seinem Unterricht eingeschlafen war, ließ er mich ruhig schlafen und begrüßte mich, als ich beim Klingelzeichen aufwachte, mit einem etwas ironischen „Guten Morgen, Siemer!".

Lehrer der griechischen Sprache war Oberlehrer Josef Struck. Von Obersekunda ab hatte ich bei ihm außerdem Latein, Französisch und — abgesehen von einem halben

Landesbibliothek Oldenburg

Jahr — Englisch. Von Anfang an hatte ich Schwierigkeiten mit ihm und er mit mir. Bei Oberlehrer Struck vereinte sich geradezu alles, was ihn zum Gegenstand jugendlichen Gespötts machen konnte. Schielend, linkisch in seinen Bewegungen, meistens unrasiert, mit struppigem Haar, papierenem Kragen, unmöglich gefärbten Schlipsen, manchmal auch ohne Schlips, mit ungebügelten Hosen, ungeputzten Schuhen war er ein sonderbarer Junggeselle. In meinen Gymnasialjahren zechte er auch mal gern bis zum Morgen hin, so daß wir in der Klasse Allotria mit ihm treiben konnten. Anfangs Bauzeichner, hatte er als Autodidakt die Reifeprüfung gemacht und dann durchweg als Arbeitsstudent die Universitätsstudien mit großem Erfolg erledigt. Struck war hochbegabt, hatte, wie ich später erkannte, ein goldenes Herz, aber Gott schuf ihn in seinem Zorn über die Vechtaer Pennäler zum Lehrer.

Unser Turnlehrer, Zeichenlehrer und Gesanglehrer war Herr Anneken, der den Titel „Technischer Lehrer" führte. Er sah meistens grimmig aus, sprach stark akzentuiert, meinte es aber nicht böse. Es war auch schon eine nicht gerade angenehme Sache, Flegeln von 13—15 Jahren, dazu noch solchen, die in der Wiege von den Musen nicht geküßt worden waren, holde Künste beizubringen. Herr Anneken versuchte es mit ungeheurer Geduld, aber bei mir mit völlig negativem Erfolg. Ich konnte keinen Kubus perspektivisch richtig zeichnen. Wahrscheinlich habe ich es auch nie im Ernst versucht. Zum Schluß eines jeden Tertials gab ich immer wieder dieselbe Zeichnung ab, die ich mir ebenso jedesmal nachher wieder zurückholte, um sie für das nächste Tertial zur Hand zu haben. Das Schicksal wollte, daß Herr Anneken beim letzten Tertial auf der Untersekunda den Schwindel merkte. Das war mein Unglück; im Zeichnen erhielt ich als Schlußzensur — wahrhaftig verdient — „mangelhaft". Das Singen war eine lästige Sache; darum erschien ich durchweg nur zur Generalprobe. Es ging auch so. Das Singen war damals übrigens kein Unterricht, sondern nur Chorübung. Wenn wir mal bösartig waren, sangen wir mit Absicht falsch. Es war bewundernswert, mit welcher Zornesröte im Gesicht und mit welcher Geduld im Verstand und im Herzen Herr Anneken, der genau wußte, was gespielt wurde, diesem Spiel zusah. Das Turnen vollzog sich im gewöhnlichen Schulanzug, der bei der damaligen Mode alles andere eher als ein Turnanzug war. Beim Turnen habe ich mir mehrmals Arreststrafen zugezogen, die Herr Anneken aber immer wieder mir schenkte. Nur einmal ging es daneben. Da gab Herr Anneken die Sache weiter an Herrn Oberlehrer Struck; ich hätte beim Turnen Skat gespielt. Am andern Tag — ich war auf Obersekunda — kam ich in „Homer" daran. Ich wußte überhaupt nicht, bei welchem Vers wir standen. Vielleicht hatte der Oberlehrer auch gerade eine halbe Stunde über den Modus potentialis, sein Steckenpferd, gesprochen. Ein Mitschüler gab mir schnell sein Buch und zeigte mir, wo ich anfangen sollte; ein zweiter drückte mir von hinten die Übersetzung „von einem Schulmann" in die Hand, und nun konnte es losgehen. Aber „Josef" hatte etwas gemerkt. Er kam langsam, während ich „übersetzte", auf meinen Platz zu. Als er in reichlich bedrohlicher Nähe war, flog der „Schulmann" unter die Bank nach hinten. Im selben Augenblick sprang Struck zu, riß mir das Buch aus der Hand, schimpfte, daß ich „skandiert" hätte, — dabei hatte ich mir niemals die Mühe gemacht zu skandieren, — und blätterte im Buch herum. Und siehe da — hinten im Buch stak noch ein Blatt, ein altes Blatt aus einem „Schulmann". Struck triumphierte, und dann funkte er mich an, ganz fürchterlich: ich sei ein übler Bursche, hätte beim Turnen Skat gespielt usw. Mir war klar, daß ich verspielt hatte. Es gab zwei Stunden Arrest und auf dem Zeugnis im Betragen „Nicht ohne Tadel". Es war auch nicht ohne Tadel, aber formaljuristisch war die Angelegenheit doch nicht in Ordnung; denn der Homer hatte nicht mir gehört, und darum hatte ich nicht die Verantwortung für das Blatt aus dem „Schulmann". Aber das konnte ja Oberlehrer Struck nicht wissen.

Auf der Prima war Oberlehrer Rieland unser Turnlehrer. Herr Rieland hatte einen schönen Bart, war ein Meister der Ironie und fiel nie aus der Rolle. Ein sonores Organ tat noch ein übriges, ihm die Autorität zu sichern. Eines Tages machten wir Parademarsch. Mitten auf dem Platz war eine Regenpfütze, durch die gerade ich mit zwei Mitschülern durchmarschieren sollte. Wir wichen aus, nachdem wir aus der marschierenden Linie zurückgeblieben, und reihten uns dann wieder ein. So geschah es dreimal, obwohl der Herr Oberlehrer es streng verboten hatte. Beim vierten Male kam unmittelbar vor der Pfütze ein martialisches „Halt!". Wir standen und glaubten, daß endlich der Turnlehrer ein Einsehen

Landesbibliothek Oldenburg

bekommen hätte. Aber es war gerade das Gegenteil. Rieland kam auf uns zu, strich dabei seinen langen Bart und trat auf einmal mit einem Stiefel in die Pfütze, daß uns der Dreck von oben bis unten bespritzte. Dann schaute er uns triumphierend an und sagte verächtlich nur „Bursche".

Religionsunterricht gab uns Oberlehrer Dr. Clemens Pagenstert, von Obersekunda ab auch Geschichte und Erdkunde. Dr. Pagenstert war ein stiller Gelehrter, der sich am liebsten mit Studien der Geschichte befaßte, und zwar der Geschichte Südoldenburgs. Sein Unterricht war etwas trocken und schematisch. Vor Fragen, die man stellte, hatte er Angst, weil er ein schlechter Dialektiker war. Im Religionsunterricht sagte er uns eines Tages, man dürfe Sakramente nur im Stande der Gnade spenden. Auf meine Frage, was ich zu tun hätte, wenn ich ein neugeborenes Kind vor mir hätte, das im Sterben läge, und ich selbst wäre im Stande der Todsünde, antwortete er, ich müßte vollkommene Reue erwecken. Als ich meinte, das ginge nicht so leicht, bekam ich die Gegenfrage: „Sind Sie denn immer im Stande der Todsünde?" Dr. Pagenstert war kein Mann, der eine Jugend begeistern konnte, aber wir hatten unseren „Clemens" gern, weil er sein Bestes tat und seine schlichte Art uns zusagte.

Aber das größte Original unter unseren Lehrern war Professor Dr. Bernhard Brägelmann, von uns nur „Bernd" genannt. Ihn zu schildern ist mir unmöglich. Bernd war zu einem Drittel Bauer, zu einem zweiten Drittel Priester und schließlich Gelehrter. Wenn man will, kann man sagen, er habe die Eigenschaften dieser drei Stände in sich vereint. Seine Figur, sein Gang, sein Gesicht waren echt bäuerlich. Er sprach auch mit Vorliebe Plattdeutsch. Sein Unterricht war von einer primitiven Anschaulichkeit, die ihre Bilder durchweg dem Landleben entnahm. Einmal wollte er uns das Gesetz der Hebelkraft klarmachen. Er fing an: „Vor meinem elterlichen Hause lag früher ein großer Stein, ein Findling. Meine Mutter hatte schon oft den Wunsch geäußert, der Stein solle weg; aber es fehlte an Arbeitskräften. Eines Morgens war der Stein weg. Meine Mutter war anfangs erstaunt, aber dann meinte sie: „Dat hät use Bernd maoket; dei kann sökke Kunststücke." Sehen Sie, meine Herren, das war die Hebelkraft." Seine Freizeit verbrachte er in seinem Garten, besonders bei seinen Obstbäumen. In den Ferien war er vielfach bei seinem Freunde und früheren Kollegen, dem Bischof Hermann Dingelstadt von Münster, um auch bei diesem den Garten in Ordnung zu bringen.

Bernd las uns die Gymnasialmesse; nur Hochämter hielt er nie. Niemals betete er laut die Gebete nach der Messe. Das waren Neuerungen, die er nicht mochte. Als eines Tages die Verfügung herauskam, beim Hochamt dürfe nicht mehr nach dem münsterischen Ritus, sondern müsse nach dem römischen gesungen werden, soll Bernd erklärt haben: „Dat is nix mer up dei Welt; innen Staot wed alles prüsk, in dei Karken alles romsk."

Sein Unterricht war gegen alle Regel. Er trug vor, als wenn er Universitätsprofessor gewesen wäre. Mit „Meine Herren" redete er uns schon auf der Obertertia an. Selbstverständlich auch mit „Sie". Abgefragt wurde nie. Hie und da kam einer an die Tafel. Bei den Klassenarbeiten ging man zu dem, der etwas konnte, und arbeitete mit ihm zusammen. Konnte keiner die Aufgabe lösen, fragte man Bernd selber, dann ging es. Und doch wußte Bernd, was los war. Er sah, wer sich interessierte, wer mitmachte, wer fragte. Aus einem Kolloquium erkannte er vielleicht mehr, als mancher andere aus den Arbeiten. Und dann sein Unterricht. Er trug z. B. Geschichte vor in einer Vollendung, die ich als solche erst erkannt habe, als ich selbst Lehrer der Geschichte geworden war. Wir lernten vielleicht wenig Geschichte, aber man bekam Sinn für Geschichte. Auch in der Mathematik wurden wir in keiner Weise Rechenkünstler, aber man bekam eine Ahnung, was die Welt der Zahlen und der Verhältnisse bedeutete. Dennoch glaube ich schon, daß Bernd nicht auf das Gymnasium unserer Zeit gehörte.

Auf Obersekunda und Prima war Oberlehrer Otto Engelhardt unser Lehrer in Mathematik und Physik. Bei ihm lernten wir Schulmathematik. Mir hatte die Art Brägelmanns bedeutend mehr zugesagt, aber um Prüfungen zu bestehen, reichte sie für uns nicht aus. Viel gearbeitet in Mathematik habe ich seitdem nicht mehr; bedeutet hat sie mir überhaupt nichts mehr. Die Physik war schon interessanter, weil Engelhardt Versuche machte im Gegensatz zu Brägelmann, dem das Experiment, vor allem in der Elektrizität, nicht lag. Einmal zeigte Bernd auf die Schalttafel, an die er nie

Landesbibliothek Oldenburg

heranging, und sagte nur: „Meine Herren, dat is Düwelskrom." Engelhardt gab sich um uns viel Mühe; auch war er für seine Fächer begeistert. Darum galt er bei uns. Eine besondere Freude machte es ihm, wenn er von seiner Uhr, seinem „Chronometer", sprechen konnte, die — wie er immer wieder betonte — genau mit der Hamburger Sternwarte ging. Wir gaben ihm natürlich auf irgendeine Weise täglich Gelegenheit dazu.

Im Herbst 1904 wurde Direktor Werra durch Direktor Kotthoff abgelöst. Kotthoff — schon nach wenigen Tagen hatte er den sehr bezeichnenden Spitznamen „Buddha" — hatte einen schweren Stand, eben weil er der Nachfolger Werras war. In mehr als einer Beziehung hat er ihn nie erreicht. Aber Kotthoff war ein ausgezeichneter Lehrer, der mit großer Anschaulichkeit uns die Ereignisse und Ideen der Antike klarzumachen versuchte. Ich hatte bei ihm nur in der Prima Unterricht, und auch da nur zwei Stunden Horaz. Aber heute noch sind mir einige Stunden in lebhafter Erinnerung. Als wir die Ode über die „Auri sacra fames" durchnahmen, suchte Kotthoff uns klarzumachen, wie wenig Horaz sich für Gold interessierte. „Stellen Sie sich vor, der Ofen sei ein Goldhaufen. Ich gehe vorbei" — mit großen Schritten ging Kotthoff am Ofen vorbei — „und schaue mich nicht um. Ich gehe nochmals vorbei; der Goldhaufen interessiert mich nicht. Ich gehe ein drittes Mal vorbei . . ." Weil uns das Schauspiel Spaß machte und wir mächtig lachten, Buddha aber in unserem Lachen ein tiefes Verständnis für die Ideen seines lieben Horaz vermutete, wiederholte er das Vorbeimarschieren am Goldhaufen immer wieder. Einmal kam ich dran und sollte einen Vortrag halten über die verschiedenen Formen der Ode. Zu Anfang ging es; denn ich hatte in der Klasse selbst, unmittelbar vor der Unterrichtsstunde, noch schnell einen Blick in die Einleitung zu Horaz geworfen. Zuweilen hat ja ein Schüler eine Vorahnung der kommenden Gefahr. Aber dann war Schluß. „Siemer, das war nihil und abermals nihil und tausendmal nihil. Setzen Sie sich; eine Fünf." — Wir hatten die Ode gelesen über die „lieblich plaudernde und lieblich lächelnde Lalage". Buddha hielt einen wichtigen Augenblick für gekommen. Er klopfte mit seinem Hausschlüssel aufs Pult: „Achtung, Achtung, etwas fürs Leben!" Wir waren gespannt. „Ich rate Ihnen, verlieben und verloben Sie sich nicht zu früh. Wenn die Stunde kommt, dann ist sie da. Nicht früher." Die ganze Klasse brach in schallendes Gelächter aus. Buddha war empört. „Ich sehe, Sie sind für solche Probleme noch nicht reif."

Mit andern Lehrern bin ich überhaupt nicht oder nur wenig in Berührung gekommen. Originale waren sie eigentlich alle. Und es war — gut so. Aber nicht gut war es, daß wir den Lehrern gegenüber und die Lehrer uns gegenüber eine allzu große Distanz hielten. Von einem unmittelbaren, von Mensch zu Mensch gehenden Verkehr konnte keine Rede sein.

Als ich Ostern 1903 auf Obertertia gekommen war, zeigte ich alle Anzeichen eines Musterschülers. Ich war aufmerksam und fleißig, mußte es auch sein, weil meine fremdsprachliche Ausbildung noch viele Lücken hatte. Die Lehrer schätzten mich, wie ich deutlich merkte, so daß einige Mitschüler mich „Renomméschinder" nannten. Der Spitzname wurmte mich nur so lange, als ich in etwa ihn verdiente. Später blieb nur noch „Schinder" übrig und schließlich — in seinem Ursprung nicht mehr erkennbar — „Schinschin". Bei der Versetzung nach Untersekunda erhielt ich ein Prämium.

Die Entwicklung, die nun begann, war schon auf Obertertia vorbereitet worden. Zunächst war aus dem Jungen vom Lande ein feiner Pimpf geworden. Freilich hatte ich im Gegensatz zu den meisten meiner Altersgenossen meine langen Hosen und behielt sie. Aber ich lernte doch bald, daß man „Hochwasser" zu vermeiden hatte, und daß Bügelfalten von ausschlaggebender Bedeutung waren. Meine Kragen waren vielleicht 20 Jahre vorher Mode gewesen; jedenfalls hatte Mutter sie vorsorglich in einer Weite gekauft, daß sie mir zwei Nummern zu groß waren. Wahrscheinlich hatte sie geglaubt, ich käme bis zum Abitur damit aus. Dazu hatte ich einen Schlips mit „Eisenkonstruktion". Bald bemühte ich mich, andere Kragen zu bekommen, richtige Stehkragen, die mir paßten und hoch genug waren. Und dazu einen Bindeschlips, ein für einen kultivierten Mitteleuropäer unbedingt notwendiges Kleidungsstück, das mir aber in meinem ganzen Leben, sobald ich damit zu tun hatte, allerlei Schwierigkeiten machen sollte. Statt der bis dahin kurzgeschorenen Haare trug ich jetzt eine ganz ansehnliche Mähne, deren Locken unter der weißen Sekundanermütze keck hervorlugten. Mein Äußeres war also bei der Versetzung nach Untersekunda soweit ent-

Landesbibliothek Oldenburg

wickelt, daß die innere Blasiertheit darin keine Hemmung mehr zu finden brauchte.

Auf Untersekunda war ich schon kein Musterschüler mehr. Meine Aufmerksamkeit wurde auf den Zeugnissen bemängelt. Darum erhielt ich bei der Versetzung nach Obersekunda kein Prämium, sondern bekam nur ein öffentliches Lob für meine Leistungen und als äußere Anerkennung ein Buch über Schiller ohne persönliche Widmung. Als ich, etwas verärgert, mit diesem Buch auf meinen Platz in der Aula zurückgekommen war, hielt ich es in die Höhe und fragte herausfordernd laut: „Wer will es haben?" Diese Bemerkung brachte mir einen schweren Verweis ein. In meiner Verärgerung fuhr ich nicht nach Hause, sondern nach Cloppenburg und feierte dort mit andern Mitschülern meinen ersten Kommers. Ich trank Bier nur ungern, aber es gehörte zu einem jungen Manne, der das „Einjährige" bekommen hatte, einen Kommers zu feiern. So erlebte ich meinen ersten gründlichen Rausch. Der Empfang am andern Tage zu Hause — es war an einem Gründonnerstag — war nicht gerade erhebend.

Auf Obersekunda begann ein regelrechter Abstieg. Mein Herbstzeugnis war nicht hervorragend. Außerdem schrieb der Präses Tepe einen Brief an meinen Vater, den ich aber, um mir die Ferien nicht zu verderben, abfing und erst unmittelbar vor der Abreise nach Vechta meinem Vater überreichte; denn in dem Briefe wurde um eine Empfangsbestätigung gebeten. Der Auftritt, der mit der Überreichung verbunden war, ist mir unvergeßlich. Ich war fertig angezogen; der Koffer war gepackt; der 10 km lange Weg zu Fuß zum Bahnhof Augustfehn mit bepacktem Koffer sollte angetreten werden. „Vater, ich habe dir noch etwas zu geben . . ." Die Zornesröte stieg meinem Vater ins Gesicht: „Zieh dich um, du Lümmel, du Schandfleck der Familie, du kommst nicht mehr nach Vechta; mit dem Studium ist es aus." Und damit hatte ich auch schon eine schallende Backpfeife — öffentlich vor Mutter und Geschwistern — als junger Mann, der das „Einjährige" hatte. Und um die Beschämung vollständig zu machen, fing dieser junge Mann zu heulen an. Da legte sich Mutter ins Zeug, und ich konnte wandern. Auf dem Wege habe ich mir geschworen, mein Leben zu bessern und nicht mehr zu sündigen. Aber wie die spätere Zeit zeigen sollte, erhielt ich dazu nicht die wirksame Gnade.

Auf Unterprima hatte ich zunächst überhaupt keinen Anlauf gemacht. Nach den Pfingstferien kam der tote Punkt. Ich konnte und wollte nicht mehr. Auch schmerzte mich der Nervus trigeminus. Deshalb setzte ich eine dunkle Brille auf, erklärte mich selber für krank, fuhr nach Oldenburg, ließ mir dort von einem Augenarzt bescheinigen, daß ich erholungsbedürftig sei, und reiste heim. Es war Montag in der Fronleichnamsoktav. Ich hatte rund drei Monate Ferien. Und was für Ferien! Vater traute mir zwar nicht ganz, zumal ich zu Hause schon nach einigen Tagen die blaue Brille nicht mehr nötig hatte. Aber es war nun einmal so. Zum Herbst schickte man mir das Zeugnis nach Hause; es war miserabel. Nach den Ferien hatte ich manches nachzuholen; es ging auch halbwegs. Jedenfalls hatte ich bei der Versetzung nach Oberprima wieder ein anständiges Zeugnis. Aber nach den Pfingstferien setzte ich wieder die dunkle Brille auf. Nach Hause durfte ich nicht gehen, das wußte ich. So blieb ich in Vechta, ging aber kaum noch zur Schule. Es war wunderbar, in der Umgebung Vechtas herumzustrolchen, während die Mitschüler in der Klasse saßen. So habe ich es bis zu den Herbstferien gehalten. Dann wurde die Lage gefährlich; ich mußte zur Reifeprüfung zugelassen werden. Immerhin brachte ich es dahin, daß ich in der Vorzensur kein „Nicht genügend" hatte. Im Betragen allerdings hatte ich nur Gut, nicht Sehr gut. Das Ergebnis der Reifeprüfung war ziemlich kläglich; vom Mündlichen wurde ich nicht befreit. Meine Konabiturienten gaben mir im „Suum cuique" folgenden Spruch mit auf die Reise ins Leben:

„Siemer, Josephus, tritt hervor und zeige,
daß keck du
Immer und ewig gewesen und immer und
ewig du sein wirst.
Auch wenn einst in den Himmel Petrus
nicht ein dich will lassen,
Wirst du finden eine Bemerkung, die Zutritt verschafft dir.
Hast du's auch nicht verdient, dir wird es
sicher gelingen."

Gott gebe es!

Mehr als die Schule interessierten mich Bildungsmöglichkeiten, die neben der Schule lagen. Da war die Rhetorika. Gründer war der oben genannte Professor Dr. Brägelmann. Im Jahre 1905 feierten wir das 50jährige Bestehen dieses Vereins, zu dessen Vorstand als Vertreter der Obersekunda ich da-

Landesbibliothek Oldenburg

mals gehörte. Nur Primaner und Obersekundaner konnten dem Verein angehören. Zielsetzung und Methode waren durchaus ernst zu nehmen. Das Ziel war die Fähigkeit, sich in freier Rede auszudrücken, als Sprechdenker eine Rede oder einen Vortrag zu halten. In der Obersekunda wurde an einem Gedicht oder an einem kleinen Prosastück das natürliche Sprechen geübt. In der Unterprima mußten ausgearbeitete Reden gehalten werden. Die Oberprimaner erhielten ein Thema, über das sie nach 20 Minuten Vorbereitung in freier Rede zu sprechen hatten. Der Verein hatte eine verhältnismäßig reichhaltige Bibliothek, die fortlaufend aus den Beiträgen der Mitglieder und der Alten Herren ergänzt wurde.

Als neben der Schule herlaufend betrachtete ich auch den mehr oder minder freundschaftlichen Verkehr mit den Mitschülern. Wir Klassengenossen hielten stramm zusammen, und ich erinnere mich nicht, daß jemals ein Außenseiter da war, wenngleich hin und wieder mal ein minderwertiges Exemplar von andern Schulen her auftauchte. Aber solche Existenzen verschwanden bald wieder.

Die Prima des Gymnasiums hatte das Recht, zweimal in der Woche in eine Kneipe zu gehen, und zwar dienstags und donnerstags. Drei Wirtschaften waren dafür freigegeben: Westerkamp in Stukenborg, Kluge in Oythe und das Caféhaus in Welpe. An diesen Tagen ging es sofort nach dem Mittagessen um 1½ Uhr los; denn um 5 Uhr mußten wir für das Silentium wieder zu Hause sein. Diese Zeitspanne wurde gründlich ausgenutzt. Manchmal wurden regelrechte Kommerse gehalten. Die Oberprima hatte sogar das Recht, ein von der Schule anerkanntes Präsidium aufzustellen, das aus drei Oberprimanern bestand. Dieses Präsidium leitete unsere Primanerkommerse, aber auch die offiziellen Kommerse am Feste des hl. Antonius, am Geburtstag des Großherzogs und nach dem Abitur. Am Feste des hl. Antonius, des Schulpatrons, hielt die Schule eine feierliche Prozession von der Pfarrkirche zur Gefängniskirche, dem ehemaligen Franziskanerkloster. Dort wurde nach alter Tradition das feierliche Hochamt gehalten. Um 12 Uhr war Festessen im Antoniuskonvikt und danach Andacht in der Franziskanerkirche. Den Nachmittag brachten wir in Lohne zu, meistens auf dem Schützenplatz, wo zuerst Turn- und Sportspiele nach damaligem, reichlich philisterhaften Muster vorgeführt wurden. Anschließend wurde ein Kommers gefeiert. Ein großer Teil der Schüler, kleine und große, war jedesmal stark vom Alkohol mitgenommen.

Am Tage vor Antonius mußte die Oberprima Maien holen zum Schmuck der Straßen. Als meine Klasse an der Reihe war, zogen wir alle nachmittags nach Welpe. Es drohte ein Gewitter zu kommen. Wir gaben dem Knecht den Auftrag, einen Leiterwagen voll Birken zu besorgen, und dann schlugen wir selber eine Kneipe. Nach etwa einer Stunde kam die Wirtsfrau zu uns, ganz ängstlich, und erzählte, ein Frauenverein, zu dem vor allem die Frauen unserer Oberlehrer gehörten, hätte einen Ausflug gemacht und sei auf der Flucht vor dem Gewitter bei ihr eingekehrt. Die Damen säßen im Nebenzimmer — die Frau Direktor sei auch darunter — und hätten uns singen hören. Was war zu machen? Unser Verhalten war durchaus illegal. Niemand konnte wissen, ob nicht eine der Damen uns anzeigen würde. Nach kurzer Uberlegung gaben wir der Wirtsfrau den Auftrag, zu Frau Direktor Kotthoff zu gehen und sie zu fragen, ob wir bleiben dürften oder nicht. Als Antwort kam die Nachricht, daß wir selbstverständlich bleiben dürften; sie hätten sich über unser Singen sogar gefreut. Nun ging's aber los. Denn wir wußten genau, daß Buddha es niemals wagen würde, gegen seine Maria etwas zu unternehmen. Das Gewitter stand gerade auf seinem Höhepunkt; wir brüllten dagegen an: „Vater, ich rufe dich" usw. Und hielten bis 8 Uhr abends durch. Dann zogen wir, zwar ein wenig schwankend, aber doch feierlichst mit unserem vollbeladenen Wagen in Vechta ein. Wenn auch diese Nachmittage hie und da in durchaus unjugendliche Saufereien ausarteten, so förderten sie doch die Klassengemeinschaft stärker als irgend etwas anderes. Nicht durch die Schule wurden wir wirkliche Kameraden, wohl aber durch diese Nachmittage. Daß wir dabei uns äußerlich etwas blasiert anließen, kann ich nicht leugnen; jedenfalls markierten wir Hochschulstudenten. Aber diese Blasiertheit blieb an der Peripherie.

Auch die Mädchen spielten in meiner Gymnasialzeit eine gewisse Rolle. Ich war Sekundaner. Die Weihnachtsferien waren vorüber. Auf der Marsch war der Moorbach über die Ufer getreten und hatte die Wiesen überschwemmt. Der Frost hatte eine prächtige Eisfläche gezaubert, die uns Ge-

Landesbibliothek Oldenburg

legenheit gab zum Eislaufen. Selbstverständlich nahm ich diese Gelegenheit wahr. In meiner Nähe glitt ein Mädchen aus und fiel auf's Eis. Schnell war ich da, es aufzuheben; und schon hatte ich Feuer gefangen. Als wir uns einige Tage darauf begegneten, wurden wir beide rot, und auf meinen verlegenen Gruß „Tag, Marga" kam prompt, aber nicht weniger befangen ein „Tag, Joseph". Vielleicht finde ich nicht bei allen Lesern Glauben, wenn ich diese Liebe als die einzige wirkliche Liebe meiner Jugend bezeichne. Aber sie ist es tatsächlich gewesen. Nur ging sie äußerlich niemals über den beglückenden Grußaustausch hinaus. Im stillen aber betete ich immer wieder, Marga, die evangelisch war, möchte katholisch werden; für mich kam doch eine Mischehe nicht in Frage. Bis meine wachsende Einsicht mir sagte, daß mein Gebet wohl kaum würde erhört werden, und ich die zwar bittere, aber notwendige Folgerung zog. Manchmal will es mir scheinen, als liebte ich die kleine Marga von damals heute noch.

Laurentius Siemer

Über die kirchlichen Zehnten

Im 5. und 8. Band des Oldenburgischen Urkundenbuches liegen die Urkunden für das Oldenburger Münsterland gedruckt vor. Unter 1077 Nummern des zuerst genannten Bandes enthält jede fünfte Urkunde Bestimmungen über Zehnten. Schon daraus sieht man, welch große Bedeutung der Kirchenzehnt — der Zehnt war bei uns immer eine kirchliche Abgabe — in früherer Zeit gehabt hat. Aus der Höhe dieser Kirchensteuer — 10 Prozent des Einkommens mußten gezahlt werden — wird man verstehen, daß die Einführung und dauernde Leistung der Zehnten eine große Belastung für die Gläubigen war. Die Erinnerung an den Kirchenzehnt, der noch bis ins vorige Jahrhundert hinein erhoben wurde, verliert sich langsam aus unserem Bewußtsein. Darum ist es wohl angebracht, dieser alten Einrichung ein paar Seiten in unserem Kalender zu widmen.

Die eigentliche Geschichte der Zehnten im Münsterland kann in einem kurzen Aufsatz nicht geschrieben werden; das soll an anderer Stelle geschehen. Dieser Aufsatz kann jedoch eine Grundlage für alle Heimatforscher sein; denn er soll einen Überblick über die Entwicklung des Zehntwesens bis zum hohen Mittelalter bringen. Leider verbietet es der Raum, das Gesagte durch die Urkunden zu beweisen. Aber alles, was berichtet wird, läßt sich durch Beispiele aus unserer Heimat belegen.

*

Schon im Alten und im Neuen Testament hören wir von der Abgabe des zehnten Teils alles Einkommens, den die Juden den Priestern zum Lebensunterhalt geben mußten. Von den Kirchenvätern erfahren wir, daß viele Christen freiwillig diese Abgaben leisteten. Erst Karl d. Gr. gebot allen Untertanen die Zahlung des Zehnten an die Kirche durch Staatsgesetz. Besonders hart traf diese Forderung die soeben unterworfenen freiheitliebenden Sachsen. Alkuin äußerte wiederholt in Briefen an Karl, daß die Eintreibung der Zehnten ein Grund mit für die immer wieder aufflackernden Unruhen in Sachsen sei. Dieses einmal gegebene Gesetz hat sich durch das ganze Mittelalter hindurch gehalten; es fiel erst im Anfang des 19. Jahrhunderts mit der Säkularisierung und der Bauernbefreiung.

Da zur Zeit Karls d. Gr. Einkünfte lediglich aus der Landbewirtschaftung einkamen, wurden Zehnten nur vom Grundbesitz gezahlt. Das blieb auch so, als im weiteren Verlauf des Mittelalters Handel und Gewerbe aufblühten: Kaufleute und Handwerker brauchten keine Zehnten abzuführen. Der Zehntpflicht unterlagen grundsätzlich alle Erzeugnisse der Landwirtschaft: die Feldfrüchte (Großzehnt) ebenso wie das Gemüse im Garten (Kleinzehnt) und das Vieh im Stall (Kleinzehnt, auch wohl Blutzehnt). Bischof Konrad von Osnabrück bekundete 1291 den Übergang eines Zehnten in Südlohne, des Kornzehnt und Kleinzehnt, an Kloster Bersenbrück. Doch kam es schon im 11. Jahrhundert vor, daß nur eine bestimmte Getreideart, Hafer oder Roggen, oder eine festgesetzte Stückzahl an Vieh, Rinder oder Schweine, abzuliefern waren. 1287 bezog das Kloster Bersenbrück Zehnt-Schweine — decimales porci — aus Langförden und Elmelage. Um von den Zufälligkeiten des Ernteertrages, wie sie bei Mißernten auftreten konnten, unabhängig zu sein, wurde oft aus dem mittleren Ertrag

Landesbibliothek Oldenburg

mehrerer Jahre ein Maß festgesetzt, das fortan Jahr für Jahr zu liefern war. Als im Laufe des 12. Jahrhunderts die Naturalwirtschaft von der Geldwirtschaft zurückgedrängt wurde, durften manche Zehntzahler den zehnten Teil der Einkünfte in Geld ablösen. So bequem für beide Teile eine solche Zehntlöse war, so sehr wurde das ein Grund für Streitigkeiten, sobald die Währung sank, der Zehntherr also weniger als den zehnten Teil erhielt. Daher zog der Empfänger des Zehnten die Naturalabgabe der Geldlöse vor, wenn nicht eine zu weite Entfernung ersteres unmöglich machte. Bis zum 19. Jahrhundert sind beide Formen der Zehntzahlung neben einander geübt worden. Es gab demnach drei Möglichkeiten der Zehntzahlung: der Zehnt wurde voll gegeben (decima integra — der Zehntherr ließ durch seine Zehntknechte von den aufgestellten Garben jede zehnte auf seinen Wagen laden), oder der Bauer hatte eine festgesetzte Anzahl Malter Korn an den Zehntherrn zu liefern (decima constituta — aus der „Holschuld" war eine „Bringeschuld" geworden), oder er mußte zu einem bestimmten Termin in klingender Münze zahlen (pensio decimalis). Der für das Einkommen und Einholen der Zehnten Verantwortliche war der decimarius, zu deutsch thegeder. Diese Amtsbezeichnung ist in vielfältiger Form als Familienname auf uns gekommen, als Degeder, Tegether, Thedering u. s. w.

Alle Zehnten sind ihrem Ursprung nach kirchliche Zehnten, auch wenn im späteren Mittelalter häufig weltliche Herren als Zehntinhaber genannt werden. Die aus dem römischen Recht überkommenen privatrechtlichen Zehnten oder die Regalien, wie Schweine-, Salz- und Bergbauzehnten, verloren im frühen Mittelalter ihre Bezeichnung als Zehnten, weil man der Gefahr einer Verwechslung oder einer Beanspruchung durch die Kirche entgehen wollte. Nach den Weisungen des kirchlichen Rechts hatte jeder Gläubige den Zehnt an seine Pfarrkirche zu entrichten. Der Pfarrer sollte die Einkünfte zu gleichen Teilen für den Kirchenbau, für die Armen, für den Bischof und für sich selbst bereitstellen. In Wirklichkeit waren in den sächsischen Bistümern alle Zehnten von den Bischöfen an sich gezogen. Die Bischöfe traten von Anfang an in der Zehntfrage als Eigenkirchenherren auf. Als solche konnten sie über die Einnahmen frei verfügen. Zwei Ausnahmen standen dem absoluten bischöflichen Zehntrecht im Wege. Das waren einmal ältere Rechte, die vor der Errichtung des Bistums bestanden; erinnert sei an die Zehntgebiete des Missionsklosters Visbek, das noch in karolingischer Zeit mit dem Kloster Corvey vereinigt wurde, und dessen Zehnten Corvey zuflossen. Diese Zehntrechte entstammten noch der Zeit vor der Errichtung des Bistums Osnabrück. Jahrhundertelang haben die Bischöfe von Osnabrück um diese Einkünfte gekämpft. Die zweite Ausnahme bildete das Eigenkirchenwesen. Wenn ein Grundherr auf seinem Boden und aus seinen Mitteln eine Kirche baute, dann standen ihm die Einkünfte aus dieser Kirche, also auch die Zehnten, zu. Das grundherrliche Eigenkirchenwesen schränkte die Machtstellung des Bischofs in seiner Diözese erheblich ein. Auf einer Synode zu Koblenz 922 beklagte sich der Osnabrücker Bischof bitter darüber, daß die Widukindische Familie durch ihre Eigenkirchen zuviel Zehnten bekäme. Der zähe Kampf der Kirche gegen das Eigenkirchenwesen hat im hohen Mittelalter zu einem Teilerfolg geführt: aus dem „Besitzer" der Kirche wurde der „Patron" der Kirche.

Der größte Teil der Zehnten war aber wohl im Eigentum und unter der Verfügungsgewalt der Bischöfe geblieben. Was tat der Bischof damit? Dieser setzte das Aufkommen aus seinem Zehnten für die vielfältigsten kirchlichen (Dotierung der Pfarre) und karitativen Zwecke, für Rechts- und Wirtschaftsgeschäfte ein. Da die Zehnten stets das wertbeständigste Objekt blieben, ist es nicht verwunderlich, daß Geistliche, Klöster und Laien gleichermaßen wetteiferten, ihre Zehntgerechtigkeit zu verteidigen und zu vergrößern. Im frühen Mittelalter hatten die Klöster noch keine Zehntrechte. Als sie aber im Zeitalter der Kirchenreform unter Gregor VII. an der Seite der Bischöfe gegen die Verweltlichung kämpften, da ließen sich die Klöster ihre Hilfe von den Bischöfen reichlich durch Zehntschenkungen vergelten. Ein Beispiel aus vielen: 1184 schenkte Bischof Arnold von Osnabrück den Chorherren von Wildeshausen den Zehnten dortselbst.

Aber die Zehnten wurden nicht nur unter kirchlichen Stellen ausgetauscht. Der Bischof vergab seine Zehnten auch an Laien; im 11. Jahrhundert mehren sich die Urkunden, in denen Gläubige ihre Güter der Kirche vermachten; zum Dank dafür erhielten sie andere Güter, auch Zehnten, zum Nießbrauch zurück; so erhielt die Edelfrau Gisela vom Osnabrücker Bischof zwischen 1080 und

Landesbibliothek Oldenburg

1088 für die Überlassung eines Forstbannes und die Hälfte der Kirchen in Drebber und Molbergen einen Hof und mehrere Zehnten in Goldenstedt, Bösel und Halen. Großenteils fielen diese Gegenleistungen mit dem Tode des Stifters oder dessen nächsten Erbberechtigten wieder an die Kirche zurück. Für die Beliebtheit des Zehntbesitzes spricht es auch, wenn Laien der Kirche Güter übereigneten unter der ausdrücklichen Bedingung, mit Zehnten entschädigt zu werden. Schließlich wurden die Zehnten ihres kirchlichen Charakters völlig entkleidet; sie wurden verkauft, vertauscht, verschenkt, zerstückelt und verpfändet wie jedes andere Kapitalsobjekt auch. 1279 verpfändete Johannes von Schlagen dem Kloster Malgarten einen Zehnten in Osteressen. 1289 verpfändete Hunold von Warendorp seinen Zehnten in Sevelten für 5 Mark.

Die größte Bedeutung hatten die Zehnten für die Bischöfe als Reichsfürsten; denn als solche hatten sie ihre Vasallen und Lehnsleute zu unterhalten. Und für den Zweck boten sich die Zehnten geradezu an. Wenn der Bischof die Erträge vom Grund und Boden als Lehen austat, lief er nie Gefahr, Grundbesitzer heranzubilden, die sich selbständig und unabhängig von ihm machen konnten. Die Praxis der Zehntverleihung zeigt sich in zahlreichen Urkunden. Der Lehnsinhaber durfte diese Zehnten an seine Unterlehnsträger weitergeben, er durfte sie sogar anderweitig veräußern, aber nie, ohne die Erlaubnis des obersten Landesherrn, des Bischofs, einzuholen. Hierfür geben die Verhandlungen über den Zehnten von Thölstedt die beste Auskunft. Sie wurden geführt zwischen dem Stift Wildeshausen als Käufer, dem Bischof von Osnabrück als Eigentümer und dem Ministerialen Walderich als Lehnsträger am 13. Juli 1211. Diese Anerkennung der bischöflichen Obergewalt war nach kirchlichem Recht notwendig; denn nach den Bestimmungen der Theologen des 12. und 13. Jahrhunderts war den Laien der Besitz der Kirchenzehnten verboten, nicht aber der Empfang des Zehntertrages. Bis weit ins 14. Jahrhundert hinein wurde das Obereigentum des Bischofs in den Urkunden anerkannt. Dann geriet es langsam in Vergessenheit. Die Lehnsleute gingen willkürlich mit dem Zehntlehen um, als seien sie ihr volles Eigentum.

So konnte es kommen, daß im Spätmittelalter zwischen kirchlichem und weltlichem Zehnt unterschieden wurde: kirchlicher Zehnt war Zehnt in kirchlichem Besitz, weltlicher Zehnt war Zehnt in Laienbesitz; festzuhalten ist aber, daß beide Arten ihrer rechtlichen Natur nach kirchliche Zehnten sind.

Über die Klärung der rechtlichen Verhältnisse des Zehntwesens selbst hinaus kann die Zehntforschung zur Aufhellung der Landesgeschichte von Wichtigkeit sein. Sie vermag uns Aufschluß zu geben über die Bodennutzung, die Höhe der Ernteerträge und andere wirtschaftliche Fragen. Sie kann uns dienlich sein zur Feststellung von Kirchspielsgrenzen, zur Erkenntnis von Abpfarrungen — das Verhältnis von Mutter- und Tochterpfarre lebt oft in den Gewohnheiten der Zehntablieferung an die ursprüngliche Gemeinde fort. Aus Zehntregistern erfahren wir manches über die Abhängigkeit von klösterlichen Grundherrschaften, von stifts- und domkapitularischen Pfründen oder über die Zugehörigkeit zu Lehnsverbänden. Eine Corveyer Zehntliste des 11. Jahrhunderts verzeichnete weit über fünfzig Ortsnamen des gesamten Münsterlandes. Für den überwiegenden Teil dieser Orte bedeutet das die erste geschichtliche Erwähnung überhaupt.

Wenn man alle diese Fragen beachtet, dann liest man aus alten Akten und Urkunden mehr, als ihr Wortlaut besagt, dann bekommt das Gerüst bloßer Tatsachen Leben und Bewegung, dann erkennt man, wie die Menschen, die unsere Vorfahren waren, genau so gelebt, sich ebenso gesorgt haben wie wir.

Klaus Gruna

Wat is bi „Erste Hilfe" dat Nödigste?

Otto hett ein'n ut'n Waoter hulpen un up'n Gräse daolleggt.

Fritz kummt vörbie.

„Na, wat is hier denn los, Otto?"

„Ick hebbe üm hier mit Ach un Krach ut'n Waoter haolt."

„Jo, un nu staihst du daor so nüskerig herüm? Du most doch „Wiederbelebung" maoken."

„Dat will ick uck. Aower — ick hebb in'n Huse so'n Hefft „Erste Hilfe", daor sünd mehr as twintig Regeln inne; nu hebb ick ganz vergäten, wo ick mit anfang'n mott."

De Keerl in'n Gräse kummt nu wedder togange un fraogt: „Is daor nich een Regel bie, wo wat van Kognak instaiht?"

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Zur geschichtlichen Entwicklung der Städte

In den lateinischen Urkunden in der ersten Hälfte des Mittelalters wird häufig das deutsche Wort „Gebur", gleich Nachbar oder „Bur" mit „civis", das Burgericht mit „judicium civile", das Burwerk mit „opus civile" übersetzt. Dies alles hat sich, wie der Osnabrücker Historiker Stüve mit Recht betont, aus der dörflichen Verfassung in die Stadtverfassung fortgesetzt; das Burgericht wurde zum Marktgericht, der Burrichter zum Stadtrichter, der Bauerschaftsvorsteher, der Bauernmeister oder Bauerngeschworene zum Bürgermeister, zum Vorsitzenden des Rates. Den gleichen Gedanken über die Entwicklung des Stadtrechtes aus den Rechtsverhältnissen der dörflichen Gemeinschaft vertritt der Rechtshistoriker Heck, auf den sich unser Oldenburger Rechtshistoriker Sello beruft. Auch Kohls Untersuchungen über das Bürgerrecht der Stadt Oldenburg besagen das Gleiche. „Wenn der Bürger als „Bur", d. h. Bauer, Ansiedler bezeichnet wird, so wird damit gesagt, daß für das Bürgerrecht die Ansässigkeit am Orte Vorbedingung ist . . . Noch im 18. Jahrhundert war selbst der reichste Kaufmann ohne ländlichen Besitz vor den Toren nicht denkbar. Noch immer war damals der Stadtbürger im gewissen Sinne auch Bauer." Die Stadt Oldenburg hatte vor Verleihung des Stadtrechtes eine Allmende (Mark oder Gemeinheit) und einen Esch; sie ist daher auf bäuerliche Wurzel zurückzuführen. Eine interessante Parallele zwischen den frühesten Nachrichten über das noch bäuerliche Oldenburg und dem Osnabrücker Markenrecht, das einst im Dammer Bezirk galt, soll dabei nicht unerwähnt bleiben. Genau wie im äußersten Süden des Oldenburger Landes der Holzgraf in der Deesberger Mark neben den Angelegenheiten der Mark die Maße und Gewichte zu beaufsichtigen hatte, so hatten auch die consules der Stadt Oldenburg vor Verleihung des Stadtrechtes nicht nur die Angelegenheit der städtischen Allmende zu betreuen, sondern auch die Maße und Gewichte zu kontrollieren.

Die Gründung der Städte hatte verschiedene Ursachen. Die Städte entstanden teils an Verkehrsknotenpunkten, teils wurden sie vom Landesherren völlig neu geschaffen. Anfänglich unterschieden sich die Städte von den übrigen Bauerschaften nur durch Verleihung des Rechtes, innerhalb des Ortes Märkte abzuhalten. Der Handel und das ihm folgende Gewerbe lösten die Marktorte aus dem Verbande der ländlichen Naturalwirtschaft. Das Bauernrecht konnte in seiner ursprünglichen Form den besonderen wirtschaftlichen Bedürfnissen der Marktorte nicht mehr gerecht werden. „Das Stadtrecht war eine Weiterentwicklung des Landrechtes auf einer wirtschaftlich vorgerückten Stufe". Für die Marktorte mußte also ein besonderes Recht mit besonderen Organen der Rechtspflege geschaffen werden; ebenso nötig war eine eigene Verwaltung der Marktorte. Die charakteristischen Kennzeichen der mittelalterlichen Stadtgemeinde sind deshalb Stadtgericht und Ratsverfassung. Für beides wiederum war Voraussetzung das Ausscheiden der Bewohner aus den mannigfachen Stufen der sozialen und rechtlichen Abhängigkeit, die eine Eigenart des mittelalterlichen Staates sind. „Stadtluft macht frei". Die Zugehörigkeit und Mitgliedschaft bei einer Stadtgemeinde wurde zu einem neuen öffentlich rechtlichen Begriff, der in dem Worte „Gemeindebürgerrecht" seinen Ausdruck findet. Während noch die Reichsgemeindeordnung des Jahres 1935 vom Bürgerrecht innerhalb einer Gemeinde spricht, kennt die Deutsche Gemeindeordnung in der zur Zeit geltenden Fassung den Begriff des Bürgerrechtes nicht mehr. Anstelle des Gemeindebürgers ist der farblose Begriff des Gemeindeeinwohners getreten. Der Bürger war mehr als der Einwohner. Das Gemeindebürgerrecht war etwas Bodenständiges. Die Binnenwanderung zum Arbeitsplatz und das Millionenheer der Ostflüchtlinge entzog der raumgebundenen Selbstverwaltung die geschichtliche Grundlage. Die Bürgergemeinde mußte den Abstieg zur Einwohnergemeinde über sich ergehen lassen.

Die mit den erwähnten Begriffen Stadtgericht und Ratsverfassung umschriebene Selbstverwaltung war in ihrem Umfang keineswegs einheitlich. Genaue Auskunft hierüber gibt im Einzelfall die landesherrliche Verleihungsurkunde. Es war üblich, eine Stadt mit dem bewährten Recht einer Nachbarschaft zu „bewidmen". So entstanden ganze Stadtrechtsfamilien; die Wurzel des Rechtes der nordwestdeutschen Städte führt größtenteils zu den ältesten Städten Westfalens. Die jüngere Tochterstadt pflegte

Landesbibliothek Oldenburg

von der älteren Mutterstadt in Zweifelsfällen Rechtsauskünfte einzuholen. Cloppenburg erhielt 1435 das Recht der Stadt Haselünne, das seinerseits auf das Recht der Stadt Münster zurückgeht. Friesoythe hat ungeklärte Beziehungen zum Recht der Stadt Lemgo i. Lippe und damit zur Soester Stadtrechtsfamilie. Vechta wurde mit Osnabrücker Stadtrecht bewidmet, Wildeshausen dagegen mit Recht der Stadt Bremen, das in Soest seinen Ursprung hat, während Osnabrück zur Dortmunder Stadtrechtsfamilie gehört. Man unterschied zwischen jenen Städten, die den unteren oder mittleren Behörden des Staates gleichgestellt wurden, und jenen, die diesen unterstellt waren. Zu den Städten ersterer Art zählten Oldenburg, die gräfliche „Erb- und Landstadt", und bis zu einer gewissen Grenze auch Delmenhorst und Jever. Diese Städte hatten neben der administrativen auch die jurisdiktionelle Befugnis der staatlichen Behörden, die aber für die einzelnen Städte in der Zuständigkeit verschieden abgestuft war. Oldenburg war die einzige Stadt, bei der die städtische Selbstverwaltung bereits im 17. Jahrhundert zu einer folgerichtigen Loslösung aus der übrigen Gerichtsbarkeit führte; die münsterländischen Städte sind bis heute ansässige Gemeinden geblieben; ihre Zuständigkeit auf dem Gebiet der Rechtsprechung war auf die niedere, nach heutiger Anschauung auf die polizeiliche Gerichtsbarkeit beschränkt, die seit 1815 fortfiel. Die letzten Reste städtischer Gerichtsbarkeit aller Art wurden durch Art. 62 § 1 des rev. Staatsgrundgesetzes aufgehoben. Die mittelalterlichen Statuten wurden durch Stadtordnungen abgelöst. Die Gemeindeordnung vom 1. Juli 1855 schuf zwei Arten von Städten: die Städte I. Klasse, „in Gemeindeangelegenheiten unmittelbar unter der Regierung stehend, mit Stellung und Zuständigkeit der Ämter in Rechts- und Verwaltungssachen", und die amtssässigen Städte, die wie die Landgemeinden unter den Verwaltungsämtern standen. Städte I. Klasse waren zunächst nur Oldenburg und Jever, Städte II. Klasse waren Delmenhorst, Wildeshausen, Vechta, Cloppenburg, Friesoythe, Varel, Elsfleth und Brake. Die rev. Gemeindeordnung vom 15. April 1873 sah nach Art. 3 die Erhebung einer Stadt II. Klasse zur Stadt I. Klasse und einer Landgemeinde zur Stadt II. Klasse durch Gemeindestatut im Verordnungswege vor. So wurde Lohne 1907 eine Stadt II. Klasse.

Kurt Hartong

150 Jahre Oldenburgisches Münsterland

Die territoriale Neugliederung Deutschlands, welche durch den sogenannten Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 vollzogen wurde, beruhte auf dem Grundsatz, daß für die Abtretung aller linksrheinischen Gebiete an Frankreich die weltlichen Fürsten, soweit sie dadurch Land verloren, durch Säkularisierung geistlicher Gebiete rechts des Rheines entschädigt werden sollten. Das bedeutete das Aufhören der Selbständigkeit der alten Krummstablande besonders auch in Westfalen, die sich trotz aller Anfeindung bis dahin erhalten hatten. Betroffen wurde davon auch das Hochstift Münster, zu dem die Kreise Vechta und Cloppenburg als Teile des sogenannten Niederstifts gehörten; während Preußen den besten und wertvollsten Teil des Oberstifts Münster mit der Landeshauptstadt schon am 6. Juni 1802 durch Besitzergreifung annektiert hatte, sollten diese beiden genannten Kreise des Niederstifts mit dem Amt Wildeshausen, das von Hannover abgetreten wurde, an den Herzog von Oldenburg fallen. Daß dieser Fürst wider seinen Willen in den Länderschacher, der größtenteils in Paris ausgehandelt worden war, hineingezogen wurde, — Oldenburg hatte ja kein Gebiet links des Rheines abgetreten, — geschah auf Betreiben Bremens, das den Weserzoll bei Elsfleth abgeschafft haben wollte. Oldenburg erhob nämlich seit den Tagen des Grafen Anton Günther diesen Zoll von allen auf der Unterweser ein- und ausfahrenden Schiffen; es waren dadurch in den Jahren 1792 bis 1803 im Durchschnitt jährlich über 120 000 Taler in die herzogliche Kasse geflossen, und der Zoll war demnach eine bedeutende Einnahmequelle für die Landesfinanzen, zumal diese Gelder größtenteil von

Landesbibliothek Oldenburg

auswärts einkamen, im heutigen Sinne gesprochen also Devisen waren. Für Bremen war diese Belastung seines Handels sehr unbequem. Wie Preußen seit 1795, so hatten auch die norddeutschen Handelsstädte Bremen und Hamburg sich sehr um die Zuneigung der französischen Revolutionsregierung beworben, weil sie sich auf diese Weise Vorteil zu verschaffen hofften; 1797 hatte Bremen gegen Zahlung einer bedeutenden Geldsumme an Frankreich und unter reichlicher Verwendung von Bestechungsgeldern mit diesem einen Handels- und Freundschaftsvertrag geschlossen, wobei es natürlich bei der bevorstehenden allgemeinen Neuordnung der Verhältnisse im Reiche als Gegenleistung auf die Mithilfe Frankreichs rechnete. Schon 1797 auf dem Kongreß in Rastatt hatte Bremen mit Unterstützung Frankreichs die Frage der Abschaffung des Weserzolls angeschnitten, war aber dabei bei den deutschen Teilnehmern an diesem Kongreß auf allgemeine Ablehnung gestoßen; der Kongreß blieb ergebnislos, und Rußland stellte sich in den folgenden Jahren schützend hinter Oldenburg. In den folgenden Jahren waren weiterhin Gelder von Bremen nach Frankreich geflossen, indem die Franzosen eine Anleihe von über 4 000 000 Franken in den beiden Hansestädten auflegten, und so wurde denn auch auf Betreiben Frankreichs die Aufhebung des Weserzolls bei Elsfleth in die Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses aufgenommen. Herzog Peter Friedrich Ludwig verhielt sich zunächst ablehnend, als ihm als Ersatz für den geldlichen Ausfall die Angliederung von Vechta mit Twistringen und Cloppenburg mit Friesoythe, ferner des Amtes Wildeshausen in Aussicht gestellt wurde; schien ihm doch diese Neuerwerbung nach ihrem Zustand, in dem sich die Ämter damals befanden, kein voller Ausgleich für den Verlust der Einnahmen aus dem Weserzoll zu sein. Erst als Bremen sich damit einverstanden erklärte, daß Oldenburg den Zoll noch bis zum 31. Dezember 1812 erheben dürfe, erklärte er sich mit der vorgesehenen Regelung einverstanden. Durch den Wirrwar, der später mit der französischen Okkupation Oldenburgs entstand, und den dadurch entstandenen Verlust bei der ausbedungenen Zollerhebung, ist diese dann übrigens auch noch nach den Freiheitskriegen bestehen geblieben; am 7. Mai 1820 ist der Zoll zum letzten Mal von Oldenburg vereinnahmt worden.

Die Einwilligung des Herzogs Peter Friedrich Ludwig in die Aufhebung des Weserzolls und in die dafür zu vollziehende Angliederung der drei neuen Ämter im Süden des Landes geschah am 6. April 1803. Als der Herzog nach Abschluß der Verträge dem französischen Unterhändler Laforest eine silberne Tabaksdose im Werte von 6000 Talern überreichen ließ, erklärte dieser, von dem hohen Wert des Geschenks überrascht: „Aber, mein Gott, wenn ich das gewußt hätte, als es noch Zeit war!" Durch ein Patent vom 30. Juni 1803 ordnete der Herzog nunmehr die Besitzergreifung der beiden Ämter Vechta und Cloppenburg an; diese bedeutete für deren Bewohner eine Klärung ihrer ungewissen Zukunft und Lage, zudem eine gewisse Erleichterung und zum mindesten einen Schutz; denn sie waren durch einen im Mai 1803 erneut ausgebrochenen Krieg zwischen Frankreich und England in eine schwierige Lage gekommen. Da England in Personalunion mit Hannover stand, war daraufhin ein französisches Heer in Stärke von 20 000 Mann unter Führung des Generals Mortier gegen dessen Grenze von Holland aus in Marsch gesetzt worden und hatte in den Gemeinden Lohne und Steinfeld sowie bei Löningen Quartier bezogen. Diese Einquartierung dauerte mehrere Monate, und die Vorsteher der davon betroffenen Gemeinden hatten sich in dieser Bedrängnis — da Verpflegung für diese Truppen gestellt werden mußte, herrschte hier bald Lebensmittelnot und große Teuerung — an den Herzog in Oldenburg gewandt, der bezüglich der Angliederung der beiden ehemals münsterischen Ämter noch Verhandlungen mit einer preußischen Zivilorganisationskommission in Münster zu führen hatte; diese waren am 23. Juni 1803 zu Ende gegangen. Der Anschluß von Wildeshausen an Oldenburg vollzog sich formlos, indem der Herzog es durch seine Truppen am 15. Juni 1803 besetzen ließ; die kriegerische Auseinandersetzung zwischen England/Hannover und Frankreich ließ diesen Weg als den zweckmäßigsten erscheinen, und infolgedessen ist die staatsrechtliche Regelung der Abtretung Wildeshausens zwischen Oldenbung und Hannover erst 1826 erfolgt. In den Ämtern Vechta und Cloppenburg geschah die feierliche Huldigung der Bevölkerung an den neuen Landesherrn und die Verpflichtung der übernommenen Beamten am 18. und 20. Juli 1803. Zwar kam der Herzog zu diesem Zwecke auch nicht persönlich, — er besuchte erst im folgenden Jahr die neuen

Landesbibliothek Oldenburg

Ämter, — sondern er schickte als eigens dazu von ihm Beorderte den Staatsrat Georg und den Landesarchivar Runde, denen noch zwei Sekretäre als Schreiber und ein Bote beigegeben waren. Unter dem Geläut der Kirchenglocken, begrüßt von der Ortsgeistlichkeit in vollem Ornat, begleitet von Reitern aus den Ortschaften, durch welche die Abordnung kam, wurde diese zu den beiden Kreisstädten Vechta und Cloppenburg geleitet, deren Straßen und Häuser festlich geschmückt waren. Die Übernahme der Landesverwaltung und die Verpflichtung auf den neuen Landesherrn wurde in den Amts- und Rathäusern der beiden Städte vollzogen und durch eine feierliche gottesdienstliche Form in den Pfarrkirchen abgeschlossen. Am Nachmittag fand ein Festessen für eine Anzahl geladener Gäste statt, und der Abschluß dieses denkwürdigen Tages bestand in einer allgemeinen Bewirtung der Bevölkerung, verbunden mit Tanz; die Unkosten bestritt der Herzog aus seiner persönlichen Kasse. Die Kommission berichtete später dem Herzog, daß die Aufnahme im Münsterlande das „Gepräge wahrer Herzlichkeit getragen habe", und daß wohl nirgends in den neu angeliederten Gebieten aus vollerem Herzen gehuldigt worden sei als in Vechta und Cloppenburg. Als im Jahr davor Preußen durch königliches Patent vom 6. Juni 1802 das Oberstift Münster annektierte und als daraufhin General Blücher an der Spitze seiner Truppen in die Landeshauptstadt einmarschierte, waren die Straßen der Stadt leer von Menschen, die Fenster der Häuser waren verhangen und die Türen verrammelt; das Domkapitel hatte ihm noch auf dem Wege dahin in Greven eine Protestschrift überreicht, die er als gegenstandslos zurückwies; die Bevölkerung Münsters brachte in ihren Äußerungen die Ablehnung eines „luthersken Küöninks" offen zum Ausdruck. Ganz anders die Stimmung in den neuen, nunmehr oldenburgischen Ämtern, wo man zum mindesten herzlich froh war, nicht preußisch geworden zu sein, zumal man schon ein Jahr lang die Formen der preußischen Herrschaft im westfälischen Münsterland hatte beobachten können. Die ehemaligen münsterischen Beamten in führenden Stellungen waren dort meist durch landfremde Herren anderer Konfession aus östlichen Gebieten abgelöst worden; zwar hatte man in der Person des Freiherrn von Stein einen Oberpräsidenten von anerkannter Tüchtigkeit, aber daß dieser in dem ehemals kurfürstlichen Schloß zusammen mit General Blücher Wohnung bezog und das Domkapitel sich mit einer einfachen Domkurie als Wohnung begnügen mußte, empfand man allgemein als Zurücksetzung. Unangenehm für die Bevölkerung war es ferner, daß die preußische Herrschaft in Anbetracht der unruhigen Zeitverhältnisse sofort die Kantonspflicht eingeführt hatte, auf Grund deren die zwangsweise Einziehung zum Militärdienst erfolgen konnte, der wegen seines Drills sehr verrufen war, während das alte münsterische Militär nur aus Freiwilligen bestand. Auch hatte Preußen wohl die Mannschaften dieser altmünsterischen Truppenteile übernommen, aber nicht deren Offiziere; freilich war es auch schon lange Tradition der westfälischen Adelssöhne gewesen, Militärdienst im österreichisch-kaiserlichen Heere zu leisten, während die Bauernsöhne des Münsterlandes nunmehr Offizieren unterstellt wurden, die größtenteils dem ostelbischen Adel entstammten und für die Mentalität der Untergebenen sowie der Bevölkerung überhaupt nicht immer das richtige Verständnis aufbrachten. Diese und andere so empfundenen Schattenseiten des preußischen Wesens brauchten hier in Oldenburg nicht befürchtet zu werden. Über die Persönlichkeit des neuen Landesherrn, mochte dieser auch evangelisch sein, war man aus nächster Nachbarschaft bestens unterrichtet; auch den fortschrittlichen Formen, wie sie sich im Nachbarlande in der allgemeinen Verwaltung sowie den bäuerlichen Grundbesitzverhältnissen herausgebildet hatten — kannte man doch hier schon seit über 100 Jahren keine Leibeigenschaft mehr — gab man den Vorzug. Dazu hatte der ständige Wechsel des Landesherrn, der mit der Neuwahl eines Bischofs verbunden gewesen war, im Gegensatz zu der kontinuierlichen Erbfolge in einem weltlichen Landesfürstentum natürlich auch seine Schattenseiten gehabt. Zudem war das Hochstift Münster seit 1723 stets mit dem Kurfürstentum Köln in Personalunion verbunden gewesen, so daß der Fürst beider Gebiete vorzugsweise in dem Schloß in Brühl seine Residenz gehabt hatte; die beiden letzten Bischöfe hatten das Niederstift nie persönlich aufgesucht. Einer ihrer früheren Vorgänger hatte wohl die Anlage des Jagdschlosses in Clemenswerth bei Sögel errichten lassen und sich hier zur Durchführung von Parforcejagden aufgehalten, aber sonst hatte seit den Tagen des tatkräftigen Bernard von Galen die von Natur arme Gegend des Niederstifts und

Landesbibliothek Oldenburg

deren Bevölkerung kaum etwas von einer landesväterlichen Fürsorge zu spüren bekommen; jedenfalls war sich die Bevölkerung der beiden ehemals münsterischen Ämter bewußt, daß man in der neuen Verbindung mit Oldenburg keinen schlechten Tausch gemacht hatte. — Herzog Peter Friedrich Ludwig wurde durch die Angliederung der drei südlichen Ämter Landesherr in einem Gebiet, das vor 6 Jahrhunderten schon einmal der Ausgangspunkt der späteren Machtstellung seiner Vorfahren gewesen war. Zur Zeit der beiden Egilmaringe, etwa um 1100, als noch die später geteilten Linien der Grafen von Wildeshausen und Oldenburg vereinigt waren, hatten diese, vielleicht wegen ihrer Verwandtschaft mit dem alten Herzogsgeschlecht Widukinds, als dessen Vizegrafen um Wildeshausen und im Lerigau, der sich über die Gemeinden Visbek, Emstek, Langförden, Cappeln, Krapendorf, Lastrup, Molbergen und Lindern erstreckte, sowie im Hasegau um Essen, Löningen und Menslage bedeutenden Grundbesitz und viele Gerechtsame in Verwaltung und Gerichtsbarkeit besessen, wie die ältesten oldenburgischen Lehnsregister (etwa um 1270) und die Gründung des Stiftes Börstel erweisen, das von ihnen mit reichem Grundbesitz ausgestattet wurde (1244/1250).

Als nach der Abzweigung der oldenburgischen Linie sich der Schwerpunkt ihres Machtbereiches nach dem Ammerland verlagerte, gelang es dieser dann, hier eine feste Landesherrschaft auszubauen und zu sichern, was ihnen bis dahin auf der Grundlage ihrer Gerechtsame im Süden nicht möglich gewesen war. Die Grafen von Oldenburg haben deshalb im späten Mittelalter einen Teil ihrer Besitzungen dort abgestoßen oder gegen andere Gerechtsame ausgetauscht; am bemerkenswertesten ist in dieser Hinsicht die Güterübertragung der Herren von Elmendorf am Zwischenahner See an die Grafen von Oldenburg gegen den Austausch von Füchtel (1331). (Vergl. Rüthning, Oldbg. Gesch. Volksausg. S. 93/94). Die Bevölkerung in den beiden Ämtern Vechta und Cloppenburg war fast ausschließlich, im Amte Wildeshausen zur Hälfte katholisch; nach den in Nordoldenburg bisher geltenden Bestimmungen war katholischen Mönchen der Aufenthalt im Herzogtum untersagt, und im ehemals hannoverschen Wildeshausen wurden die Katholiken bis zum Übergang an Oldenburg als Gemeinde überhaupt nicht anerkannt; in einem Pferdestall hatten die Katholiken seit 110 Jahren im stillen ihren Gottesdienst gehalten. Herzog Peter Friedrich Ludwig stiftete sofort nach der Angliederung von Wildeshausen für den Bau einer kath. Kirche dort 2000 Taler und für den Bau der Kirche für die Katholiken in Oldenburg stellte er 6500 Taler zur Verfügung; zudem wurde ein katholischer Rat, der mit dem kath. Kirchenrecht vertraut war, bei der Regierung eingestellt. Eine Verordnung vom 2. August 1805 bestimmte zunächst, daß das Generalvikariat in Münster in den rein kirchlichen Dingen seine bisherige Wirksamkeit weiter ausüben sollte, und als Verbindungs- und Mittelsmann wurde der damalige Pfarrer von Vechta als Generaldechant über Vechta und Cloppenburg bestimmt. Dieser Zustand blieb bestehen, auch als am 4. Februar 1817 die Gemeinden Damme und Neuenkirchen an Oldenburg angegliedert und dafür Twistringen an Hannover abgetreten wurde. Der Wirkungsbereich des Vechtaer Generaldechanten wurde dabei auf diese beiden Gemeinden ausgedehnt. Es ging nun damals das Bestreben aller deutschen Staaten dahin, die kirchlichen Grenzen mit den Ländergrenzen in Übereinstimmung zu bringen und somit in jedem Land eine kirchliche Oberbehörde einzurichten, deren Inhaber Landesuntertan und somit dem Landesherrn unterstehen sollte. So dachte denn auch die Regierung in Oldenburg daran, für die kath. Untertanen eine eigene Diözese mit einem Bischof als deren höchstem kirchlichen Würdenträger einzurichten. Aber die dafür aufzuwendenden Unkosten — es hätte ein eigenes Domkapitel mit den dazu notwendigen Anstalten eingerichtet werden müssen — erwiesen sich doch als nicht tragbar. So entstand nach vielfachen Verhandlungen durch Verordnung vom 5. April 1831 das bischöfliche Offizialat in Vechta als kath. Kirchenbehörde für den oldenburgischen Landesteil; sein Wirkungsbereich beschränkt sich ausschließlich auf die katholischen Untertanen, indem es unabhängig vom Generalvikariat unmittelbar dem Bischof in Münster unterstellt wurde. Das Offizialat ist dadurch das Generalvikariat des Oldenburgischen Teils der Diözese Münster, geht sogar in seinen Befugnissen noch darüber hinaus, indem ihm ein Teil der Amtsgewalt des Bischofs übertragen wurde, soweit diese in den rein kirchlichen Angelegenheiten nicht ausdrücklich dem Bischof vorbehalten ist. So hat der Offizial im oldenburgischen Teil der Diözese Münster das Recht der Stellenbesetzung und übt

Landesbibliothek Oldenburg

die gesamte kirchliche Vermögensverwaltung aus. (Wehage, S. 8/9). Die Verordnung bestimmte ferner, daß ein Teil der Einkünfte des 1803 aufgehobenen Alexanderkapitels zur Unterhaltung des Offizialats verwendet werden sollte. Der Herzog hatte schon damals bei seiner Aufhebung die Anweisung gegeben, diese ausschließlich für kirchliche und schulische Zwecke zu verwenden, was auch bezüglich der gleichfalls 1803 aufgehobenen Johanniterkommende Bokelesch galt.

Dem Grundsatz, die Belange der katholischen Untertanen in ihren religiösen Bedürfnissen zu sichern, sind Herzog Peter Friedrich Ludwig und seine Nachfolger stets treu geblieben; es sind das ganze vorige Jahrhundert hindurch wohl kaum in den münsterländischen Ämtern und auch in Nordoldenburg größere kath. Kirchen- und Schulbauten erfolgt, zu denen die Landesherren nicht namhafte Beiträge zur Verfügung gestellt haben. Wenn es natürlich zwischen der Staatsregierung und den kirchlichen Behörden der kath. Untertanen auch manche gegensätzliche Auffassung gegeben hat und beide Stellen diese mit Hartnäckigkeit vertreten haben, so hat doch die Bevölkerung von diesem „Papierkrieg" nichts gemerkt. Besonders hoch hat die kath. Bevölkerung es dem früheren Herrscherhaus und dem Großherzog Peter angerechnet, daß es in Oldenburg in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts keinen „Kulturkampf" gegeben hat.

Schmerzlich empfunden hat die Bevölkerung Vechtas die Aufhebung des Franziskanerklosters, das 1642 hier gegründet worden war; die Patres waren hier sehr beliebt wegen der feierlichen Gestaltung ihres Gottesdienstes, besonders auch der Himmelfahrtsprozession; sie leisteten in den auswärtigen Landgemeinden vielfach Aushilfe im Gottesdienst, und vor allem unterhielten sie die höhere Schule, das heute noch bestehende Gymnasium Antonianum. Als nach Artikel 25 des Reichsdeputationshauptschlusses das Kloster mit seinen Einrichtungen und Gebäuden zur freien Verfügung des Landesherrn gestellt wurde, wollte die oldenburgische Regierung es einfach aufheben, womit aber der Herzog nicht einverstanden war; es erging das Verbot, Novizen aufzunehmen. Die vorhandenen Patres und Brüder wurden oldenburgische Untertanen. Durch die französische Okkupation, welche die Aufhebung der Klöster allgemein verfügte, fand im Februar 1812 auch der Franziskanerkonvent in Vechta sein Ende; seine beweglichen Einrichtungsgegenstände wurden meist nach Osnabrück gebracht und dort zu Schleuderpreisen versteigert; nur ein kleiner Teil von ihnen blieb im Lande; so z. B. kam die Orgel in die Kirche zu Löningen. Nach Rückkehr des Herzogs 1813 blieb die Aufhebung des Klosters bestehen; den noch lebenden ehemaligen Mitgliedern des Konvents wurde, soweit sie oldenburgische Untertanen waren, eine lebenslängliche kleine Pension ausgesetzt. Die Einrichtung der übernommenen Gebäulichkeiten zum Strafarbeitshaus erfolgte später mit Mitteln, die Oldenburg nach 1815 von Frankreich als Erstattung für seine verlorenen Einnahmen während der französischen Okkupation erhalten hat. Das katholische Volk hat diese Verwendung der ehemaligen Klostergebäude immer sehr bedauert und das den Patres damals angetane Unrecht schwer vergessen.

Die höhere Schule der Franziskaner, des Gymnasium Antonianum, dessen Bestehen wegen der geringen Schülerzahl zeitweilig sehr in Frage gestellt, aber für die Ausbildung des Nachwuchses an Geistlichen sehr wichtig war, wurde vom Staate als Unterhaltsträger übernommen. Für den Ausbau des Volksschulwesens, der besonders von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab dringend wurde, richtete man 1855 neben dem evangelischen Oberschulkollegium auch das katholische Oberschulkollegium in Vechta ein, das bis kurz nach dem 1. Weltkrieg hier bestanden hat. Da aus den südlichen Gemeinden des Amtes Vechta alljährlich viele Heuerleute im Heringsfang sowie überhaupt in der Seefahrt tätig waren, entstand in Steinfeld auf Anregung des Herzogs zu deren seemännischen Ausbildung eine nautische Schule, die aber später einging.

Die Vertreter des Burgmannskollegiums in Vechta, die in der münsterischen Zeit die Verrechnung und das Aufkommen der geforderten Steuern geleitet hatten, erklärten 1803 der oldenburgischen Regierung gegenüber, daß ihr Kreis schuldenfrei sei. Tatsächlich stellte sich aber später heraus, daß das vormalige Hochstift Münster eine Schuldenlast von 3 293 000 Talern hinterlassen hatte, die nun auf die einzelen Ämter umgelegt wurde. Der Anteil, der davon auf die beiden Kreise Vechta und Cloppenburg entfiel, betrug zusammen 367 208 Taler, zu deren Verzinsung die herzogliche Kasse jährlich 11 669 Taler beizutragen hatte; 7415 Taler betrugen auch die jährlichen Pen-

Landesbibliothek Oldenburg

sionszahlungen in der ersten Zeit nach der Angliederung für ehemals münsterische Beamte, die nicht wieder Anstellung im oldenburgischen Staatsdienst gefunden hatten. Diesen Rückständen gegenüber kamen als Einnahmen aus den beiden ehemals münsterischen Ämtern im Jahre 1805 im ganzen 50 094 Taler ein, wovon alle staatlicherseits benötigten Ausgaben bestritten werden mußten. Als nach den Befreiungskriegen am 16. Mai 1816 der Adel des Amtes Vechta, vertreten durch die Herren von Galen, von Ascheberg, von Elmendorf, von Hammerstein und von Frydag dem Herzog eine Klageschrift über zu hohe Besteuerung der Kreiseingesessenen einreichte und um Niederschlagung der Rückstände aus der französischen Zeit bat, wobei man durchblicken ließ, daß in der münsterischen Zeit die Besteuerung nicht so hoch gewesen sei, wies der vom Herzog mit der Beantwortung der Klageschrift beauftragte Kammerrat Mentz nach, daß für das Jahr 1815, „der ganze vormals münsterische Landesteil der Staatskasse nicht nur nichts einbringe, sondern zur Bestreitung seiner Verwaltungskosten sogar noch einen Zuschuß von 24 000 Talern jährlich erfordere" (Rüthning, Volksausg. S. 563).

Die alte münsterische Regierung und ihre Beamten in Vechta und Cloppenburg hatten, um den Druck von oben her auf die Bevölkerung nicht allzu fühlbar werden zu lassen und diese mit öffentlichen Lasten und Diensten zu verschonen, manches versäumt, was im Interesse des Ganzen hätte geschehen müssen; so mußte die Regierung in Oldenburg nach den Unruhen der Kriegsjahre zunächst mal daran denken, das vorhandene Wegenetz hier auszubauen und es in Verbindung mit der Hauptstadt Oldenburg zu bringen; so entstand eine durchgehende Straße von Oldenburg über Ahlhorn nach Vechta, die von da weiter nach Damme führte; in den Jahren 1835—1848 erfolgte der chausseemäßige Ausbau des südlichen Wegenetzes, so von Ahlhorn nach Cloppenburg—Löningen, von Cloppenburg nach Quakenbrück und von Delmenhorst nach Ahlhorn. Damit war auch der Süden des Landes verkehrsmäßig an die Verbindungslinien des Nordens angeschlossen. —

Die seit Jahrhunderten strittigen Grenzverhältnisse in Goldenstedt, Damme und Neuenkirchen fanden ihre Regelung durch ein Abkommen vom 4. Februar 1817, nachdem Twistringen an Hannover und der Teil von Goldenstedt links der Hunte an Oldenburg kam und ferner an Oldenburg die beiden Gemeinden Damme und Neuenkirchen entsprechend der Grenzziehung, wie sie heute noch besteht. Die Sonderstellung, welche die Herrlichkeit Dinklage (Gemeinde Dinklage und Bauerschaft Brockdorf) seit ihrer Gründung am 29. Juli 1677 innerhalb des Amtes Vechta gehabt hatte, fand durch ein Übereinkommen der oldbg. Regierung mit dem Besitzer Graf Mathias von Galen am 17. März 1826 ihr Ende. Der Graf behielt das Recht der Titelführung, einige grundherrliche Rechte, die Markengerichtsbarkeit und das Patronatsrecht der Kirche, trat aber gegen eine Entschädigung von 15 000 Talern die Gerichtsbarkeit, Polizei und das Besteuerungsrecht an den Herzog ab.

Gegenüber der Forderung der Schlußakte des Wiener Kongresses, daß in jedem deutschen Bundesstaat eine landständische Verfassung eingerichtet werden solle, verhielten sich die oldenburgischen Landesherrn in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts im ganzen sehr zurückhaltend, wenn nicht ablehnend; es wurden allerdings mehrere Pläne und Entwürfe ausgearbeitet, wie diese Forderung auch hier erfüllt werden konnte; man glaubte aber, ohne Zustimmung der Verwandten auf dem dänischen und russischen Thron, die dem widersprachen, in dieser Beziehung nichts unternehmen zu dürfen. Es ist bezeichnend, daß bei der freiheitlichen Bewegung im März 1848, die in der Hauptsache von den geistig führenden Kreisen der Residenzstadt Oldenburg und politisch radikal eingestellten Vertretern der friesischen Küstengebiete getragen wurde, die südlichen Landesteile so gut wie garnicht hervorgetreten sind. Dazu mag besonders der Umstand beigetragen haben, daß diese in dem oldenburgischen Herrscherhause stets einen warmherzigen und wohlwollenden Fürsprecher ihrer vielfach anders als im Norden gearteten, besonders auch der religiösen Belange gefunden hatten, während die materielle Not besonders der hier ansässigen Heuerleute, die gerade in der Zeit zu einer verstärkten Auswanderung und Bevölkerungsabnahme Veranlassung gab, hier sicher noch größer war als in den nördlichen Landesteilen. Es ist aber interessant, festzustellen, daß die Auswirkungen und Vorteile dieser Bewegung gerade den südlichen Ämtern zugute gekommen sind. Diese beruhen nicht so sehr darin, daß nunmehr eine Volksvertretung geschaffen wurde, in der die gewählten Landboten ihre Meinung zu den Gesetzesvorlagen der Re-

Landesbibliothek Oldenburg

gierung äußern konnten, sondern die unter ihrer Mitwirkung ausgearbeiteten Staatsgrundgesetze gaben die Möglichkeit, auch hier die Formen der grundherrlichen Gebundenheit, die bis dahin noch als Auswirkung Jahrhunderte alter Rechtsverhältnisse den bäuerlichen Landbesitz einengte, abzustreifen. Im Gegensatz nämlich zu Nordoldenburg, wo die Eigenbehörigkeit, soweit sie überhaupt bestanden hatte, schon Ende des 17. Jahrhunderts aufgehört hatte, war diese in den südlichen Ämtern bis dahin immer noch bestehen geblieben; neben vereinzelten, auf dem Lande wohnenden Freien waren hier die Bauern entweder voll eigenbehörig oder hofhörig (= Leib frei-Gut eigen). Aus der persönlichen Eigenbehörigkeit flossen Rechte des Gutsherrn wie Freikauf, Gesindezwangsdienst, Heiratskonsens und Sterbefall; die Verpflichtungen aus der dinglichen Eigenbehörigkeit, denen auch die Hofhörigen unterstanden, waren neben jährlichen, im Bodenkataster des Hofes eingetragenen Lieferungen besonders die sogenannten ungemessenen Leistungen, wie Gewinn und Auffahrt, die bei jedem Erbwechsel eigens festgesetzt wurden. Bei dem Übergang an Oldenburg 1803 wurden diese Formen des bäuerlichen Grundbesitzes, die übrigens als gute Auswirkungen dessen Erhaltung in den Familien zur Folge gehabt hatten, von der früheren münsterischen Landesherrschaft übernommen. Da die größte Zahl von ihnen landesherrlich — eigenbehörig war, erhielt der Staat demnach das Obereigentumsrecht über diese. Herzog Peter Friedrich Ludwig hatte 1808 angeordnet, die Leibeigenschaft aufzuheben, aber es sollte erst noch ermittelt werden, für welche der damit aufgehobenen Rechte eine Entschädigung an den Gutsherrn zu zahlen sei. So blieb die Sache zunächst noch in der Schwebe, und in der Franzosenzeit erklärte ein kaiserliches Dekret von 1811 die lehns- und gutsherrlichen Verhältnisse mit allen daraus fließenden Rechten und Pflichten für aufgehoben oder loskäuflich; von der letzteren Möglichkeit haben damals nur wenige Bauern Gebrauch gemacht, meist zu ihrem Glück, denn die damit übernommenen geldlichen Verpflichtungen überstiegen meist die Leistungsfähigkeit des Hofes. Der Herzog hob daher am 10. März 1814 dieses Dekret wieder auf, erklärte aber die persönliche Eigenhörigkeit mit allen daraus fließenden Rechten und Verbindlichkeiten wie Freikauf, Untertänigkeitseid, Gesindezwangsdienst u. a. für aufgehoben, während die mit dem Kolonatsverhältnis verbundenen Pflichtleistungen, so vor allem der Erbgewinn, bestehen bleiben sollten. Die Ablösung der meisten landesherrlichen Bauernstellen erfolgte durch die Staatsgrundgesetze von 1848 und 1852, wobei die aus dem gutsherrlichen Verbande hergeleiteten Ablösungsverpflichtungen gesetzlich festgelegt wurden. Nach Anerkennung und Leistung der Ablösungsverpflichtungen sind dann die bäuerlichen Stellen auch in Südoldenburg in den nächsten Jahrzehnten in das freie Eigentum ihrer Besitzer übergegangen.

Eine für die bäuerlichen Verhältnisse unserer Heimat nicht minder wichtige Maßnahme war die Aufteilung der gemeinen Marken, deren Erledigung und Durchführung fast das ganze vorige Jahrhundert gedauert hat. Die Nutzung der Marken war ein uraltes Recht der größeren Bauernstellen, der Vollerben- und Halberbenhöfe, und deren Besitzer hatten nach Möglichkeit eine Erweiterung der Siedlung zu verhindern gesucht, weil dadurch den neuen Anbauern ein Mitbenutzungsrecht gewährt werden mußte, wodurch ihr Anteil natürlich verkleinert wurde. Nun hatte sich aber mit der Zeit herausgestellt, daß diese gemeinsame Nutzung, die im Weidegang von Pferden, Rindvieh und Schafen, sowie Plaggenstechen, Torfgraben und Holzverhau bestand, unwirtschaftlich war, zumal durch Viehverbiß jeder Waldnachwuchs zum mindesten sehr erschwert wurde. Während die Regelung der Markenangelegenheiten ursprünglich wohl von den Nutzungsberechtigten allein im sogenannten Holzgericht vorgenommen wurde, hatte sich die staatliche Obrigkeit in den letzten Jahrhunderten ein Recht, dabei mitzusprechen, in allen Marken zu erwerben gewußt, indem sie vor allem Hegung und Leitung dieses Gerichts in Anspruch nahm. Daher beanspruchte sie jetzt bei der Verteilung des Markengrundes an die Berechtigten vorab ein Drittel für sich, und dieses staatliche Markendrittel wurde entweder als Siedlungsland für Anbauern freigegeben, oder es wurde da, wo der Boden sich hierfür nicht eignete, weil er zu mager und schlecht war, durch Besamung von Fuhrenkämpen neuer Waldwuchs in die Wege geleitet. Die Bauern folgten auf dem ihnen zugefallenen Teil des Markengrundes entweder dem staatlichen Beispiel, oder aber der Markengrund ist seit Verwendung des Kunstdüngers in fruchtbares Weide- und Ackerland verwandelt worden; im ganzen hat der Grundbesitz der bäuerlichen Be-

Landesbibliothek Oldenburg

völkerung durch Hinzunahme der Markenteile eine sehr wesentliche Vergrößerung erfahren, und kaum ein Faktor ist für die Umwandlung weiter Strecken der heimischen Naturlandschaft in eine Kulturlandschaft von größerer Bedeutung gewesen, als diese Aufteilung der gemeinen Marken.

Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab hatte ferner noch eine meist auf Anregung staatlicher Stellen erfolgte Zusammenlegung der bisher in Streulage befindlichen Grundstücke, besonders in den Eschen, die sogenannte Verkoppelung, eine zweckmäßigere und vor allem bequemere Bewirtschaftung zur Folge. Alle diese Maßnahmen boten die notwendige Voraussetzung für die neuzeitliche Entwicklung in der landwirtschaftlichen Betriebsführung, die in der Form, wie sie heute und damals vor 150 Jahren betrieben wurde, eine in mancher Beziehung grundlegende Änderung erfahren hat. In einer Beziehung hat sich insofern wenig geändert, als genau so wie damals die bäuerliche Wirtschaft der grundlegende Faktor des Erwerbs geblieben ist, in dessen Dienst fast alle anderen inzwischen geschaffenen Erwerbszweige des Handwerks und der Fabrikbetriebe mehr oder weniger gestellt sind. Nirgends zeigt sich dieses deutlicher als in einer Übersicht über die bevölkerungspolitische Entwicklung der drei südlichen Ämter seit ihrem Anschluß an Oldenburg, die folgendes Bild der Einwohnerzahlen ergibt:

Jahr	Amt Wildeshausen	Amt Vechta	Amt Cloppenburg
1816	6 771	32 250	26 964
1837	8 142 (+ 1371)	37 257 (+ 5 007) (durch Angliederung von Damme u. Neuenkirchen)	31 930 (+ 4 976)
1855	8 299 (+ 157)	33 191 (— 4 066)	31 786 (— 144)
1864	8 669 (+ 370)	32 514 (— 677)	32 093 (+ 307)
1875	8 080 (— 589)	31 100 (— 1 414)	31 531 (— 562)
1885	8 061 (— 29)	31 308 (+ 208)	32 257 (+ 726)
1895	8 379 (+ 318)	32 733 (+ 1 425)	33 549 (+ 1 292)
1905	9 212 (+ 883)	37 319 (+ 4 586)	38 864 (+ 5 315)
1910	10 093 (+ 881)	39 949 (+ 2 630)	43 352 (+ 4 488)
1919	11 842 (+ 1749)	43 429 (+ 3 480)	49 610 (+ 6 358)
1925	12 481 (+ 639)	46 205 (+ 2 776)	55 254 (+ 5 644)
1933	13 164 (+ 683)	49 427 (+ 3 222)	61 958 (+ 6 704)
1939	14 086 (+ 922)	52 176 (+ 2 749)	68 598 (+ 6 640)
1946	22 029 (+ 7943)	75 328 (+ 23 152)	90 496 (+ 21 898)
1952	22 679 (+ 650)	78 409 (+ 3 081)	93 396 (+ 2 900)

Diese Statistik erweist, daß auf dem gleichen Raum, auf dem im Jahre 1828 im ganzen 75 423 Menschen lebten, im Jahre 1952 insgesamt 194 481 Einwohner Nahrung finden mußten, von denen 44 701 als Flüchtlinge und Vertriebene zu uns gekommen waren. Die rückläufige Bewegung, die sich besonders im Amte Vechta in den Jahren 1840 bis 1870 abzeichnete, bezw. die Bevölkerungsverminderung war eine Folge davon, daß die besonders hier im landwirtschaftlichen Nebenerwerb gewonnenen Leinenerzeugnisse infolge des Aufkommens billiger Baumwollwaren keinen Absatz mehr fanden und so zu einer verstärkten Auswanderung zwangen; etwas krisenfester zeigte sich in dieser Zeit das Amt Cloppenburg, was wohl darauf zurückzuführen ist, daß hier auf dem Lande die anfallende Schafwolle von allen Familienmitgliedern zu Strumpf- und Strickwaren verarbeitet wurde und die Cloppenburger Strümpfe einen anerkannten Markenartikel im damaligen Handel bildeten.

Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse lagen damals sehr niedrig im Preise, was eine Folge des Freihandels war, indem die freie Einfuhr der ausländischen landwirt-

Landesbibliothek Oldenburg

schaftlichen Erzeugnisse auf die Preise der inländischen Produktion drückte. Einen Umschwung, dessen Einwirkung auch in der Bevölkerungsstatistik besonders des Amtes Cloppenburg offensichtlich zutage tritt, führte die Schutzzollpolitik des Reiches unter Bismarck seit den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, die Verwendung des künstlichen Düngers und die damit verbundene Kultivierungsmöglichkeit der Ödlandgebiete, besonders der angefallenen Markenanteile, und vor allem die gute Absatzmöglichkeit der in der Landwirtschaft gewonnenen Produkte, besonders der Schweinemast, in das Verbrauchergebiet des rheinisch-westfälischen Industriebezirks herbei. Durch die Gründung des Reiches hatte sich der Schwerpunkt der obrigkeitlichen Einwirkung auf die Gestaltung dieser Verhältnisse von dem Kleinstaat Oldenburg nach dem Reiche verlagert. Durch regen Arbeitseinsatz und planvolle Ausnutzung aller günstigen Entwicklungsmöglichkeiten gelang es der Bevölkerung in den südlichen Ämtern Oldenburgs, den wirtschaftlichen Vorsprung, den der Norden infolge besserer Bodenverhältnisse bis dahin behauptet hatte, allmählich einzuholen. Wenn heute der Süden in der Gewinnung hochwertigen Zuchtmaterials für Pferde und Rindvieh durchaus auf eigenen Füßen steht und mit dem Norden konkurrieren kann, so muß doch anerkannt werden, daß zur Erzielung dieses Ergebnisses hierbei die in vielen Jahrzehnten gewonnenen Erfahrungen des Nordens verwertet werden konnten, zumal das oldenburgische Herrscherhaus die wirtschaftliche Verflechtung der südlichen Ämter mit dem Norden, z. B. auf dem Gebiete der Pferdezucht, ganz besonders gefördert hat. In gleichem Sinne arbeiten die seit der Jahrhundertwende geschaffenen großen Wirtschaftsverbände, wie die Landwirtschaftskammer, die Industrie- und Handelskammer, die Handwerkskammer, die die Interessen aller ihrer Mitglieder vertreten, und durch den Austausch von Erfahrungen und Anregungen sich gegenseitig befruchten. So kann man mit Recht sagen, daß beide Landesteile, der Norden und der Süden, nicht bloß äußerlich durch die politische Einheit, sondern auch innerlich in diesen 150 Jahren der gemeinsamen Verbundenheit miteinander durchaus verwachsen sind; das alte „Heil dir, o Oldenburg" wird kaum in einem anderen Teile des Landes mit größerer Innigkeit gesungen als im Süden.

Otto Terheyden

Benutzte Literatur: Rüthning, Oldb. Gesch. II. Bd u. Volksausgabe. H. Rothert, Westf. Gesch. Bd. III. Willoh, Gesch. der kath. Pfarreien, Bd. III u. Oldb. Jahrb. Bd. 12 S. 6 ff. Sello, Vereinigung der Ämter Vechta und Cloppenburg mit dem Großherzogtum Oldenburg, 1903. A. Schwarting, Oldenburg unter Peter Friedrich Ludwig, 1936. J. Wehage, Die rechtliche Stellung der kath. Kirche im Landesteil Oldenburg, 1928.

Mildernde Umstände

Jann was up'n Wäge, sienen Ostern tau hollen. Wat siene Finao wör, dai ha vörher wedder Striet mit üm söcht un üm bie düsse Gelägenheit aale siene Fähler un Schlechtigkeiten vörhollen. Nu brukde hai sien Gewäten gaornich mehr erforschen. Mit siene Finao ha hai dat man schlecht draopen. Dat wör dai reinste Rabiener. Sai künn ehren Jann so up Touren bringen, dat hai taulest vergrellt wütt un ehr dat Fell versaolde. Dai Pastor wör all lange Jaohre in dai Gemeinde. Somit wüß hai ganz gaut, dat dai Jann vanhus ut recht gautmäudig wör. Uck aower den Jann sien Krüz mit dai Finao wüß hai gaut Beschaid. Jann brachde as erstes vör, dat hai woll eis Striet mit siene Frau hat ha un sai bie düsse Gelägenheit, in'n vergrellten Kopp, verprügelt ha. Dai Pastor unnerbrök üm hier un segg tau üm: „Wat du in gauer Meenung daohn hest, Jann, will ick van die nich hören! — Du hest doch sicher noch wat anners up'n Gewäten!"

Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

HOLSKENBALL

1. Herut, herut, gi Wichter al,
Nu binnet gau den Kranz!
In Cloppenborg ist Holskenball,
In Cloppenborg is Danz.
Nu maokt jou fien, ein Band int Haor
Un Holsken an dei Föüt,
Hemdsärmeln staoht dei Junges dor
Un kiekt jou in dei Möüt.

Refr.: Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Holskenball,
Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Danz.

2. Dann geiht't dorbi. Wat draihet sick
Dei Kleder, bunt un witt!
Dei Holsken klappert meisterlick,
Dat Mündken plappert mit.
Wi danzet un wi draihet us
As eine Klappermöhl'.
Wi jaogt dei Ratten ut dat Hus,
Weckt Kinner unnern Pöl.

Refr.: Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Holskenball,
Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Danz.

3. Dei Job, dei treckt in jungen Mout
Den Schlippenrock sick an.
Dei eine Schlippen staiht üm goud,
Dei an're is nich dran.
För den Zylinder is dat schao,
Wenn Job drupp sitten dait.
Mit eine Handharmonikao
Krig dei vull Ähnlichkeit.

Refr.: Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Holskenball,
Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Danz.

4. Dei Jan, dei sülben lütk un minn,
Treckt rume Holsken an,
Dat hei ein Schäpelsaot dorin
Noch goud vermeien kann.
Dann stoppt hei Stroh in sienen Holsk,
Un dat is bäter so,
As wenn hei danzt mit siene Olsk',
Un sien Kopp wör half ut Stroh.

Refr.: Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Holskenball,
Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Danz.

5. Dei Gerd, dei werd van ale foppt.
Ein Lock in siene Büx
Hef hei mit rote Lumpen stoppt.
Jawoll, dei Gerd is fix.
Un wenn nich Placken allerhand
Van Farbe, Fett un Soß'
Un nich dat Lock int Achterpand,
Wör dei Büx noch tadellos.

Refr.: Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Holskenball,
Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Danz.

6. Dei Tante Trinao drif en Staot,
Dat sei mitdanzen draff.
Sei putzt den Kouhdreck akuraot
Van ehre Holsken aff.
Wenn blos dei Strump noch heile wör!
Ein Lock sütt ehr in'e Möüt,
Doch weit dei Trinao Raot dorför:
Sei wasket sick dei Föüt.

Refr.: Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Holskenball,
Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Danz.

7. Wat moje danzt dei Trinao doch!
Dei Hout staiht ehr so nett,
Dei Hout hüng gistern aobend noch
Up Naobers Arfkenbett.
Bi't Danzen sackt dei Unnerbüx,
Un ale staoht un seiht.
Dei Trinao röpp: „Dat dait üm nix,
Et is ja gräsig heit."

Refr.: Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Holskenball,
Heidi, heida, juchhee!
In Cloppenborg is Danz.

Hubert Burwinkel

Landesbibliothek Oldenburg

Zur Umgestaltung des oldenburgischen Grundsteuerwesens in den Jahren 1855 bis 1865

Die für unsere Heimat verhängnisvolle französische Besatzungszeit zu Beginn des vorigen Jahrhunderts veranlaßte den Herzog Peter Friedrich Ludwig, das damals bestehende Abgabensystem aufzuheben und „sobald als irgend tunlich durch ein neu ausgearbeitetes, den Verhältnissen dieses Landes und seiner Einwohner, dem deutschnationalen Geiste und den Grundsätzen des Rechtes und der Billigkeit mehr angemessenes Abgabensystem zu ersetzen".

Damit war die Aufgabe gestellt, eine allgemeine Landesvermessung durchzuführen, bei der die Größen der einzelnen Grundstücke errechnet und deren Reinertrag auf Grund einer Bodenschätzung sowie die Mietwerte der Wohnhäuser ermittelt werden sollten.

Die allgemeine Landesvermessung konnte erst nach dem Tode des Herzogs mit der Kammerbekanntmachung vom 24. Februar 1836 eingeleitet werden, während das Abschätzungsverfahren durch das Gesetz über die Ermittlung des Steuerkapitels vom 18. Mai 1855 geregelt wurde.

Beide Anordnungen verdienen wegen ihres grundlegenden Inhalts und wegen ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung bis in die neueste Zeit hinein besondere Beachtung.

Das Kataster der alten Landesvermessung entwickelte sich insbesondere durch die Einführung des Grundbuchs von dem ursprünglichen Steuerkataster zu einem Eigentumskataster, während die alte Grundsteuerschätzung ganz verlassen und auf die Einheitsbewertung umgestellt wurde. Schon dies mag Anlaß genug sein, die alten Einrichtungen besonders zu behandeln.

Das oldenburgische Staatsgrundgesetz, das im Jahre 1849 verkündet wurde, hatte im Artikel 61 die Forderung erhoben, daß „das bestehende Steuer- und Abgabenwesen untersucht und gesetzlich neu geordnet werden solle". So blieb es nicht aus, daß schon bald darauf Eingaben an den neu gewählten Landtag gerichtet wurden, die darauf hinzielten, „daß die Regulierung der herrschaftlichen Abgaben, worauf schon so lange gehofft, bald vor sich gehe". Die Staatsregierung entschloß sich daher, diese wichtige Angelegenheit nachdrücklichst zu fördern. Sie setzte als obere Behörde eine Katasterdirektion ein, die am 31. März 1850 unter dem Vorsitz des Kammerdirektors Pankratz ins Leben gerufen wurde, und dem der Vermessungsdirektor Freiherr von Schrenck und der Abschätzungsdirektor von Thünen angehörten. Die Aufgabe der Katasterdirektion bestand darin, von allen im Herzogtum Oldenburg vorhandenen Grundflächen und Gebäuden den jährlichen Reinertrag bzw. Mietwert zu ermitteln, um die Werte für Staats- und Kommunalabgaben heranzuziehen. Dabei sollte der nachhaltige steuerbare Reinertrag eines Grundstücks in dem Überschuß bestehen, der sich aus dem durchschnittlichen Geldwert der Gesamtproduktion in einer Reihe von Jahren nach Abzug der Unterhaltungskosten, der Arbeit und Aufsicht sowie der Zinsen ergab.

In den Motiven zum Gesetzentwurf wurde betont, daß die Aufgabe, die Reinerträge festzustellen, große Schwierigkeiten bereite, und daß sie bisher in keinem Lande vollständig gelöst sei, „da die Bodenproduktion so veränderlich und von verschiedenen Faktoren abhängig sei, die weder wägbar noch meßbar seien". Nach der weiteren Begründung müsse eine größtmögliche Annäherung an die gegebenen Verhältnisse erreicht werden. In alten Zeiten seien in Deutschland die Abgaben und Grundlasten nach angenommenen Einheiten verteilt und erhoben worden, wie Hufen, Bauen, Erben u. s. w., oder nach Teilen derselben, wie ¾ Erbe usw. Auch wurde wohl die Bodenqualität dadurch ausgeglichen, daß die Größe des Ackerlandes z. B. nach der dafür erforderlichen Einsaat in Scheffelsaat, Malter, Tonnen usw. oder der Tagarbeit eines Gespannes nach Pflügen, Joch, Jück usw. abgeschätzt wurde, bei Wiesen nach der Arbeitsleistung eines Mähers in Tagewerk, Mahd, Matt usw., bei Hutungen und Weiden nach dem Maße der darauf Nahrung findenden Tiere in Kuhweiden, Grasen usw. Als diese sehr rohe Art nicht mehr genügt hätte, wären die Grundstücke nach dem örtlichen Flächenmaß und entsprechend ihrer Bonität eingereiht oder auch deren Ertrag gegeneinander eingeschätzt worden. Eine andere Bewertung wurde an Hand der Getreidearten Weizen, Gerste, Hafer und Roggen vorgenommen, indem für die Bodenklasse die Ertragsfähigkeit nach der Vermehrung der Einsaat festgestellt wurde. Wiesen wurden nach der Heumenge und Hutungen und Weiden nach der Zahl der Weidetiere berechnet.

Landesbibliothek Oldenburg

Ähnlich wurde im Königreich Hannover in den Jahren 1818 bis 1828 verfahren, indem man versuchte, das Wertverhältnis gegeneinander in Steuergulden auszudrücken. Als Maßstab dieses Wertverhältnisses diente beim Ackerland der abgeschätzte Rohertrag der ersten Saat nach der Brache. Später hielt man jedoch eine Vermessung der einzelnen Grundstücke für erforderlich. In den Marschen wurden von dem Rohertrag die baren Deich- und Sielkosten abgesetzt und von den Geestländereien allgemein die Wirtschaftskosten. Von dem Wiesenertrag nach Fuder wurden bei den Marschwiesen 25 %, bei Bruch- und Moorwiesen 50 % an Gewinnungskosten abgezogen. Der Reinertrag einer Kuhweide in der Marsch wurde mit 5 Talern, bei geringeren Weiden mit 1 Taler und 16 Groten festgesetzt. Diese Einstufungen wurden jedoch für ungenau und ungleichmäßig erachtet. Im benachbarten Ostfriesland schlug man daher vor, die Steuer nach den Pachtpreisen der Grundstücke umzulegen.

Bei diesen Untersuchungen wurden auch die Erfahrungen in Frankreich, Holland, Rheinland und Westfalen zur Beurteilung herangezogen, die sich auf Pacht- und Kaufpreise stützten, jedoch ohne eine vorherige Vermessung der einzelnen Grundstücke. Dies wurde als großer Mangel angesehen.

Besonders hervorgehoben wurde die Durchführung der Schätzung in Sachsen in den Jahren 1836 bis 1842, bei der zum ersten Mal Mustergrundstücke in den einzelnen Bodenarten untersucht wurden. Dabei wurden die Lage im Gebirge und in der Ebene, die Entfernung vom Hofe und vom Absatzmarkt sowie die klimatischen Verhältnisse berücksichtigt. Auch das Braunschweiger Verfahren von 1849 wurde besonders herausgestellt, obwohl nur zum Teil einwandfreie Flächengrößen vorlagen. Hier hatte die Leitung die herzogliche Landesökonomiekommission. Dem Abschätzungsverfahren lag der praktische Gedanke zugrunde, die Ermittlung des gegenwärtigen Wertverhältnisses der Grundstücke wesentlich auf die Kenntnisse und Erfahrungen sachverständiger Schätzer abzustellen.

Für das Verfahren in Oldenburg wurde auf die große Verschiedenheit der Böden hingewiesen, insbesondere auf die vielen Arten der Flugsande und dürren Heideböden der Geest, andererseits auf die reichen Lehm- und Tonböden sowie die verschiedenartigen Marschböden.

Nach sorgfältiger Prüfung aller bereits angewandten Verfahren sollte in Oldenburg ein System vorgeschlagen werden, das den Reinertrag oder das Steuerkapital nach den Pachtwerten der Grundstücke ermitteln sollte unter Berücksichtigung der Entfernung vom Hofe, des Absatzmarktes und der Höhe der Kaufpreise.

Bei dieser Feststellung sollten die in großer Zahl vorliegenden Kauf- und Pachtpreise als Anhalt dienen. Nach diesen Richtsätzen sollte eine Klasseneinteilung vorgenommen werden. Außerdem sollte eine ständige Nachschätzung erfolgen, „da in unserem Jahrhundert eine so rasche Entwicklung eingetreten sei, daß sich mit Gewißheit voraussehen ließe, wie während der Dauer einer Generation das Verhältnis der Werte der jetzt abzuschätzenden Reinerträge ein ganz anderes sein würde".

Damit wurde das große Werk der Errichtung eines oldenburgischen Grund- und Gebäudesteuerkatasters eingeleitet und 1855 zum Gesetz erhoben. Das Versprechen des Herzogs Peter Friedrich Ludwig von 1815 wurde damit eingelöst. Durch die neue Grundsteuer wurde nunmehr eine große Zahl alter, seit Jahrhunderten bestehender Abgaben, wie Kirchspielschatzungen, Naturalabgaben und Dienstleistungen abgelöst. Es waren Abgaben, die teils dem Landesherren, dem Grafen oder dem Gutsherrn geleistet werden mußten, darunter auch die alte Kontribution von 1682 und 1814. Um diese Abgaben in der alten Höhe zu erhalten, wurde die Besteuerung auf 9 % des durch die Abschätzung festgesetzten Reinertrages der Grundstücke und 6 % des Mietwertes der Gebäude errechnet.

Die Katasterdirektion beaufsichtigte das Abschätzungsverfahren, das von 14 Spezialabschätzungskommissionen — auf die einzelnen Bezirke verteilt — durchgeführt wurde. Es wurden nach gründlicher Prüfung der Bodenarten 69 verschiedene Bonitätsklassen für die Grundstücke mit Reinerträgen von 0,50 Mk. bis 100 Mk. pro ha gebildet. Bei Gebäuden wurde der reine Mietwert aus dem mittleren jährlichen Mietwert abgeleitet und beginnend mit 3 Mk. eingesetzt.

Die Abschätzung wurde in den Jahren 1858 bis 1862 durchgeführt, verzögerte sich jedoch durch das Revisionsverfahren bis zum Jahre 1865, bis endlich im Jahre 1866 erstmalig die neue Steuer erhoben werden konnte. Fritz Diekmann

Landesbibliothek Oldenburg

Leggeanstalten in Oldenburg

Die einstmals bedeutende Leinenweberei auf dem Lande ging im Laufe des vorigen Jahrhunderts stark zurück. Mit der technischen Entwicklung der modernen Textilindustrie kam die Handweberei für den eigenen Bedarf fast ganz zum Erliegen, ebenso das durch Heimarbeit betriebene Gewerbe der Leinenweber. Das über den eigenen Bedarf hinaus auf den schweren Webstühlen in den Webkammern der Bauernhöfe gefertigte Leinen wurde, soweit es nicht auf Bestellung gearbeitet worden war, vielfach im Handel abgesetzt. Vom Ammerland aus wurde viel Leinen in die Marsch, in der kaum Flachs angebaut wurde, geliefert. Die gewerbsmäßige Leinenweberei war von besonderer Bedeutung im Amt Damme und in den Gemeinden Bockhorn und Zetel. Im Amt Damme wurde sie gewöhnlich als Nebenbeschäftigung und im allgemeinen für eigene Rechnung betrieben. Nicht selten wurde hier gegen Lohn für Händler gearbeitet.

Um den Absatz des Leinens zu fördern und um den Hersteller vor einer Übervorteilung, den Käufer aber vor Betrug zu schützen, wurden vom Staat sogenannte Leggeanstalten eingerichtet. So sollte zur Förderung der Leinenfabrikation im Amt Damme die 1826 angeordnete Wiedereinführung einer dort früher schon vorhandenen Leggeanstalt beitragen. Alles Leinen, welches im Amt Damme zum Verkauf verfertigt wurde, mußte auf den Leggen in Damme oder Neuenkirchen gemessen und entsprechend seiner Qualität bezeichnet werden. Die Weber waren verpflichtet, nur gutes und tadelfreies Leinen zur Legge zu liefern. Es durfte nur gehörig haltbares und von gut zubereitetem Flachs gesponnenes Garn verwebt werden; das Bleichen des Leinens mit Kalk war untersagt. Das Leinen war in einer Breite von einer Brabanter Elle (= 69,5 cm) und in keiner größeren Länge als 100 Leggen-Ellen (= 175 Brabanter Ellen = 121,6 Meter) anzufertigen. Die Leggebedienten hatten als vereidigte Sachverständige das zur Legge gebrachte Leinen auf der Leggebank zu messen, zu begutachten und die Hersteller über gefundene Fehler zu belehren. Sie reihten das Leinen nach der Qualität in Klassen ein, versahen die Leinenstücke mit einem Stempel und vermerkten die gemessenen Längen. Durch diese Vorschriften sollten besonders diejenigen Kaufleute, die Leinen in großen Mengen erwarben und nicht jedes Stück prüfen konnten, vor Betrug geschützt werden. An Leggegebühren waren für jedes Stück Leinen unter 75 Ellen 6 Grote und für jedes Stück über 75 Ellen 9 Grote zu zahlen. An den sogenannten Leggetagen, die wöchentlich einmal stattfanden, wurde das Leinen durch die Leggemeister meistbietend verkauft. Die Weber konnten jedoch ihre Ware zurücknehmen, wenn ihnen der gebotene Preis nicht genügte. Im allgemeinen war Barzahlung üblich. Rückständige Forderungen konnte der Verkäufer mit Hilfe des Amtes eintreiben lassen, wenn er einen Auszug auf dem Leggebuch vorlegte. Übrigens war an den Leggetagen das Wein-, Bier- und Branntweintrinken im Leggelokal untersagt. Die Anwesenden hatten sich, wie es in der Bekanntmachung von 1826 heißt, ruhig und ordentlich zu betragen.

Entsprechende Bestimmungen traf die Leggeordnung von 1847 für das Amt Bockhorn. In dieser heißt es über den Zweck der Legge, daß durch Stempelung des Leinens das richtige Maß, die Fadenzahl und die Güte öffentlich beglaubigt werden sollen. Außerdem sollen die Hersteller durch diese Einrichtung über die Nachfrage im Leinenhandel ständig Kenntnis erhalten. Leggepflichtig war alles im Bezirk des Amtes Bockhorn gewebte Leinen, wenn es für den Handel bestimmt und gebleicht war. Das für den eigenen Gebrauch bestimmte und das auf Bestellung für den Hausgebrauch angefertigte Leinen war davon ausgenommen. Einmal im Monat wurde auf der Legge ein Verkauf durch den Leggemeister öffentlich abgehalten. Jedem für gut befundenen Stück Leinen wurde das Leggezeichen, ein Landeswappen ohne Krone mit der Umschrift „Legge zu Zetel" sowie das Maß nach Länge und Breite und die Bezeichnung der Fadenzahl aufgedrückt. Leinen, welches sich durch Garn, Gewebe und Bleiche besonders auszeichnete, erhielt einen Leggestempel mit Krone. Geldstrafen waren vorgesehen, wenn die Untersuchung ergab, daß Kalk zur Bleiche verwendet worden war, oder wenn festgestellt wurde, daß das Leinen mit Baumwolle gemischt war. Die Entscheidung über die Beschaffenheit des Leinens hatte zunächst der Leggemeister,

Landesbibliothek Oldenburg

der Hersteller konnte aber beim Amt das Urteil von Achtsmännern beantragen. Die Leggegebühren betrugen in Bockhorn für jedes Stück Leinen bis zu 66 Ellen Länge 6 Grote, für je 10 Ellen mehr 1 Grote. Als Legge-Elle galt hier die Oldenburgische Elle (= 58 cm).

Auf den Umfang der Leinenweberei vor etwa 100 Jahren weisen folgende Zahlen hin:

1855 wurden gezählt in Damme 163 Leinenweber, in Neuenkirchen 138 Leinenweber und in Zetel 95 Leinenweber.

Eine Zählung der Webstühle von 1861 ergab, daß in Oldenburg für eigene Rechnung als Hauptbeschäftigung 622, als Nebenbeschäftigung 3875 Webstühle, für Lohn als Hauptbeschäftigung 60, als Nebenbeschäftigung 111 Webstühle, insgesamt somit 4668 Webstühle betrieben wurden.

Otto Harms

Aus den Tagen der Hollandgänger

Hier und da erzählt eine Großmutter noch von den Tagen, da aus unserer Heimat die Männer sommers nach Holland gingen, um dort Arbeit zu suchen. Und es waren nicht einzelne, nein, zu Hunderten und Tausenden wanderten sie gen Westen. Wenn wir hören, daß zu Justus Mösers Zeiten jährlich 25 000 Männer über die Emsbrücke in Lingen gingen, um in Holland zu arbeiten, so können wir uns eine Vorstellung von dem Umfang dieser Zeitarbeiter - Bewegung machen, und wir legen uns wohl die Frage vor, aus welchem Grunde es geschah.

Im 17. Jahrhundert, soweit läßt sich der Hollandgang zurückverfolgen, sah es bei uns in wirtschaftlicher Hinsicht trübe genug aus. Der karge Boden vermochte die Bevölkerung nicht zu ernähren. Irgendwelche Mittel, den Acker aufzubessern, kannte man noch nicht. Es herrschte überall die Plaggenwirtschaft, wie wir sie z. B. auf dem Hümmling noch zum Beginn unseres Jahrhunderts kannten. Wie im Ackerbau sah es auch in der Viehzucht aus. Die einzige Gelegenheit, die Nahrungsdecke zu strecken, lag in der Handweberei. Aber auch das war ein sauer verdientes, kümmerliches Brot. Bei uns herrschte ein Überangebot an Arbeitskräften. Dem gegenüber stand in Holland ein Mangel an Arbeitern, sowohl in der Landwirtschaft als auch in der Schiffahrt. Während die Küstenbewohner auf holländischen Handelsschiffen und Walfängern fuhren, gingen die Emsländer und ihre Nachbarn als Torfgräber und Grasmäher nach den Niederlanden. Gerade diese beiden Arten der Arbeit waren es vornehmlich, für die in Holland geeignete Kräfte fehlten. Hier fand der Ausgleich durch die Hollandgänger als Zeitarbeiter statt. Ende April oder Anfang Mai machten sich die Männer auf den Weg. Sie gingen gemeinsam. An bestimmten Plätzen war der Treffpunkt. Auf der Delmenhorster Geest war es die Frieseneiche im Stühl. Jeder Arbeiter nahm seine Werkzeuge mit, der Torfgräber seine Spaten, der Grasmäher seine Sense. Daneben trug jeder Lebensmittel als Dauerware mit, vor allem Speck, Schinken und Würste. Denn der Verdienst sollte möglichst groß sein, damit recht viele Gulden zurückgebracht werden konnten. Ein viel begangener Weg führte von Vechta, Lohne, Dinklage durch das südliche Oldenburg auf Lingen zu. Hier stießen die Osnabrücker und Nordwestfalen zu den Unseren. Übernachtet wurde in bestimmten Gasthäusern, wo sich die Männer mit einem Lager im Heu begnügten. Für so viele Menschen standen auch nirgends Betten bereit. Bis Coevorden blieben die Hollandgänger beisammen, dann trennten sich ihre Wege. Manche hatten vom Vorjahr her noch Beziehungen oder gar Verabredungen, so daß sie sofort zu ihrer Arbeitsstätte gehen konnten, andere mußten sich erst einen Platz suchen. Gearbeitet wurde grundsätzlich nur im Akkord; es wurde also der Lohn für eine zu leistende Arbeit vereinbart. Oft genug versuchten die Holländer, den Lohn zu drücken, und es war nur die natürliche Folge, daß unsere Leute sich weigerten, einen solchen Vertrag abzuschließen. Im allgemeinen hielten sie fest zusammen und erreichten auf diese Weise eine angemessene Entlohnung.

Die Aufnahme bei den Arbeitgebern war verschieden. Einzelne Holländer boten den Deutschen eine Unterkunft und daneben Speise und Trank. Andere kümmerten sich nicht um ihre Arbeiter, so daß diese gezwungen waren, sich selbst ein Lager zu suchen und zu beköstigen. Durchweg standen die Hollandgänger nicht in besonderem

Landesbibliothek Oldenburg

Ansehen, sondern waren als „Hannekemeier" nur zu oft Gegenstand des Spottes. Aber die Männer ertrugen es geduldig, war es doch ihre einzige Sorge, möglichst viele Gulden zu verdienen. Aus diesem Grunde arbeiteten sie soviel, als der Körper nur hergeben wollte, um möglichst schnell mit der Arbeit fertig zu werden und neue Verträge abschließen zu können. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend standen sie in der feuchten Torfkuhle oder auf der Wiese. Mancher mutete seinem Körper zuviel zu, so daß er Schaden an seiner Gesundheit nahm. Es waren gesunde, kräftige Männer in den besten Jahren, die als Zeitarbeiter ins Nachbarland gingen.

Eine Verbindung mit der Heimat wurde durch Boten aufrecht erhalten, die Briefe hin- und hertrugen oder Nachrichten vermittelten. Auch Geistliche folgten den Männern, um sie bei ihrer schweren, entnervenden Arbeit aufzurichten. So ging um 1850 der Pfarrer Lehnhartz aus Badbergen nach Holland, und suchte dort seine Pfarrkinder auf, hielt an den Sonntagen mit ihnen Gottesdienst ab. Und noch um 1900 folgte Pastor Voß aus Döhren bei Hannover jenem Beispiel. Wenn die Hauptarbeit getan war, Ende Juni oder Anfang Juli, ging es auf den Rückweg, und zwar wieder dieselbe Strecke. Nun war die Börse mit holländischen Gulden gefüllt, so daß es dem Vater leichter wurde, seine Familie durch den Winter zu bringen. Dafür hatte er alle Mühen und Entbehrungen gerne auf sich genommen. Die Frauen zu Hause mußten inzwischen mit der Arbeit ohne ihn fertig werden.

Die älteste Nachricht über den Hollandgang stammt aus den Jahren 1608 und 1609, als einige Brinksitzer aus der Herrschaft Vechta vom Bischof von Münster gebrücht werden sollten, weil sie trotz Verbot außer Landes gegangen waren. Margarete von Dinklage verwandte sich für die Hollandgänger mit dem Hinweis, daß Not und Armut die Menschen dazu trieb, nach Holland oder Friesland zu gehen. Die Behörden erließen wiederholt Verbote an Arbeiter und Tagelöhner, zur Erntezeit außer Landes zu gehen. Aber der Hollandgang ließ sich nicht eindämmen, die Not veranlaßte die Männer, jenseits der Grenze Verdienst zu suchen. Etwas kräftiger griffen die Regierungen durch, wenn kriegerische Verwicklungen zu befürchten waren, denn die da fortzogen, waren wehrfähige Männer, auf die im Notfalle nicht verzichtet werden konnte.

Den größten Umfang erreichte der Hollandgang im 18. und 19. Jahrhundert. Aus dem Jahre 1811 liegt eine Zählung vor, die von den Behörden veranlaßt wurde. Wenn sie auch manche Fehler enthält, so gibt sie uns doch einen Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse. Damals gingen aus Osnabrück und dem Emsland 7462, aus Oldenburg 2359 und aus Nordwestfalen 9900 bis 10 000 Mann nach Holland auf Zeitarbeit.

In den einzelnen Ämtern wurden gezählt: Aschendorf 71, Bentheim 692, Osnabrück Land 96, Friesoythe 160, Sögel 900, Bersenbrück 3385, Wittlage 196, Wildeshausen 8, Meppen 400, Iburg 173, Melle 50, Lingen 1500, Vechta 1457, Cloppenburg 734.

Der Hollandgang hielt sich bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts. Im Jahre 1864 wurden im Amte Freren noch 1500 und in Bersenbrück 884 Männer gezählt, die nach Holland gingen, 1867 waren es dort sogar wieder 1099 und 1868 noch 909.

In dem Maße, wie sich bei uns die wirtschaftlichen Verhältnisse besserten, besonders durch Aufblühen der Landwirtschaft, in demselben Umfang blieben die Männer daheim und rangen dem Heimatboden den Unterhalt ab. Um die Jahrhundertwende war die Hollandgängerei erloschen.

Diedrich Steilen

Jeden Tag eine gute Tat!

Der Lehrer hat den Siebenjährigen die Regel beigebracht: An jedem Tag müßt ihr wenigstens eine gute Tat verrichten. Eines Tages wird bei einzelnen Schülern Nachfrage gehalten:

„Na, Fritz, was für eine gute Tat hast du denn gestern vollbracht?

„Ich habe einer alten Frau geholfen, daß sie über die Straße kam."

„Das war schön von dir. Otto, was für Gutes hast du getan?"

„Ich habe einer alten Frau geholfen, daß sie gut über die Straße kam."

„Nanu, habt ihr denn beide geholfen?"

„Ja . . . die wollte nicht."

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Opfer der Hollandgängerei

aus dem Kirchspiel Neuenkirchen (Oldb)

„Willerfang, den 9. May 1770.

. . . . . so tuhe zu wissen, daß wir hier guth an das Werk und an die Arbeit kommen, so bald als wir hier sein ankommen, und wir sein auch in Willerfang zu arbeiten, wohl 4 Stund weges von der Kirche, ...

so tuhe auch zu wissen, daß wir hier müßen so stark daran, daß es nicht stärker werden kan, kein Haar am Kopf ist, daß nicht sey nadt. Ich muß (es) noch lange stehen aus. Vor Sanct Johan kan ich nicht nach Hauß, wir haben so lange Werk allhier . . . . . ."

Diese Zeilen sind einem Brief entnommen, der zu den Hofakten der Familie Wieghaus-Nellinghof gehört. Schreiber ist der Sohn und spätere Hoferbe, der als 25jähriger nach Holland ging, um sich die nötigen Taler für die „Infahrt" zu erarbeiten. Über die Hollandgängerei ist in der Heimatliteratur viel und eingehend berichtet. Torfgraben und Grasmähen waren die Hauptarbeit, der Verdienst war lange Zeit hindurch gut. Wie schwer aber die Arbeit war, geht einmal aus den Zeilen des angeführten Briefes hervor, besonders aber aus der großen Zahl derer, die an den Folgen der Überanstrengungen, der ungesunden Unterkunft und der schmalen und einseitigen Beköstigung in Holland starben und dort begraben liegen, oder die krank und entkräftet auf dem Wege in die Heimat bzw. kurz nach ihrer Rückkehr „zu Hause" starben. Ihre Zahl ist nicht unbedeutend.

Der Anteil an Arbeitsopfern, den das Kirchspiel Neuenkirchen i. O. der Hollandgängerei brachte, mag, soweit es sich feststellen läßt, hier aufgezeigt sein. Die Aufstellung ist alphabetisch - chronologisch geordnet. Namen ohne Zusatz gelten als „in Holland gestorben und begraben", nähere Angaben sind vermerkt. Namen solcher Personen, die nach Holland verzogen, dort wohnhaft waren und starben, oder die auf Besuch in der Heimat erkrankten und hier den Tod fanden, sind n i c h t aufgeführt.

Für den Familienforscher und auch im allgemeinen Interesse sind, soweit feststellbar, auch die Eltern der Verstorbenen angegeben. Die Angaben sind den Registern der katholischen und der evangelischen Kirchengemeinde entnommen.

Die Aufstellung erhebt nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, da gewiß nicht alle Namen bekannt oder doch nicht eingetragen wurden; zudem schien mir bei einigen Eintragungen die unbedingte Sicherheit zu fehlen.

A n g e l b e c k, Johan Henrich, aus Nellinghof, geb. am 15. 12. 1768 als Sohn des Joan Friedrich Angelbeck, geb. Hoffmann, und Anna Maria Adelheid Angelbecke. Die Familie wohnte 1780 in Batschen Speicher am Friedhof in Neuenkirchen. Er war auf einem Schiff in Holland beschäftigt und starb am 22. 2. 1796 in Texel. Dort ist er auch begraben.

B i d e r h a c k e, Taupke, Jüngling, starb auf dem Torfmoor in Holland am 10. 5. 1697.

B l o m e n t h a l, Johan, geb. am 20. 11. 1701 als Sohn des Joan Simon Blomenthal und der Margaretha Aleth Flöttel aus Grapperhausen, starb im August 1728.

B o h n e, Heinrich Gerhard, seit dem 15. 11. 1855 verheiratet mit Gertrud Bernardina Belm, wohhaft bei Bohnen in Bieste. Er war ein Sohn der Eheleute Johann Joseph Bohne und Anna Maria Osterloh aus Bieste, 31 Jahre alt und starb als Arbeiter in Holland in Avereest, Provinz Overyssel, am 27. 4. 1860.

B r a n d e w i e, Johan Everd, starb am 3. 9. 1776.

B r o c k m a n, Johan, war 40 Jahre alt, starb hier am 14. 5. 1687, sechs Tage nach der Rückkehr aus Holland.

B r o c k m a n, Gerdt, geb. am 29. 9. 1686 als Sohn des Herman Brockman und der Catharina Bultman, starb im Juli 1711 in Holland.

B u s s m a n, Simon, geb. am 23. 11. 1695, starb als 46jähriger kurz nach der Rückkehr aus Holland am 12. 7. 1741.

C a v e m a n n, Johann Henrich, geb. am 3. 5. 1761 als Sohn des Joan Henrich Caveman und der Anna Maria Langen-

Landesbibliothek Oldenburg

kamp. Er war in erster Ehe mit der am 17. 10. 1802 gestorbenen Cathar. Maria Flottemesch, seit dem 11. 1. 1803 in zweiter Ehe mit Cath. Maria Elisabeth Speckbauch verheiratet und wohnte zunächst in Wiechaus, dann in Cavemanns Leibzucht in Nellinghof. Er starb am 14. 4. 1809 in Holland und hinterließ 6 Kinder.

Fiene, Johan Franz, ein Jüngling von 21 Jahren, geb. am 5. 3. 1730 als Sohn des Simon Fiene und der Anna Maria Boeken in Neuenkirchen. Er war von Beruf Gärtner und starb im Brabantischen in Holland am 8. 2. 1741.

Gieske up dem Felde, Jacob, Ehemann. Seine Frau hieß Hemmeke. Er hinterließ 8 Kinder und starb am 7. 7. 1668 in Holland bei der Arbeit im Torfmoor.

Grote, Johann Bernard, geb. am 18. 11. 1770 als Sohn des Arnold Grote und der Anna Catharina Middendorf. Er war seit dem 18. 11. 1799 verheiratet mit Catharina Maria Wehlage und wohnte in Evers Leibzucht in Bieste. Er ging als 51jähriger noch nach Holland und starb auf dem Rückwege in Wiethmarschen am 17. 7. 1820.

Grundink (Gründing), Hermann Henrich, ein Jüngling von 19 Jahren, starb kurz nach der Rückkehr aus Holland.

Hardinghaus, Johan, starb März 1724 in Ostfriesland. Er ist hier begraben, nachdem Freunde seine Leiche mit nach hier gebracht hatten.

von der Heide, Johan Gerd, geb. am 14. 6. 1710 als Sohn des Arendt von der Heide und der Margaretha Brockman, seit dem 5. 2. 1742 verheiratet mit Anna Catharina Thaman, starb in Horno in Holland am 1. 1. 1755 nach längerer Krankheit und ist dort begraben.

Ketteler, Henrich, 36 Jahre alt, starb kurz nach der Rückkehr aus Holland am 18. 9. 1730.

Knapke, Johann Bernard, geb. am 16. 1. 1824 als Sohn des Johann Heinrich Knapke und der Maria Catharina Westendorf. Er war seit dem 29. 11. 1851 verheiratet mit Anna Maria Catharina Kolhof aus Alfhausen und wohnte zuerst in Middendorfs, dann in Bockhorsts Heuer in Bieste. Er starb auf dem Rückwege von Holland in der Nähe von Ankum an der Cholera am 22. 7. 1866 als letzter der Hollandgänger und ist hier begraben.

Lagemann, Lübbert, Ehemann, starb am 25. 4. 1683 in Holland. Seine Frau hieß Anna Margaretha.

Langenkamp, Joan, verheiratet mit Anna Flockmann. Bei der Geburt des ersten Kindes erfolgt der Zusatz: Vater obiit in Holland. Genaues Datum ist nicht bekannt, muß aber im Sommer 1727 gewesen sein.

Liesch (= Lienesch), Henrich, Ehemann, starb am 30. 4. 1675, nachdem er aus dem Torfmoor aus Holland zurückgekehrt war.

Lienesch, Johan Herman, 62 Jahre alt, geb. am 15. 8. 1690 als Sohn des Johan Linesch und der Anna Catharina Möller, wahrscheinlich verheiratet mit Anna Adelheid Klatte, starb am 17. 6. 1752 in Holland bei der Arbeit im Torfmoor.

Mayborg, Gehrt, 48 Jahre, starb am 15. 9. 1726 in Holland.

Mayborg, Johan Bernd, geb. am 31. 10. 1745 als Sohn des Joan Herman Meyborg und der Catharina Margaretha Kreeke, verheiratet seit dem 28. 10. 1773, starb am 18. 5. 1775 in Permerent in Holland.

Meyer, Henrich, 47 Jahre, aus Nellinghof starb auf der Rückkehr aus Holland in Ankum.

Vor dem Mersche, Henrich, war Miteinwohner bei Evers in Hörsten, starb im April 1724 in Holland.

Mescher, Bernard, war 40 Jahre alt, starb am 22. 5. 1795 in Pomerent in Holland und ist dort begraben.

Messman, Henrich, geb. am 29. 12. 1655 als Sohn des Gerdt Messman und der Thabeke Hoffmann, verheiratet seit dem 25. 7. 1683 mit Elsche Baumschlüter, starb am 18. 12. 1693, nachdem er krank aus Friesland zurückgekehrt war.

Middendorf, Johan Simon, geb. am 9. 4. 1667 als Sohn des Joan Middendorf und der Catharina Bockhorst, war ledig, 41 Jahre alt. Er wohnte hier, starb in Holland und ist in Amsterdam begraben.

Müßman, Hinrich, 47 Jahre alt, starb in Holland und wurde am 14. 6. 1724 begraben.

Landesbibliothek Oldenburg

Nienaber, Johan Joseph, geb. am 29. 5. 1777 als Sohn des Gerhard Nienaber und der Anna Maria Westerhus, seit dem 18. 2. 1806 verheiratet mit Maria Elisabeth Weber. Die Familie wohnte in Gausekuhlen Leibzucht. Der Mann starb am 22. 4. 1808 in Bondervenne im Gröninger Land und ist in Willerfang begraben.

Nienaber, Johan Henrich, geb. am 8. 6. 1767 als Sohn des Joh. Henrich Nienaber und der Catharina Elisabeth Beckmann, seit dem 24. 1. 1793 verheiratet mit Anna Maria Roso. Er war Heuermann in Bödekers Leibzucht in Bieste. Er kam krank von Holland zurück und starb hier am 2. 7. 1818 im Alter von 51 Jahren.

Nienaber, Johan Henrich, war Heuermann in Nurrenberends Leibzucht und starb in Pomerent in Holland im Alter von 59 Jahren im Mai 1802.

Nurre, Johan, starb als Arbeiter in Holland am 13. 6. 1680.

Oeverman, Vorname nicht angegeben, starb in Holland oder Friesland am 18. 12. 1688.

Oevermann, Hermann Henrich, geb. am 8. 9. 1772 als Sohn des Johan Henrich Oevermann und der Catharina Maria Mescher, verheiratet mit Anna Maria Ketteler seit dem 13. 9. 1802. Der Zusatz im Sterberegister lautet: Nach einem am 21. Mai des Jahres (1829) eingegangenen Totenschein der Provinz Gröningen, Quartier Winschoten, Gemeinde Willerfang, ist am 13. 4. (1829) gestorben Hermann Henrich Oevermann, Witwer der Anna Maria Ketteler, Heuermann in Tauben Leibzucht zu Narberhausen, beim Torfgraben, 57 Jahre alt.

Prues, Joan Everd, starb als Jüngling von 29 Jahren in Horno in Holland am 3. 9. 1760.

Reiling, Arend, starb in Holland am 19. 7. 1721, ist hier verläutet worden.

Rehling, Joan Dirck, geb. 11. 1. 1745 als Sohn des Johan Reyling und der Catharina Maria Wanstroet, starb in Evenhorn in Holland am 17. 10. 1774.

Rehling, Johan Theodor, 26 Jahre alt, starb am 2. 9. 1794.

Renneker, Johan, Jüngling, starb in Winschoten in Holland am 3. 4. 1653.

Renneker, Johan Theodor, war Heuermann in Loers Leibzucht in Neuenkirchen, starb in Barsinghorn in Holland am 3. 7. 1813.

Richter, Johan Henrich, seit dem 16. 8. 1783 verheiratet mit Anna Maria Grote, Heuermann in Evers Scheune im Westendorfe, starb in Vinkenvenne/Friesland am 30. 4. 1802.

Schnethorst, Johan, starb in Holland am 26. 6. 1724, ist hier verläutet worden.

Schierberg, Johann Bernard Philippus, seit 4½ Jahren mit Catharina Maria Tangemann verheiratet, starb im Alter von 49 Jahren zu Engelbert, 2 Stunden von Gröningen, wo er als Torfmacher arbeitete, an der asiatischen Cholera und ist am 6. 10. 1832 dort begraben.

Schwartze, Lueke, Jüngling, 34 Jahre alt, starb im Gröninger Land zu Saapmeer am 24. 5. 1681.

Surenbrock, Henrich, starb in Holland/Friesland im Juli 1656.

Switering, Johan Henrich, Jüngling, 27 Jahre alt, geb. am 2. 5. 1700 als Sohn des Philipp Schwittering und der Margaretha Westendorf, starb auf der Rückkehr von der Arbeit in Holland in Ankum am 15. 9. 1727.

Thaman, Diderich, ein Jüngling von 20 Jahren, geb. am 25. 4. 1694 als Sohn des Johan Diderich Thaman und der Taupke Margaretha Wanstrodt, starb in Holland am 25. 4. 1714.

Voss, Gerd Jürgen, ledig, 26 Jahre alt, geb. am 28. 10. 1723 als Sohn des Gerdt Wever, genannt Voss, und der Anna Aleth Voss aus Nellinghof (Feldstraße), wurde gleich nach der Rückkehr aus Holland von einer heftigen Krankheit befallen und starb am 23. 9. 1750.

Voss, Johan Herman, ein Jüngling von 34 Jahren, geb. am 14. 7. 1720 als Sohn des Gerdt Merten Voss und der Catharina Margaretha Oeverman, wurde in Holland krank, kam hier mit heftigem Fieber an und verstarb bald darauf am 4. 8. 1755.

Tho Wahlde, Johan Bernard, Jüngling von 30 Jahren, Sohn des Colon Johan Henrich to Waele und Frau Annike, geb. am 20. 6. 1723, starb in Holland in Hoorno am 16. 5. 1754.

Landesbibliothek Oldenburg

Von Wahle, Lambertus, geb. am 14. 12. 1738 als Sohn des Joan Herman To Walde und der Anna Catharina Oeverman, verheiratet seit dem 3. 2. 1767 mit Catharina Elisabeth Kleyböcker, starb im April 1794 im Alter von 56 Jahren in Holland und ist in Amsterdam begraben.

van Wahle, Johan Bernard, geb. am 13. 2. 1762 als Sohn des Joan Dirck von Wahle und der Anna Catharina Narberhus, seit 29. 10. 1791 verheiratet mit Maria Adelheid Rollmann. Er wohnte in Rolfs Leibzucht in Neuenkirchen und starb in Holland am 28. 7. 1812. Er ist in Woggelen begraben.

Wanstrodt, Henrich, Ehemann der Maria (?), starb im August 1575 in Holland.

Wanstroth, Theodor, 40 Jahre alt, geb. als Sohn des Arendt Warnstrodt und der Täubke Hoffmann, verheiratet seit dem 10. 2. 1744 mit Anna Catharina Bultman. Er hinterließ 3 Kinder (das 4. Kind wurde nach dem Tode des Vaters geboren) und starb am 11. 7. 1752 in Schullinggoet in Holland.

Wanstroet, Johann Bernard, geb. am 14. 2. 1805 als Sohn des Johann Bernard Wanstroet und der Maria Elisabeth Lienesch, Colon in Nellinghof, starb kurz nach der Rückkehr hier am holländischen Fieber am 23. 9. 1837.

Wehlage, Theodor Joseph, ledig, geb. am 27. 5. 1833 als Sohn des Joh. Heinrich Wehlage und der Margaritha Maria von der Heide in Biestmanns Leibzucht in Bieste. Er war Ackerknecht bei Taube-Narberhaus in Narberhausen und starb in Willerfang in Holland/Groningen am 26. 5. 1860.

Westendorf, Henrich, Ehemann, starb im Juli 1661 in Holland.

Westendorf, Herman Diderich, Jüngling, geb. am 1. 3. 1699 als Sohn des Joan To Westendorf und der Elisabeth Stickfordes. Er kam krank von Holland wieder heim und starb bald darauf am 29. 8. 1721 im Alter von 22 Jahren.

Westendorf, Johan Theodor, geb. am 5. 10. 1783 als Sohn des Herm. Henrich Westendorf und der Catharina Maria Renneker, seit dem 17. 11. 1812 verheiratet mit Margaretha Maria Cübbing. Die Familie wohnte im Harenburger Viehhaus in Bieste. Der Mann starb in Holland am 26. 5. 1815.

Westendorf, Johann Henrich, ein Bruder des vorstehenden Verstorbenen, geb. am 30. 11. 1786, verheiratet seit dem 18. 8. 1809 mit Maria Catharina Möller, zuletzt Neubauer im Nellinghöfer Bruch, starb auf dem Rückwege aus Holland, kam bis Schwagstorf, mußte sich dort wegen hohen Fiebers ins Bett legen und verschied kurz darauf am 31. 7. 1826.

Westerhues, Johan Hermann, 26 Jahre alt, starb in Holland und ist begraben auf dem Torfmoor zu Saapmeer.

Winner, Johan, seit dem 19. 10. 1699 Ehemann der Maria Catharina Mescher, starb in Holland am 17. 6. 1702.

Wintzenberg, Berendt, starb in Holland am 15. 8. 1672.

Tor Wische, Jacob, starb im Juli 1709 in Holland.

* * *

Es starben demnach in Holland 49 Männer, auf dem Rückwege in die Heimat 5 und kurz nach der Rückkehr 11, insgesamt 65 Personen.

Aloys Tepe

Das „Wichtigste"

Wichter un Jungs sullen ut dai Schaule entlaoten weeren. Dai Pastor in dai Gemeinde wull ehr noch ainmaol gaue Ermaohnungen för't Läben mitgäben. Bie düsse Gelägenheit lä hai ehr an't Hart, dat sai vör aalen Dingen dat Bäen nich vergäten drüffen. Dai bösen Gelägenheiten ut'n Wäge gaohn, — un vör aalen Dingen dai Ollern ehren, dat et ehr gaut günk in'n Läben! As hai mit siene Ermaohnungen tau Ende wör, sullen üm dai Kinner up siene Fraogen Antwort gäben. Dai meisten Kinner haan gaut tauhört un gewen richtige Antworten. Taulest wiesde noch son lüttket Wicht ut dai Ecke up. „Na," fraogt dai Pastor, „woran mußt du vor allen Dingen denken, wenn du aus der Schule ins Leben kommst?" — „An's Heiraten!" segg sai prompt.

Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

Auf das holländische Märchen von den drei Strumpfkerlen machte mich zuerst Dr. W. R. de Haan anläßlich einer deutsch - holländischen Volkskundetagung in Arnheim im Jahre 1952 aufmerksam. Gleichzeitig erfuhr ich von ihm, daß dieses Märchen abgedruckt sei in dem Buche „VIJFTIG NEDERLANDSE SPROOKJES" von J. R. W. Sinninghe (Amsterdam — Uitgevers — Maatschappij „Elsevier" — 1942, S. 31 ff.). Bald darauf stellte mir Prof. Dr. Meertens-Amsterdam dieses Buch liebenswürdigerweise zur Verfügung. Die Übersetzung verursachte einige Schwierigkeiten, da das Märchen in einem holländischen Dialekt geschrieben wurde (de Haan: „Es handelt sich hier um eine Mundartfassung — Osten von der Provinz Gelderland —"). Besorgt wurde sie von dem praktischen Arzt Hermann Brinkmann in Werlte, überprüft und hier und da verbessert von der Lehrerin Elisabeth Reinke in Kellerhöhe und dem Kunstmaler C. H. M. Cooymans, Den Haag. Allen, die so auf die eine oder andere Weise diese Veröffentlichunug ermöglichten, sei hierfür herzlichst gedankt. Und nun folgt der Text unseres Märchens in holländischer und deutscher Fassung.

Heinrich Ottenjann.

De dree kouſenkee'ls

Kloppenbörger dreedraod
Is de boern eurn sierraod. [1])

Daor wazzen es dree kousenkee'ls. Ze smoksten achter mekare met de ma'se op de rugge en'n eikenkoeze in de hand deur't lösse zand van den Hessenweg van't Prusensche nao Doezebarg op an. 't Was al stif zes wekke nao de Mei en onmundig heite tusschen de dennenbussche en't hooge akkermaolsholt en't zweit ba'sten eur onder de pettenkleppe hen en leep met straöltjes langs den blaowen Hessekeel.

„Godsbarmelek wa's't heite!" zeg den veursten en smit de ma'se an de kante van't holt.

„Jao, laow en hörtjen tukken," röp den tweeden.

„Boe foj!" zeg den darden en ze laot zich alle driej in't heet neervallen met de kop op de ma'se.

„De eerste harbarge daor w'an komt, nem ik en dröpken veur de kolde vuute," zeg den veursten.

„Ikke ook! daor sluut ik min biej an!"

„Iej luu könt van de pruum spiejjen, iej heb te man dree stuuver in de buul en ikke maor ééne."

„Iej bunt ok en kuukken, dat buj!"

„Jao da's vaste waor, 'n onzewolter!"

„Zoo, vänk et now weer an; ak owluu wazze, zo'k den nebbe maor dichte holden.

[1]) In vroeger tijden droegen de boeren slechts wit wollen sokken van eigen maaksel. Toen kwamen de marskramers uit Duitsland venten met hel blauwe, groene en paarse Kloppenburger sokken, die door de rijkste boeren spoedig's Zondags gedragen werden.

Die drei Strumpfkerle

Cloppenburger Dreidraht
Ist der Bauern Zierat. [1])

Es waren mal drei Strumpfkerle. Sie schlurrten hintereinander her durch den weichen Sand des Hessenweges vom Preußischen nach Doesburg mit der Kiepe auf dem Rücken und einem Eichenknüppel in der Hand. Es war gut sechs Wochen nach Mai und entsetzlich heiß zwischen dem Tannenwald und dem hohen Birkenholz, der Schweiß lief ihnen unter der Mütze her in Bächlein über den blauen Hessenkittel.

„Herrje, wie heiß!" ruft der erste und wirft die Kiepe an den Waldrand.

„Ja, wir wollen ein Stündchen ausruhen," ruft der zweite.

„Guter Gedanke," sagt der dritte, und sie lassen sich alle drei in der Heide mit dem Kopf auf der Kiepe nieder.

„In der ersten Herberge, die wir treffen, nehme ich ein Tröpfchen gegen kalte Füße," sagt der erste.

„Ich auch! Ich schließe mich an."

„Ihr könnt große Bogen spucken, ihr habt jeder 3 Stuiver im Beutel, ich aber nur einen."

„Du bist auch ein Küken, das bist du."

„Ja, das ist wirklich wahr, ein Dämelack."

„So, fängt's jetzt wieder an; wenn ich an eurer Stelle wäre, würde ich den Schnabel halten. Ich will nicht haben, was mir nicht gehört. Nun wißt ihr's!"

[1]) Früher trugen die Bauern nur selbstgemachte weiße wollene Socken. Später kamen die Kiepenkerle aus Deutschland und verkauften hellblaue, grüne und violette Cloppenburger Socken, die von den reichsten Bauern bald am Sonntag getragen wurden.

Landesbibliothek Oldenburg

Ik wille neet hebben, wat min neet toekump, now wet iej't!"

„Iej bunt gek, dat buj, maor wat ow in de kop zit, zit ow neet in't gat. Ik zegge maor: ieder veur zich en God veur ons allemaole."

„Wisse, dat zeg ik ook, iedereene krabbet nao zich too. 't Hemp is altid naoder as den hemprok, dat zeg ik maor!"

„Wa'j now zekt of neet en zekt kan min niks verschèlen, maor ik komme met min eerliken stuuver wider, as iejluu met dree oneerleken."

„Boe, dat zeg heereum ook, maor hi lug et."

„Jao, dat dut e!"

„Nou, ik verwedde der min ma'sè onder, da'k met min eerleken stuuver wider komme, as iej luu, smeerlappen, met dree."

„Dat zit!"

„Jao, dat zit!" en ze kletst mekare in de vlakke hande, dee stif van't zwil staot, dat de katekers de pluumoorne opstekt en de zwa'te kraleugskes van veralterasie zoo laot rollen, da'j bange bunt, dat ze in't mos terechte zölt kommen.

Ze staot op, gaot witer en komp an en harbarge. Ze gaot binnen, kommediert en borrel, slaot em doot en betalen te man en stuuver. Asse de deure weer in de klinke heb, zeg den eersten: „Waor buj now met ow eerleken stuuver? Ik wuste ummers wel, dat e wiej't met en kasteman witer brochten, iej bunt jo al bos. Geef op de ma'se!" en ze deilden met eur beiden alle hoazen en zökke en smetten de ma'se in en graven.

„Boe, now köj gaon strunkebraojen en teern op den eerleken stuuver, dee vot is!" Ze gräolden met eur tween en beschalterden en bespotten um. „Jao wisse, gelik dat haj, zonder ma'se kom iej wite as met zoo'n zwaoren vrach op den nekke, ha, ha, ha!"

„'t Steet owluu smerig, da'j zoo tegen min te kaore gaot; wa'k ezeg hebbe, he'k ezeg en daor bliv ik biej. 'k Holle 't nog voel, da'k et zonder den eerleken stuuver nog wider brenge as iejluu met twee oneerleken en daor wi'k en leef dink onder verwedden."

„Jao, zeker de ma'se!"

„Diej neet meer en hebt, ha, ha, ha!"

„Ik dörve der min beide oogen wel onder verwedden." „Good, dat zit!"

En 't ging van pats! pats! en — 't zat.

„Veruut dan maor!"

Weer boorn de zwaor bespikerde schoezaolen in't dreuge zand en de koezen slaon

„Du bist geck, das bist du, aber was dir im Kopf sitzt, sitzt dir nicht im Hintern. Ich sage nur, jeder für sich und Gott für uns alle."

„Gewiß, das sage ich auch, jeder sorgt zuerst für sich. Das Hemd sitzt einem immer näher als der Rock, das sage ich nur."

„Was ihr sagt, ist mir einerlei, ich komme mit meinem ehrlichen Stuiver weiter, als ihr mit drei unehrlichen."

„Ha, das sagt der Pastor auch, aber er lügt."

„Ja, das tut er!"

„Na, ich wette um meine Kiepe, daß ich mit meinem ehrlichen Stuiver weiterkomme als ihr Schmierlappen (Schmierfinken, Jammerlappen) mit drei."

„Das gilt."

„Ja, das gilt!" und sie schlagen sich in die Hände, die hart von Schwielen sind, daß die Eichhörnchen die Ohren aufstellen und die schwarzen Kralläuglein vor Überraschung so rollen lassen, daß man befürchten muß, daß sie ins Moos fallen.

Sie stehen auf, gehen weiter und kommen an eine Herberge. Sie gehen hinein, bestellen einen Schnaps, gießen ihn hinunter und bezahlen jeder einen Stuiver. Als sie die Tür wieder geschlossen haben, sagt der erste: „Wo bist du jetzt mit deinem ehrlichen Stuiver? Ich wußte wohl, daß wir es mit drei weiterbrachten. Du bist ja schon blank! Gib her die Kiepe!" und die beiden teilten sich die Strümpfe und Socken und warfen die Kiepe in den Wassergraben.

„Ha, nun kannst du den Daumen lutschen und vom ehrlichen Stuiver zehren, der weg ist." Sie gröhlen und verlachen und verspotten ihn. „Sicher, recht hast du, ohne Kiepe kommst du weiter, als mit einer so schweren Fracht auf dem Nacken, ha, ha, ha."

„Es ist häßlich von euch, daß ihr so gegen mich redet; was ich gesagt habe, habe ich gesagt, und dabei bleibe ich. Ich behaupte noch einmal, daß ich ohne Stuiver weiter komme, als ihr mit zwei unehrlichen, und dafür will ich das Teuerste, was ich noch besitze, verwetten."

„Ja, bestimmt die Kiepe!"

„Die du nicht mehr hast, ha, ha, ha!"

„Ich will meine beiden Augen wohl dagegen verwetten!"

„Gut, das gilt!"

Und es ging, klatsch, klatsch, klatsch, und es saß!

„Jetzt vorwärts!"

Wieder gehen die schwer benagelten Schuhe durch den trockenen Sand, und die

Landesbibliothek Oldenburg

de maote en de ma'sen kroawen onder den zwaoren vrach. De weg löp hot en haar onder vroesterige berken en deur duuster naolldholt.

Kik, verächtig en niej strooien dak achter dree lindebeume en . . . en peerdebak.

„Ik roeke foezel!"

„Ik leuve, as da'j 't good heb, zöw es effen anstekken?"

„Boe jao, laow um neet laoten verschalen, 't löp der dunne deur."

Ze smit de ma'se an de zid, licht de klinke, dreijt zik en paor stuule veur de tapkaste en kommediert twee dikköppe. Den eerleken sloft maor deur of e niks eheurd hef. Hi kik of de foep der uut is en noffelt zoo veur zich hen: „God in den hemel, zollen de zoeplappen en gouwdive now nog gelik krigen."

Daor komt de twee weer anzetten op en zobbedräfken met rooje köppe en glimmende eugskes, waor de duuvel uut kik.

„Hu toch, iej wollen der zeker van deur, now iej 't er weer anekregen heb?"

„Jao, holt ow maor neet zoo luukkes; können, dat zöj 't hem, kalen prèkebee'nd!"

Den eenen grip in de boksentesse en den andern vat um manges bej de strotte en ze stekt um met zo'n pie'nlubber de beide oogen uut de kop. An de kante van den weg is en groot bosch van fine dennen en op en bulte onder en honderdjaorigen eike steet en galge. Daor todden z'em hen en smetten z'em neer, zoodat e lankuut op den grond neerboksen.

„Daor, galgenaos, daor heur iej en zek an heereum, as da'j't wit ebroch heb met ow eerleken stuuver!"

„Dat hew der good afebroch," zeien de ströppe, toe ze weer op den weg wazzen, „daor kreit gin hane nao en wiej heb de hoazen en de zökke."

't Was al lange duuster ewes veur den eerleken toe de zonne achter't galgenbosch wegkrop en eur beddestèe in brand stok, veur ze der inkrop. Hi was huuverig en krop dichte tegen den galgenpaol an asof e bange was, dat e te völle in de gate zol loopen en z'em nog meer temptiern zollen.

„Klap, klap, klap!" en groote rave strik neer op den top van den honderdjaorigen eike boaven de galge.

„Klap, klap, klap!" weer eene.

„Zoo zuster, was iej daor al? Hoe steet et?"

„Good!"

„Klap, klap, klap!" nog eene.

Knüppel schlagen den Takt, und die Kiepen knarren unter der schweren Fracht. Der Weg schlängelt sich kreuz und quer durch Birkendickicht und dunkle Kiefernwälder.

Sieh, wahrhaftig ein neues Strohdach hinter drei Lindenbäumen und eine Pferdekrippe.

„Ich rieche Schnaps!"

„Ich glaube, daß Ihr recht habt, wollen wir einkehren?"

„Komm an, wir wollen ihn nicht schlecht werden lassen, er rutscht so schön herunter."

Sie werfen die Kiepen zur Seite und gehen ins Wirtshaus. Sie ziehen sich zwei Stühle vor den Tresen und bestellen zwei Dickköpfe. Der Ehrliche schlurrt weiter, als ob er nichts gehört hätte. Es scheint, als ob er von allen guten Geistern verlassen wäre, und murmelt vor sich hin: „Gott im Himmel, sollten die Sauflappen und Spitzbuben doch recht behalten?"

Da kommen die beiden wieder angetrabt mit roten Köpfen und glänzend-funkelnden Augen, aus denen der Teufel herausguckt.

„Halt erst, du willst sicher auskneifen, nun du wieder verloren hast."

„Stell dich nur nicht so dumm, haben sollst du's, Prahlhans, Vorwitziger."

Der eine greift in die Hosentasche, und der andere faßt ihn bei der Gurgel, und sie stechen ihm beide Augen aus dem Kopf.

Sie sind in einem dunklen Tannenwald; vor ihnen steht auf einem Hügel unter einer hundertjährigen Eiche ein Galgen. Dort schleifen sie ihn hin und werfen ihn auf den Boden, wo er lang ausgestreckt liegen bleibt.

„Da, Galgenaas, da gehörst du hin und sag' dem Pastor, daß du es weit gebracht hast mit deinem ehrlichen Stuiver."

„Das haben wir gut hingekriegt," sagen die Schurken, als sie wieder auf dem Weg sind, „da kräht kein Hahn nach, und wir haben die Strümpfe und Socken!"

Es war für den Ehrlichen schon lange duster, ehe sich die Sonne hinter den Galgenbusch verkroch und ihre Bettstelle in Brand setzte, ehe sie hineinkroch.

Er fror und kroch dicht an den Galgen, als ob er sich fürchte, daß sie noch mal zurückkämen und ihn wieder quälen wollten.

„Klap, klap, klap," ein großer Rabe läßt sich auf dem Wipfel der hundertjährigen Eiche am Galgen nieder.

„Klap, klap, klap," noch einer.

„Ja, Bruder, bist du schon da, wie steht's?"

„Gut!"

Landesbibliothek Oldenburg

„Zoo, zusters, bujdaor al?"

„Jao, wiej heb al op uw ewach. Wat gif't niejs?"

„Al degene, die blint bunt, könt zeende wo'den, want der völt van nach en douw, dee heilzaam is."

„'s Könninks dochter is zeek en achter in den hof van den könnink gruuit kruden, dee mot ze kokken en eur laoten gebruken, dan wört ze weer better."

„En dee eur weer better maakt, krig ze tot vrouwe."

„Gen nach, zusters! klap, klap, klap!"

„Gen nach, zuster! klap, klap, klap!"

„Klap, klap, klap!"

Den eerleken is beduusd as e dat heurt en'n hörtjen later krup e rond, strik met de vlakke hand langs de stroeken en dan weer langs zin veurheufd. Tot dreemaol too hef et edaen en now kan e de oogen weer opslaon en zut e de steerntjes weer flikke'n tusschen de töppe van de beume. Hi steet nou op, sleet zich de spriken en dennennaolden van de bokse en löp't bosch in um op de groote weg te kommen. Hi is al gauw in de bisterbane en kump an en groote allee, dee hoe langer hoe mooier en breeder wördt en as't zunneken begint te schinen, steet e inens veur en groote poo'te.

Golden spilen, 'n golden hangslot en hengsels, 'n keerl met een lange pike en golden kneupe an't tuug en daor wit, wit achter 'en onmundig groot kesteel. De onderlippe van den eerleken zakt biejnao töt op den baovensten vesjesknoop van klaorloeter veralteriertheid en hi steet 't spöl an te gapen, asof den saldaote sebit met hoet en haor nao binnen mot en too e weer zo'n betjet bij benul kump, röp e: „Godsbarmelek nog too, he'k zin leven!"

Asse zich lange genog an al dat moois vergaapt hef, stapt e recht nao de poorte too en zeg: „heej! pst!" en toe um den kee'l ankik vrög e: „is de könnink der al uut?"

„Wat mot je?"

„Boe, ik vraoge of de könnink al op de beene is of zit der nog in?"

Wat wou je dan met den koning?"

„Zin dochter is zeek, ik wil eur weer better maken."

En de poortwachter doch: hoe wet e dat zoo, da's bepaald meer as rech too.

Hi dreien 't slot driejmaol umme en den eerleken mos binnenkommen.

„Iej kikt min wel en betjen schuins met de döppe, maor aj spats maakt, dan stek

„Klap, klap, klap," noch einer.

„Ah, ihr Brüder seid schon da!"

„Ja, wir haben schon auf dich gewartet. Was gibt's Neues?"

„Solche, die blind sind, können wieder sehend werden, denn es fällt heute nacht ein Tau, der heilsam ist."

„Des Königs Tochter ist krank, und hinten im Hof des Königs wächst ein Kraut, das muß man kochen und ihr als Trank geben, dann wird sie wieder gesund. Und wer sie wieder besser macht, kriegt sie zur Frau."

„Gute Nacht, Brüder, klap, klap, klap."

„Gute Nacht, Bruder, klap, klap, klap."

„Klap, klap, klap."

Der Ehrliche ist benommen, als er das hört, und eine Stunde später kriecht er rund, streicht mit der flachen Hand über die Sträucher und dann wieder über seine Stirn. Dreimal hat er es getan, und jetzt kann er die Augen wieder aufschlagen und sieht die Sterne wieder flimmern zwischen den Wipfeln der Bäume. Er steht jetzt auf, schlägt sich das Sprickelholz und die Tannennadeln von der Hose und läuft in den Wald, um den großen Weg zu suchen. Schon bald hat er sich verirrt und stößt auf eine Allee, die immer länger, schöner und breiter wird, und als die Sonne aufgeht, steht er auf einmal vor einer großen Pforte.

Goldene Stäbe, ein goldenes Vorhängeschloß und Griffe, ein Kerl mit einer langen Lanze und goldenen Knöpfen am Anzug und da weit, weit im Hintergrund ein unheimlich großes Schloß. Die Unterlippe des Ehrlichen sinkt beinahe bis auf den obersten Westenknopf vor lauter Überraschung. Und er reißt Maulaffen, als ob er den Soldaten mit Haut und Haaren auffressen will. Als er sich wieder gefaßt hat, ruft er: „Großer Gott, hätte ich so ein Leben!"

Als er lange genug all das Schöne begafft hat, läuft er gerade auf die Pforte zu und sagt: „He, pst!" Und als ihn der Kerl anguckt, fragt er: „Ist der König schon auf?"

„Was willst du?"

„Ich frage, ob der König schon auf den Beinen ist, oder liegt er noch im Bett?"

„Was willst du denn vom König?"

„Seine Tochter ist krank, ich will sie wieder gesund machen."

Und der Wächter denkt: „Woher weiß er das so? Das geht nicht mit rechten Dingen zu."

Er dreht das Schloß dreimal um, und der Ehrliche muß hereinkommen.

Landesbibliothek Oldenburg

ik ow hiermee vaste an de we'eld, zoo daj nooit weer hoeft op te staon," en hi drukken um de pike onder de neuze.

„Holt ow gemak, ik zal niks gin ummeraozie maken, wis min den hof en brenk min en pötjen of pänneken, daor 'k wat in kokken kan."

Hi heft de boel gauw veur mekare; de könninksdochter et't koksel op en wördt op de hand better.

Dree dage der nao is't brullefte en ze krigt zat ristepap van golden telders en zat win in golden dikköppe en alle groote hee'n buugt veur um as en knipmes.

Den eerleken hef alles wat e wenschen kan: 'n knap wifken, al is ze neet stoer, rikdom en heerlekheid, 'n niejje bokse, 'n niej buis töt niejje stevels too. Inwendig hef e der hups schik van, maor he kik toch deurloopend zoer, want dat heurt daor zoo biej.

Op en Dingesdagmargen steet e al biejtids op en geet op de jach.

An de poorte staot twee kee'els, dee der bister sjofeltjes uutzeet en mèt dat e „g'n margen sammen!" zeg, sprunk e wel'n trad achteruut. 't Sunt verächtig de twee kousenkee'ls, dee um zoo miterig toeeakeld hadden.

Hi däch der neet an ze ok'n tek uuttetrekken; hi hef medeliden met eur, brech ze in de kökkene, löt eur zoovölle vleisch en spek etten as ze maor könt versizen en duut eur haorfin uut de duke, hoo't met um egaon is.

Daor stek ze de oorne van op en asse weggaot strik ze stikem nao de galge um ok es nao de raven te gaon luustern.

„Klap, klap, klap!" de eerste rave.

„Klap, klap, klap! Dag zuster, buj daor al?"

„Klap, klap, klap! Dag zusters, ik gleuve, dat z'ons weer beluustert ik roeke onraod."

Dree dage der nao vindt ze twee dooie kee'ls op den bulte. 't Had er schuw hen egaon; de plodden en drellen leien oaveral in't ronde en ze hadden gin ooge meer in de kop.

Wit hadden ze 't met eur oneerleke stuvers neet ebrach, nog gien tien trad van de galge.

Gelderland, Achterhoek; in 1909 medegedeeld door G. J. Klokman te Laag-Keppel (vgl. Driemaandelijksche Bladen IX, blz. 7—14).

„Du guckst mir wohl ein bißchen schief aus den Augen, aber wenn du Spaß machst, dann spieße ich dich hiermit an den Boden, daß du nie wieder aufzustehen brauchst," und dabei hielt er ihm den Spieß unter die Nase.

„Nur ruhig, ich werde keinen Unsinn machen; zeig' mir den Garten und hol' mir ein Töpfchen oder Pfännchen, worin ich kochen kann."

Er hat alles schnell bei einander. Die Königstochter ißt den Sud auf und ist sofort wieder gesund.

Drei Tage später ist die Hochzeit, und sie kriegen satt Reisbrei auf goldenen Tellern und satt Wein aus goldenen Dickköpfen, und alle großen Herren des Hofes machen Bücklinge vor ihm.

Der Ehrliche hat alles, was er wünschen kann: eine hübsche Frau, wenn sie auch nicht kräftig ist, Reichtum und Herrlichkeit, eine neue Hose, eine neue Jacke und sogar neue Stiefel. Immerhin ist er innerlich froh, aber er guckt durchweg stur, das gehört sich nämlich so.

An einem Dienstagmorgen steht er zeitig auf und geht auf Jagd. An der Pforte stehen zwei Kerle, die sehr ärmlich aussehen. Und wie er „Guten Morgen" sagt, springt er einen Schritt zurück, denn es sind tatsächlich die beiden Sockenkerle, die ihn so gemein zugerichtet haben. Er denkt nicht daran, sich zu rächen. Er hat Mitleid mit ihnen, bringt sie in die Küche, läßt ihnen soviel Speck und Fleisch vorsetzen, wie sie nur verdrücken können, und erzählt ihnen haarklein, wie es ihm ergangen ist. Da sind sie aber sprachlos, und wie sie weggehen, schleichen sie heimlich zum Galgen, um auch den Raben zu lauschen.

„Klap, klap, klap!" sagt der erste.

„Klap, klap, klap! Tag, Bruder, bist du da?"

„Klap, klap, klap, Tag, Brüder, ich glaube, daß sie uns wieder belauschen, ich rieche Lunte!"

Drei Tage später fanden sie zwei tote Männer auf dem Hügel. Es hatte dort schlimm gespukt, Lappen und Fetzen lagen überall herum, und sie hatten kein Auge mehr im Kopf.

Weit hatten sie es mit ihrem unehrlichen Stuiver nicht gebracht, nicht mal zehn Schritt vom Galgen.

Landesbibliothek Oldenburg

Ut Seelterlound

Gert un di Foaks

As dät Elisabetfehntjer Kanal greewen wudde, do gehnen ock von Seelterlound Orbeider un litje Buren deerwai um wät tou vertjoonjen. Gert Teepe un sin Brur Anton gehnen ock mäd ju Orbeiderkolunne trough de Fahn.

Anton vertelde us, dät sin Brur Gert nit fuul heelt von Sturorbeid un deerum hieden se him as Kock anstaald. Moundaysmäidens drug Gert 'n Säck full Itelweere ap de Schullere ätter sien Barackenkökene. In den Säck hied hi Brod, Butere, Aijere, Muster, Saalt, Speck un Boukenmehl tou Ponnkouken baaken. As hi so alleenig trough de Fahn gehn mäd den Säck full Itelweere, do saag hi 'n Foaks mäd 'ne Gäise. Di Foaks did so as wenn hi ju Gäise gornit moor mee kriegge kudde. Hoolt, toaghte Gert, ju Gäise konn ik goud bruke un di Foaks konn nit moor. Gert smeet den Säck von de Schullere, greep do Hoske von de Fäite un smeet ätter den Foaks.

Man di Foaks slugh ju Gäise appe Räg un ronn jusogau as Gert ronn. So ronnen do Bee solonge, dät Gert nit moor kudde. So dull as Gert ock waas, hi kud bloot schäilde un mäd 'n long Gesicht wierume gunge. Do Socken wäit un keetig, moaste Gert sien Hoske in de Heede wiersäike un hi moaste longe saike, dät hi se wier fonnt. Touläst foont hi den Säck mäd Itelweere in 'ne Gruppe wir. Do Aijere stucken! Wo mai dät wull utsäin häbbe in den Säck?

Aus dem Saterland

Gert und der Fuchs

Als in Elisabethfehn der Kanal gegraben wurde, gingen auch Arbeiter und kleine Bauern aus dem Saterland dahin, um etwas zu verdienen. Gert Teepe und sein Bruder Anton gingen auch mit der Arbeiterkolonne durch das Moor.

Anton erzählte uns, daß sein Bruder Gert nicht viel Interesse für Schwerarbeit habe und wäre darum als Koch angestellt worden. Montag morgens trug Gert einen Sack mit Lebensmitteln auf seiner Schulter nach seiner Barackenküche. In dem Sack hatte er Brot, Butter, Eier, Senf, Salz, Speck und Buchweizenmehl zum Pfannkuchenbacken. Als er so allein durch das Moor ging mit dem Sack über der Schulter, da sah er einen Fuchs mit einer Gans. Halt, dachte Gert, die Gans kann ich gut gebrauchen, und der Fuchs kann nicht mehr. Der Fuchs tat so, als wenn er die Gans nicht mehr schleppen konnte. Gert warf den Sack von der Schulter, nahm die Holzschuhe von den Füßen und warf damit nach dem Fuchs.

Der Fuchs aber nahm die Gans über den Rücken und lief ebenso schnell, als Gert laufen konnte. So wütend Gert auch war, er konnte bloß schimpfen und mit einem langen Gesicht wieder umkehren. Die Strümpfe waren naß und schmutzig, so mußte Gert seine Holzschuhe in der Heide wiedersuchen, und er mußte lange suchen, bis er sie wiederfand. Zuletzt fand er den Sack in einer Grüppe wieder. Die Eier kaputt! Wie mag das wohl in dem Sack ausgesehen haben?

Hermann Janssen

Der Postlauf
Vechta-Damme-Osnabrück in alter Zeit

Nachdem im vorjährigen Heimatkalender über die Entstehungsgeschichte und Entwicklung der Post im Kreise Vechta berichtet wurde, soll nunmehr der Versuch unternommen werden, die Postverbindungen mit dem Osnabrücker Land von Vechta über Damme und Neuenkirchen darzustellen.

Es muß zunächst erwähnt werden, daß bis zu Beginn des Jahres 1819 in den Orten Damme und Neuenkirchen noch keine Postexpeditionen bestanden. Die Kammer in Oldenburg gab den Anstoß zur Eröffnung der Boten- und Extrapost in den genannten Orten und trug mit Verfügung vom 25. 1. 1819 dem damaligen Amt Damme auf, den Kirchspielvogt Huesmann, der für die Einstellung als Posthalter geeignet erscheine, hierüber zu vernehmen. Die Bedingungen für die Annahme dieses Postens waren in den „vorläufigen Bestimmungen wegen der Extrapost" enthalten und es mag interessieren, daß als Hauptsache das Vorhandensein von 8 Pferden und die Gestellung von weiteren 4 Pferden für außergewöhnliche

Landesbibliothek Oldenburg

Fälle besonders hervorgehoben wurde. Der Vogt Huesmann hat sich dann lt. Verhandlungsprotokoll vom 17. 2. 1820 verpflichtet, die Durchführung der reitenden Post auf der Straße von Damme nach Vechta und zurück gegen ein jährliches Entgelt von 300 Rth. zu übernehmen. Etwa zur gleichen Zeit fand auch der Botengang von Damme nach Neuenkirchen durch den Postboten Stuke die Zustimmung der Herzoglichen Kammer. Die Posthalter mußten sich protokollarisch verpflichten, Zuverlässigkeit, Ordnungsliebe und Gerechtigkeit jederzeit walten zu lassen und eine Bürgschaft von je 100 Rth. übernehmen.

Bereits nach zwei Jahren verlangte der Postverwalter Huesmann schon ein höheres Entgelt. Da seine Forderung jedoch zu hoch erschien, verfügte die Herzogl. Kammer die Neubesetzung der Stelle durch einen anderen Einwohner. Mit nochmaliger Verhandlung wurde erreicht, daß Huesmann auch weiterhin für 300 Rth. jährlich das Amt des Postverwalters besetzte. Im Jahre 1824 ist dann der Postbote Stuke auf der Strecke Damme—Neuenkirchen zum Feldhüter bestellt worden, und konnte somit den Botengang nicht mehr ausüben. An dessen Stelle trat nun der Häusler Johann Heinrich Pieper zu Damme.

Hier möchte ich noch einfügen, daß zwischendurch „Seiner Herzoglichen Durchlaucht Höchsten Vorschrift gemäß" auf allen Poststraßen im Lande Oldenburg Meilensteine mit der Inschrift, wohin der Weg führt und wie weit die Hauptstationen von einander entfernt sind, gesetzt wurden. Solche Meilensteine sind vereinzelt noch heute zu finden.

Der Postbote Pieper verstarb im Jahre 1834 und sein Sohn Johann Heinrich bewarb sich um die freigewordene Stelle seines Vaters. Die Großherzogliche Postdirektion Oldenburg beabsichtigte jedoch nicht, einen neuen Boten anzunehmen, sondern die Beförderung der Briefe dem Postverwalter Huesmann zu übertragen. Diesem sei es überlassen, eigens einen Boten einzustellen.

Von einem außergewöhnlichen und bedeutenden Ereignis der damaligen Zeit berichtet ein Aktenstück vom 13. 12. 1836, worin der Besuch des Königs und der Königin von Griechenland angekündigt wird, die auf der Route von Oldenburg nach Bohmte reisen und am letzteren Orte übernachten wollten. Der Posthalter in Damme bekam Anweisung, für die Beförderung des Königspaares 34 Pferde bereit zu halten. Da nicht Pferde genug vorhanden waren, mußten von den Relais Wildeshausen, Cloppenburg und Löningen Gespanne angefordert und außerdem gem. § 18 des Reglements weitere Pferde in Landfolge gestellt werden.

Nach dem Tode des bisherigen Postverwalters Huesmann war ebenfalls sein Sohn Friedrich Wilhelm für die Besetzung der Stelle vorgesehen. Nach gründlicher Überprüfung der Vermögensverhältnisse und Übertragung des elterlichen Hauses wurde er mit Verfügung vom 15. 11. 1848 zum neuen Postverwalter ernannt und vereidigt.

Zum besseren Verständnis möge noch die nachstehende Bekanntmachung der Regierung Oldenburg vom 16. 3. 1848 über die Öffnungszeiten des Postbüros Damme beitragen, in der es heißt:

„Das Postbüro zu Damme ist geöffnet von 8 Uhr morgens bis 11 Uhr mittags, von 4 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends."

Zu den Posten, welche während der angegebenen Zeit ankommen und abgehen, geschieht die Annahme der Briefe bis eine halbe Stunde vor und die Ausgabe derselben eine halbe Stunde nach Abgang der Posten. Zu den Posten, welche abends spät und des nachts ankommen und abgehen, ist die Aufgabe der Briefe, Pakete usw. vor 8 Uhr abends zu beschaffen und erfolgt die Auslieferung derselben nach 8 Uhr morgens.

Über die weitere Verbindung Damme—Osnabrück gibt uns ein Bericht des Amtes Damme vom 12. 7. 1821 an die herzogliche Kammer Auskunft. Hierin heißt es, daß wegen des häufigen Verkehrs, den der Ort Damme mit Osnabrück hat, vormals schon ein regelmäßiger Botengang nach Osnabrück zweimal wöchentlich bestand. Der Bote besorgte gleichzeitig die amtliche Korrespondenz mit dem Amte Vörden. Da der bisherige Bote Franz Nordhofe verstorben sei, wurde um die Neubesetzung des Postens gebeten. Daß auch die Dammer Kaufleute an der mit Osnabrück gepflegten Verbindung sehr interessiert waren, geht aus einer Eingabe an das Amt Damme hervor, in der vor allen Dingen die Sicherheit und die Einsetzung eines amtlich bestellten Boten gefordert wird. Der bereits für den Botengang nach Neuenkirchen erwähnte Postbote Johann Heinrich Pieper ist dann gegen eine jährliche Entschädigung von 17½ Rth. aus der Amtssportelkasse angestellt worden. Jedoch hatte er alle herrschaftlichen Briefe unentgeltlich zu befördern. Seine Ernennung

Landesbibliothek Oldenburg

entnehmen wir folgender Bekanntmachung aus den „Osnabrückischen Öffentlichen Anzeigen" vom 3. 1. 1829:

„Der von dem Flecken Vörden und Neuenkirchen angestellte Bote Berend Mohrmann beginnt mit dem 1. 1. 1829 seinen Botengang, und nur ihm sind Briefe und sonstige Sachen mitzugeben. Er logiert beim Gastwirth Hammersen auf der Hasestraße, kommt am Freitag-Abend daselbst an und geht Sonnabend-Mittag wieder ab.

Auch nach Damme, Steinfeld, Lohne, Vechta und den in der Gegend liegenden Orten geschieht die Beförderung gleicher Gegenstände durch den Boten Pieper von Damme pünktlichst und müssen solche Sachen in obigem Logis, wie auch bei dem Herrn J. H. Meyer und Herrn Kaufmann Schwietering am Orte, spätestens um 12 Uhr an jedem Mittwoch und Sonnabend abgegeben werden."

Engelbert Hasenkamp

Als es noch keine Zeitung gab . . .

Das Blättern in alten Akten läßt neben der ernsten Forschung oft auch einen beschaulichen Rückblick auf die Verhältnisse in einer Zeit zu, die wir so gern als „die gute alte Zeit" bezeichnen. Eine Anfrage der oldenburgischen Regierung vom Januar 1827 hat die Art und Weise, in der damals die öffentlichen Bekanntmachungen erfolgten, zum Inhalt. Damals gab es noch keine „Oldenburgische Volkszeitung", durch die man wichtige Bekanntmachungen in jedes Haus hätte bringen können. Amtliche Verkündungsblätter hatten keine große Verbreitung. So konnten Kundmachungen nur durch öffentliches Ausrufen durch den Gemeindediener, durch Aushang an der Kirchentafel oder durch Verkündung von der Kanzel weite Verbreitung finden. In einer Zeit, in der der sonntägliche Kirchenbesuch eine Selbstverständlichkeit war, bot die Kanzelverkündung die sicherste Gewähr dafür, daß jung und alt Kenntnis von wichtigen Dingen erhielt. Auf die Dauer führte diese Art der Bekanntmachung aber doch zu mancherlei Mißhelligkeiten, über die der Dechant Siemer von Bakum in einem Bericht auf die Regierungsanfrage sich deutlich und unverblümt äußerte.

Dechant Siemer begrüßt eine Einschränkung der Kanzelbekanntmachungen und fährt dann fort: „Es ist schon lange mein innigster Wunsch gewesen, daß alles Fremdartige von den Kanzeln entfernt werde, und ich habe deshalb mit Vergnügen von dem heilsamen Entschlusse vernommen. Wie schmerzlich es ist, wenn der Prediger nach der Predigt von zu verkaufenden Sauen, alten Betten und dergleichen sprechen muß, empfindet niemand stärker und unangemessener als er. Sogar ist vom hiesigen Vogte vor einigen Jahren die Verordnung der Kammer, wie vieles ein Operateur fürs Verschneiden des Viehes in den einzelnen möglichen Fällen erhalten solle, auf dem Wege zur Kanzel dem Herrn Vicarius übergeben worden. Herr Vicarius sieht auf der Kanzel den Inhalt, fängt doch, weil „Publicandum" überschrieben ist, zu lesen an. Die Bauern aber fangen an, mit den Füßen zu scharren, als er nicht weiter liest. Daß diese Verfügung, obgleich an sich erforderlich, sich durchaus nicht zur Bekanntmachung von der Kanzel schickte, wird niemand in Abrede stellen." Der Dechant berichtet dann weiter, daß in Neuenkirchen der Dechant Giseke einmal befohlenermaßen den Verkauf einiger Pfandstücke von der Kanzel habe ankündigen müssen, daß aber der Schuldner, als der Dechant bald danach in seinem Hause eine Amtshandlung vornehmen mußte, ihn bei dieser Gelegenheit gröblich beschimpft habe, ohne daß der Dechant ausreichenden Schutz durch das Gericht fand. Allein schon diese Schwierigkeiten hätten bei den Pfarrern den Wunsch geweckt, die Einschränkung der Kanzelbekanntmachungen anzuregen. Auch in der Zeit der französischen Besetzung waren die Pfarrer übergangen und alle Bekanntmachungen durch Aushang vorgenommen worden.

Das Amt Vechta schloß sich den Darlegungen des Dechanten an, doch äußerte es Bedenken, ob dann nicht neben dem Pfarrer, der für das Verlesen der Bekanntmachungen jeweils 6 Groschen erhielt, auch der Küster die gleiche Forderung stellen würde.

Die Frage hat sich dann bald erledigt. Als die „Oldenburgische Volkszeitung", die heute im 120. Jahrgang steht, ihr Erscheinen begann, war die Möglichkeit, alles Wissenswerte bekannt zu machen, gesichert.

Konrad Händel

Landesbibliothek Oldenburg

Auf Wanderburschens Spuren

Wer einst Handwerksmeister wurde, hatte eins seinen Mitbürgern voraus: er hatte etwas von der Welt gesehen. Er konnte erst Meister werden, wenn er seine Gesellenjahre dazu benutzt hatte, sich draußen umzusehen. In diesen zwei, drei und mehr Jahren durfte er nicht in seine Heimat zurückkehren. So sehr die Vielstaaterei auch Grenzen aufrichtete, dem jungen Handwerksgesellen öffneten sich die Schlagbäume, und er konnte frei passieren. Wo er Arbeit fand, da blieb er kürzer oder länger, dann zog er weiter. Unterstützung fand er bei jedem Handwerksmeister seines Faches, bei dem er vorsprach.

Ab und zu finden wir in alten Truhen einmal ein Wanderbuch, den Ausweis des Gesellen, den er bei der Polizeibehörde jeden Ortes, an dem er verweilte, vorweisen und in dem er Meldung und Aufenthalt bestätigen lassen mußte. Die Wanderbücher bieten uns deshalb die Möglichkeit, den Reiseweg des Wanderburschen genau zu verfolgen. Gelegentlich blieb einmal ein Geselle während der ganzen Wanderzeit, die diese Bezeichnung dann garnicht recht verdiente, an ein und demselben Orte, wie etwa Hinrich Weiß, der 1811 in Dinklage geborene Malergeselle, der bei Baro in Cloppenburg gelernt hatte. Er zog am 22. 9. 1833 nach Berlin und blieb dort volle fünf Jahre, und nur weil er nicht länger dort bleiben durfte, kam er im Dezember 1838 über Perleberg nach Dinklage zurück.

Andere waren umso ausgiebiger auf der Walze. Johann Christian Jacob Filchner, ein 1815 in Nürnberg geborener Zimmergeselle, war die vorgeschriebenen drei Jahre ständig unterwegs. Nehmen wir einmal eine Landkarte zur Hand und verfolgen wir seinen Reiseweg: über Fürth, Neustadt, Markt Bibart, Kitzingen, Würzburg, Aschaffenburg kam er nach Frankfurt, Kassel, Münden, Karlshafen, Hannover, Bremen, Roburg, Altona, Hamburg, Lübeck, Grevesmühlen, Wismar, Schwerin, dann wanderte er kreuz und quer durch Pommern, kam über Lübeck, Eutin, Plön, Neumünster nach Hamburg, wendete sich der Lüneburger Heide zu, wo er Lüneburg, Uelzen, Celle aufsuchte, zog dann über Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Walsrode, Verden nach Bremen und kam nun nach Lemförde und Diepholz, wo er ein ganzes Jahr blieb. Noch einmal ging er nach Bremen, Hamburg und Celle, von wo er besuchsweise noch einmal nach Diepholz zurückkehrte. So kam ein Süddeutscher in unsere Gegend.

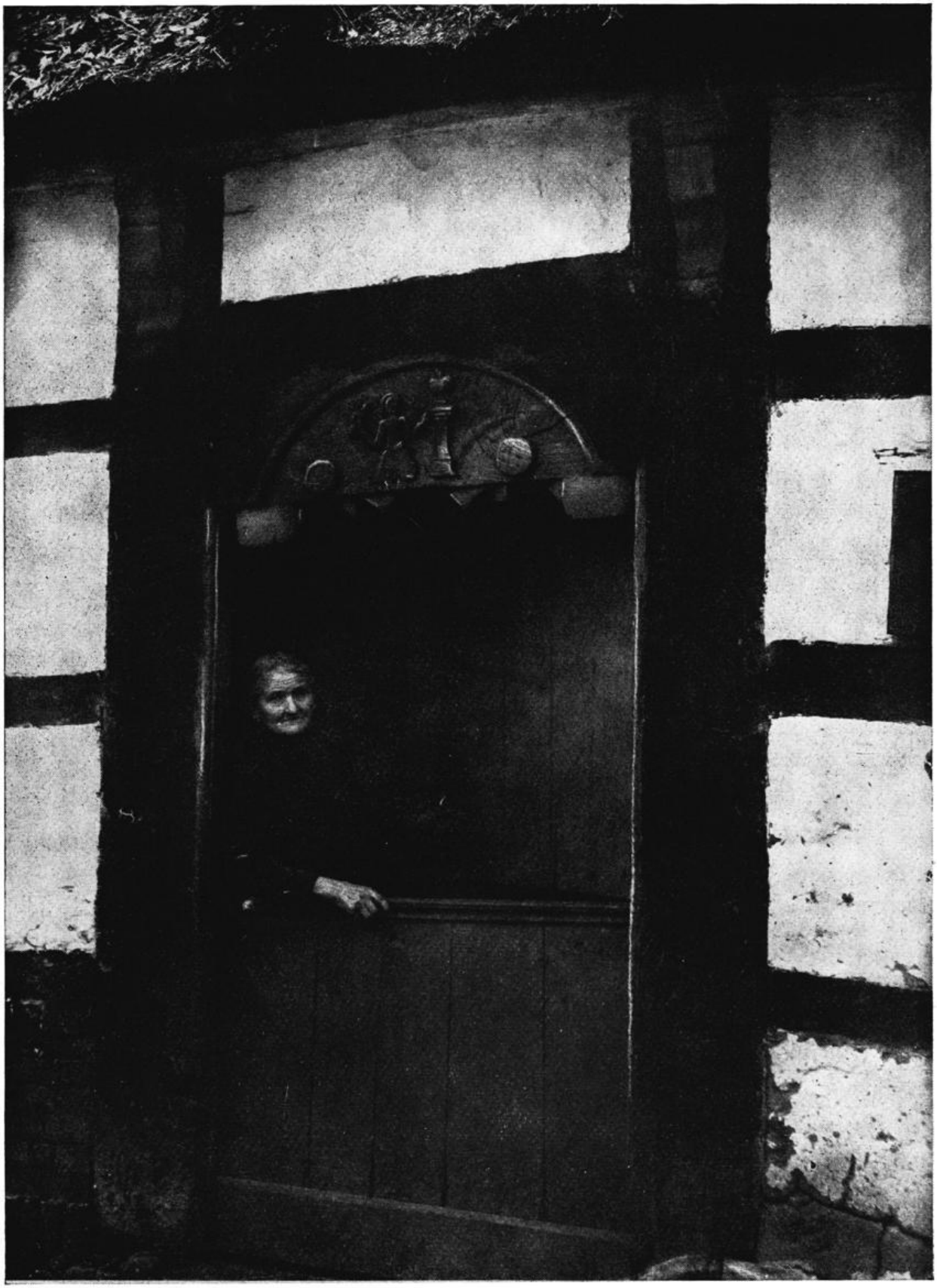
Johann Berthold Thieke, 1822 in Krimpenfort geboren, war mit 13 Jahren beim Schneidermeister Mönnig in Lohne in die Lehre getreten, hatte 1838 ausgelernt, ging aber erst 1844 auf die Wanderschaft, die ihn zunächst nach Münster und Elberfeld führte, wo er neun Monate abeitete. Von hier aus zog er südwärts über Koblenz und Mainz nach Offenbach, um dann plötzlich nach Osten abzubiegen. Über Erfurt, Leipzig und Delitsch kam er nach Berlin, arbeitete dort über ein Jahr und fuhr dann nach Hamburg. Daß ein Wanderbursche nicht zu Fuß weiterzog, war offenbar recht ungewöhnlich: sein Paß enthält den ausdrücklichen Vermerk, daß er zu Schiff und Eisenbahn den Weg zurücklegte. Anfang Juli 1846 kam Thieke über Bremen nach Lohne zurück; da aber die Wanderzeit noch nicht voll war, ging er im September 1847 nochmals über Delmenhorst nach Bremen.

Verfolgen wir schließlich noch Henrich Joseph Blöcker, einen 1833 in Harpendorf geborenen Schmiedegesellen, der von 1852 bis 1856 bei Friedrich Anton Thole in Südlohne gelernt hatte, auf seiner Wanderschaft, die er am 1. Mai 1857 begann. Über Köln wanderte er nach Heerdt, wo er fast neun Monate arbeitete, nach Koblenz und Mainz. In Osthofen blieb er drei Monate bei einem Meister, marschierte über Durlach nach Baden-Baden, wo er wieder fünf Monate sein Handwerk ausübte. Die letzten sieben Monate seiner Wanderzeit verbrachte er in Karlsruhe. Kaum aber waren die zwei Jahre voll, da zog es ihn nach Hause. Er eilte sich so, daß er für die Reise über Frankfurt und Münster nach Lohne nur wenige Tage brauchte.

Sicher haben die Handwerksgesellen in ihrer Wanderzeit viel Lebenserfahrung und Weitblick sammeln können, darüber hinaus lernten sie in den verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes Arbeitsmethoden kennen, die mit dazu beitrugen, erfahrene, umsichtige und tüchtige Meister aus ihnen zu machen. Wenn der deutsche Handwerker stets wegen seiner hohen Leistung geschätzt war, so hat seine Wanderzeit sicher ein gut Teil dazu beigetragen, ihm diesen Ruf zu verschaffen.

Konrad Händel

Landesbibliothek Oldenburg



Seitentür des Meierhofes in Rüschendorf

Bilderwerk Münsterland (Rudolf Engels, Cloppenburg)

Landesbibliothek Oldenburg

Der Meierhof in Rüschendorf

Als vor nunmehr fast 20 Jahren der Plan, in Cloppenburg ein Museumsdorf zu errichten, bekanntgegeben wurde, lag im wesentlichen fest, welche Gebäude darin erstellt werden sollten. Was nämlich unter den Bauernhäusern und ihren Nebengebäuden, an Bauten überhaupt, als typisch münsterländisch und entwicklungsgeschichtlich bedeutsam zu bezeichnen sei, war bei der voraufgegangenen umfassenden und gründlichen, volkskundlichen, speziell hauskundlichen Erforschung des Oldenburger Münsterlandes klar erkannt worden. Von den Gebäuden aber, die so als typisch bedeutsam erkannt waren, die aber auch einen Erhaltungszustand zeigten, der es noch als sinnvoll erscheinen ließ, sie in das Museumsdorf zu verpflanzen, wurden einige, bevor noch daran gedacht werden konnte, sie für das Museumsdorf zu erwerben, auf irgendeine Weise vernichtet. So wurde ein typisch saterländisches Bauernhaus mit zwei großen Einfahrtstoren, das in Scharrel stand, hier während des Krieges zerstört. Aber auch ein sogenanntes Dreiständerhaus, ein einhüftiges Bauernhaus, das in Emstek stand, wurde hier eines Tages vom Blitz getroffen und zerstört. Schließlich aber war auch immer die stille Hoffnung gehegt worden, den Meierhof von Rüschendorf eines Tages ins Museumsdorf nach Cloppenburg bringen und hier neu errichten zu können. Nunmehr wurde aber auch diese Hoffnung zunichte gemacht, denn auch der Meierhof in Rüschendorf wurde vom Blitz getroffen und zerstört. Es war am 22. Mai des Jahres 1953, an einem Freitag, als dieses einzigartige Bauwerk in Schutt und Asche sank. Das bedeutete indes nicht nur für das Museumsdorf eine vernichtete Hoffnung, sondern auch für das gesamte Oldenburger Münsterland einen unersetzlichen Verlust.

Wie groß dieser Verlust ist, kann nur der ermessen, der sich auf Grund eingehender Studien noch ein Bild machen kann von der ehemaligen Pracht und Schönheit gerade dieses Bauernhauses. Der Laie hätte sich davon nur eine Vorstellung machen können, wenn man dieses Bauernhaus wie andere Häuser, die ins Museumsdorf geschafft wurden, an Ort und Stelle abgebrochen und es dann genau so, wie es ehedem ausgesehen, wieder aufgebaut hätte. Nur so wäre es möglich gewesen, Zehn- und Hunderttausenden von Menschen ein Bild zu vermitteln von dem ehemaligen Reichtum und der einzigartigen Schönheit dieses Hauses, das ein Kleinod unseres Landes darstellte, auf das das Oldenburger Münsterland mit Recht stolz sein konnte.

Als während des zweiten Weltkrieges die Bauernhäuser bzw. die Bauernhöfe in allen deutschen Gauen, soweit sie besonders bemerkenswert erschienen, untersucht, vermessen und in Bildern und Zeichnungen für die Zukunft festgehalten wurden, ist man auch am Meierhof in Rüschendorf nicht vorbeigegangen. Das Bauernhaus sowohl wie auch alle seine Nebengebäude, d. i. die gesamte Hofanlage, wurde in rd. einem Dutzend Zeichnungen festgehalten, die, soweit das möglich war, allesamt den alten Zustand wiedergeben. Sie ruhen heute noch wohlverwahrt im Archiv des Museumsdorfes, in dem seinerzeit alle im Raum Weser-Ems seitens mehrerer Architekten und Bauschulen gefertigten Zeichnungen gesammelt wurden.

Die vielen Schnitzereien aber, die eine besondere Note des Rüschendorfer Meierhofes darstellen, waren schon früher vom Museumsdorf Cloppenburg aus im Rahmen der Arbeiten am Bilderwerk Münsterland in zahlreichen und ausgezeichneten Bildern festgehalten worden. Ein Teil dieser Bilder wird demnächst in dem großen und reichillustrierten Werk über die Bauernmöbel des Oldenburger Münsterlandes veröffentlicht werden. Diese Bilder betreffen vor allem den bekannten Doppelalkoven des Meierhofes mit den über den Schiebetüren angebrachten reliefartigen Darstellungen der fünf Sinne. Ein weiterer Teil dieser Bilder aber wurde diesem Aufsatz in Kunstdruck beigefügt. Sie zeigen eine der Seitentüren mit der bekannten seltsamen figürlichen Darstellung auf dem Türsturz, das große Einfahrtstor mit der darüber angebrachten plastischen Darstellung des Erzengels Michael sowie endlich die bekannten Balkenträger, d. h. die figurengeschmückten Kopfbänder, die in einem der beiden Unterschläge den sogenannten Unterschlagbalken, der bekanntlich auch als Rick- oder Stickbalken, anderswo als Flettbalken, bezeichnet wird, tragen.

Landesbibliothek Oldenburg

Außer diesen figürlichen Schnitzereien zeigte der Meierhof in Rüschendorf aber auch noch manchen sonstigen Zierat. Er ist dadurch ebenso gekennzeichnet wie viele andere Bauernhäuser des Dammer Gebietes, die in dieser Hinsicht unter allen Bauernhäusern des Oldenburger Münsterlandes eine Sonderstellung einnehmen. Denn nur an den Bauernhäusern gerade dieses Gebietes finden wir, und zwar sowohl innerhalb des Holzwerkes als auch und nicht zuletzt innerhalb der Steinsetzungen, die die einzelnen Gefache des Hauses ausfüllen, viele uralte Sinnbilder, die auch wiederholt die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt haben. Ob sie freilich immer richtig gedeutet worden sind, ob es uns überhaupt noch möglich ist, sie jeweils richtig zu deuten, ist eine andere Frage.

In der erwähnten figürlichen Darstellung auf dem Sturz der erwähnten Seitentür des Meierhofes hat man u. a. bekanntlich einen Hinweis auf die Zerstörung der Irminsul vermutet. Daß diese Vermutung aber auf einem Irrtum beruht, zeigt einwandfrei eine nahe verwandte Darstellung auf einem anderen Türsturz des Dammer Gebietes, der sich heute im Besitz des Museumsdorfes befindet und hier demnächst auch eingebaut werden soll. Auch dieser Türsturz zeigt nämlich einen geflügelten Engel, der in der einen Hand ehemals offenbar einen Hammer trug; vor ihm aber steht hier nicht wie auf dem Türsturz des Meierhofes eine Säule, sondern ein Kelch mit darüber schwebendem, flammenden Herzen. Über diesem Bilde zeigt aber der Türsturz des Museumsdorfes noch eine Inschrift, die folgendermaßen lautet: Ich klofe an die thür mein schatz, ich bin Da — Für. Gerade diese Inschrift aber zeigt deutlicher als alles andere, daß die erwähnte Ausdeutung falsch ist.

Aber all diese Schnitzereien und Sinnbilder stellten nicht den eigentlichen Wert des Meierhofes dar. Sie sind nur eine höchst bemerkenswerte Zutat, die das Haus noch interessanter erscheinen ließen. Der eigentliche Wert des fraglichen Hauses beruhte in seiner Architektur, in der in dieser Hinsicht einmaligen Leistung des Zimmermeisters Johann Henrich Schumacher, der nach Alwin Schomaker - Langenteilen von 1739—1806 lebte, und der sich mit dieser Leistung selbst übertroffen hat.

Johann Henrich Schumacher entstammte einer Familie, die in mehreren Generationen nacheinander in Damme und Umgegend unzählige Bauernhäuser errichtete. Wer die Bauten dieser Familie, wie es auch Alwin Schomaker getan hat, aufmerksam studiert, erkennt auf den ersten Blick, daß sich die Kunst von Generation zu Generation steigerte, bis sie — im allgemeinen ist es so — in der dritten Generation ihren Höhepunkt erreichte. Dasselbe zeigte sich aber auch in anderen Handwerkerfamilien des Oldenburger Münsterlandes. Beispiele hierfür sind die Uhrmacherfamilie Büter in Lindern, die mindestens drei Generationen hindurch Uhren fertigte und diese immer kunstvoller gestaltete, sowie eine Löninger Handwerkerfamilie, die fast 100 Jahre hindurch Truhen und andere Möbel fertigte und erstere vor allem in üppigster Weise mit den feinsten Schnitzereien versah; die dieser Familie entstammenden Meister zeigen alle dieselbe Eigenart, die sich sowohl in der erwähnten Schnitzerei als auch in der gesamten Gestaltung der Truhe kundtut, so daß die Löninger Truhen auf den ersten Blick als solche zu erkennen und wegen ihrer Schönheit zu einem Begriff geworden sind.

Der Meierhof bedeutete ohne Frage auch vom rein architektonischen Standpunkt aus die Krone aller Bauernhäuser, die jemals ein Meister namens Schumacher geschaffen hat. Er rangierte zweifelsohne in der vordersten Reihe aller Bauernhäuser und wurde deshalb auch mit der Wehlburg des Artlandes und dem Quatmannshof des Museumsdorfes oftmals in einem Atemzug genannt.

Wie berechtigt diese Einordnung des Meierhofes war, hätten ohne weiteres alle erkannt, wenn er eines Tages im Museumsdorf neu errichtet worden wäre. Daß nämlich die hier wieder errichteten Bauernhäuser allesamt einen ganz anderen Eindruck machen als alle anderen, die draußen im Lande noch dem Leben dienen und bewirtschaftet werden, liegt, wie schon betont, darin begründet, daß hier die Bauten stets in alter Pracht und Schönheit neu erstellt werden, daß mit anderen Worten daran alles, was in Jahrzehnten und Jahrhunderten verfallen war, erneuert wird, daß vor allem alles und jedes, was spätere Generationen dem ursprünglichen Bau hinzugefügt oder daran verändert haben, wieder beseitigt wird. Nur so vermag nämlich ein Haus das alte Gesicht wieder zu zeigen, dasselbe, das es vor 150, 200 und 300 Jahren zeigte, nur so vermag es innen und außen die ganze ursprüngliche Schönheit wieder zu offen-

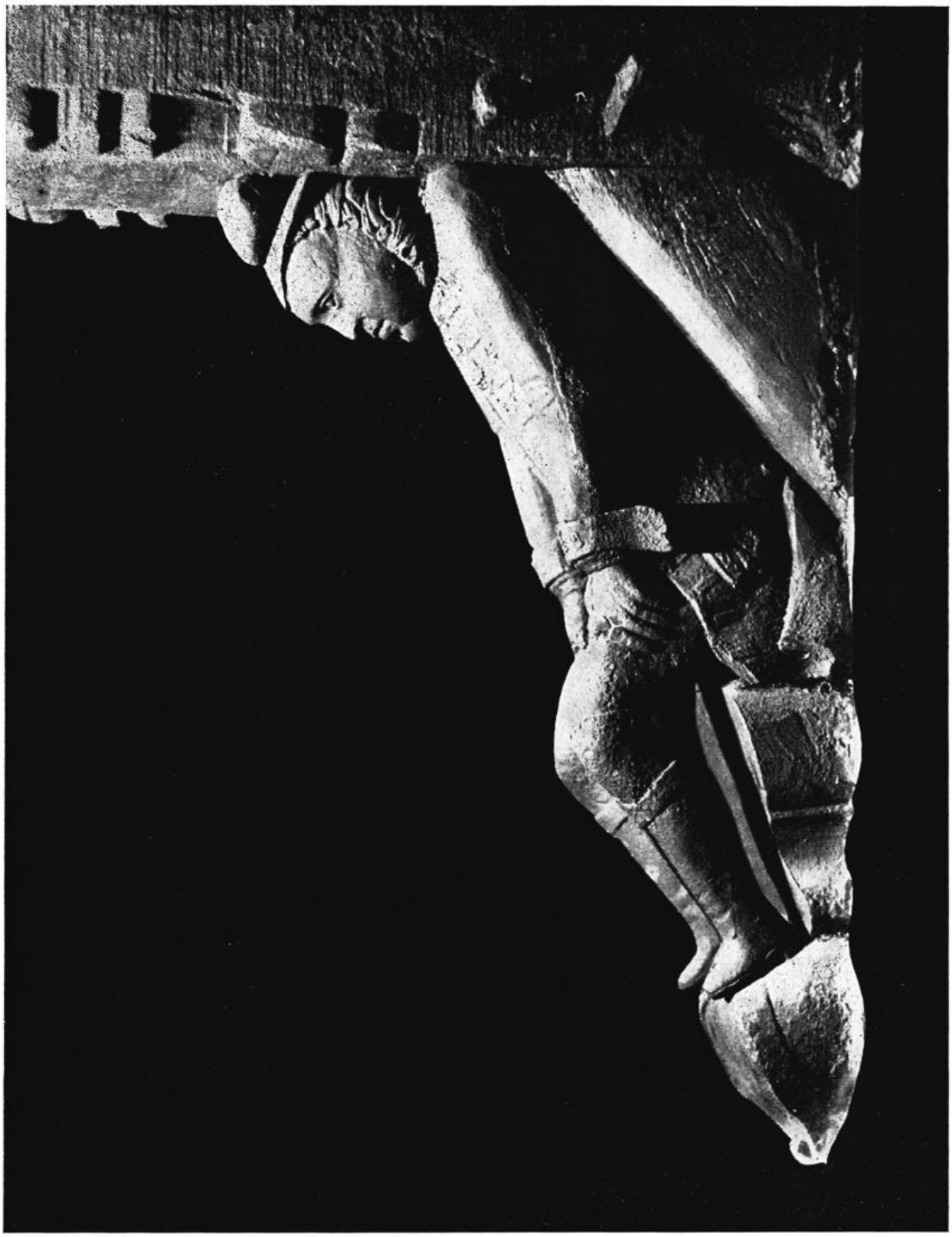
Landesbibliothek Oldenburg



Der Träger eines der beiden Unterschlagbalken

Bilderwerk Münsterland (Rudolf Engels, Cloppenburg)

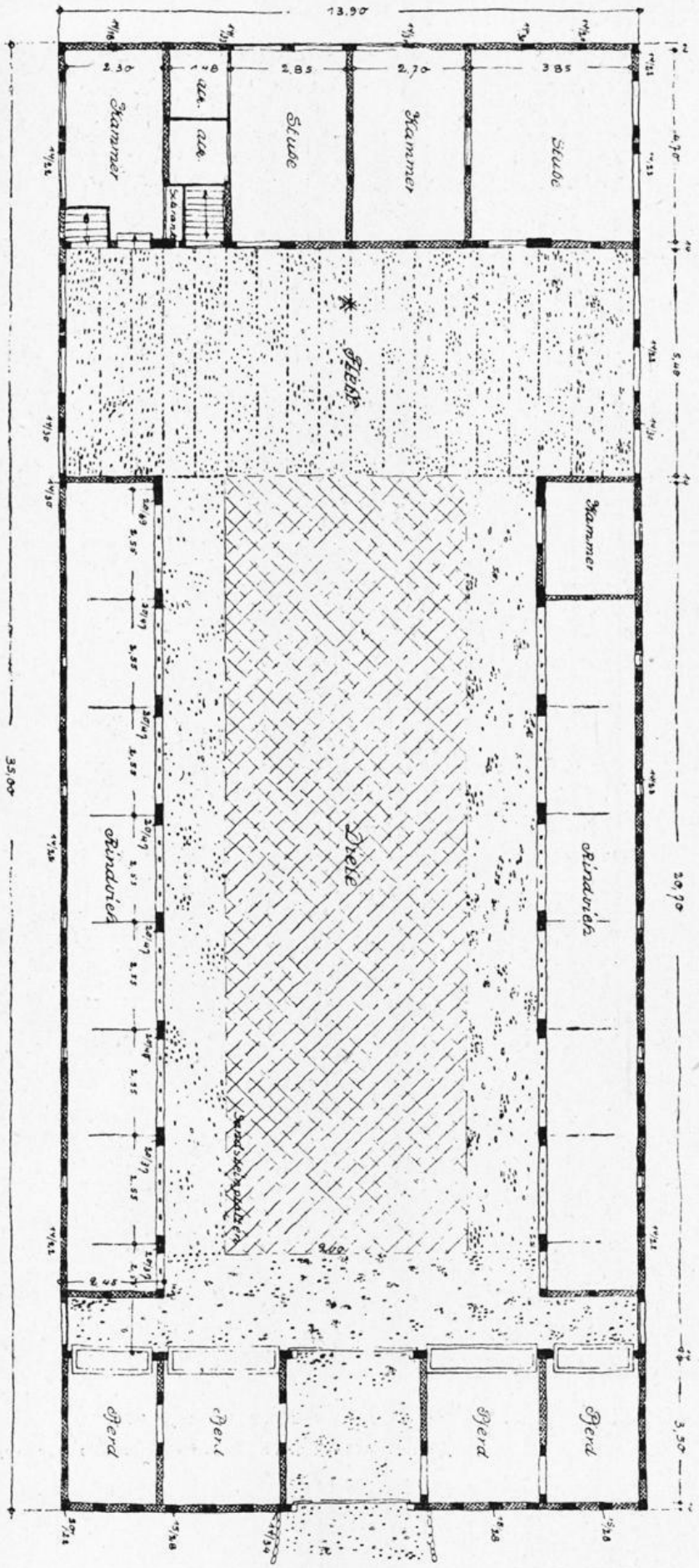
Landesbibliothek Oldenburg



Das „Gegenüber" des auf Seite 100 abgebildeten Balkenträgers

Bilderwerk Münsterland (Rudolf Engels, Cloppenburg)

Landesbibliothek Oldenburg



Der Meierhof in Rüschendorf bei Damme

Der ursprüngliche Grundriß
(Gezeichnet von Gerh. Rohling-Lastrup)

Landesbibliothek Oldenburg

baren. Diesen Zustand wieder herauszuarbeiten aber ist nur möglich, wenn ein Haus zunächst abgebrochen wird. Wenigstens gilt das von allen Fachwerkbauten. Der Quatmannshof wäre nie zu dem Ansehen gelangt, das er heute in ganz Deutschland und weit darüber hinaus genießt, wenn er nicht im Museumsdorf neu erstellt worden wäre. Der Meierhof in Rüschenorf aber war zum Teil schon so weitgehend verändert worden, daß es, speziell im Wohnteil, ohne weiteres gar nicht mehr möglich war, den alten Zustand noch wieder zu erkennen.

Auch der ursprüngliche Zustand des Quatmannshofes, des Hoffmannshofes und des Haakenhofes, die später ins Museumsdorf gebracht wurden, wurde in vielen Teilen erst während des Abbruches klar erkannt. Wenn trotzdem während des letzten Weltkrieges versucht wurde, auch den Altzustand des Meierhofes herauszuarbeiten, und dieses auch weitgehend gelang, so ist das heute um so mehr zu begrüßen, als der Meierhof heute nicht mehr existiert. Die Zeichnungen des Architekten Rohling-Lastrup bedeuten daher für die Bauernhofforschung, speziell für das Oldenburger Münsterland, einen wertvollen Besitz. Kurz vor der Zerstörung des stolzen Hofes haben sich noch zwei Architekturstudenten (Gerd Boskamp-Steinfeld und Wolfgang Himmel-Lübeck) der Mühe unterzogen, den damaligen Zustand des Meierhofes in mehreren Zeichnungen, die für uns heute natürlich ebenfalls sehr wertvoll sind und deshalb auch vom Museumsdorf erworben wurden, festzuhalten.

Wer nun etwa den im Rahmen dieses Aufsatzes abgebildeten Grundriß des Meierhofes, der im wesentlichen mit einiger Sicherheit als der ursprüngliche angesehen werden kann, mit dem Grundriß, der in den Bau- und Kunstdenkmälern des Herzogtums Oldenburg (Heft II, S. 102) um die Jahrhundertwende abgebildet wurde, vergleicht, der erkennt sofort und auf den ersten Blick einen bedeutenden Unterschied. Der ursprüngliche Grundriß ist, wie die Zeichnung zeigt, von vorbildlicher Klarheit und von absoluter Symmetrie beherrscht. Er zeigt aber auch Maßverhältnisse, die nicht schöner gedacht werden können; wenn man das feststellen will, muß man freilich wissen, daß die Teile des Hauses, in denen die Kammern und die Pferdeställe liegen, nicht zum eigentlichen Hauskern zu rechnen sind. Wenn man das aber berücksichtigt, zeigt sich, daß der Grundriß dieses Hauses genau so wie der Aufriß ganz und gar aus dem goldenen Schnitt heraus konstruiert wurde. Das war nicht anders beim Quatmannshof und ist nicht anders bei der Wehlburg. In diesen wundervollen Maßverhältnissen, aber auch in den wohlüberlegten Zahlenverhältnissen, die vor allem die Vordergiebel der genannten Bauernhäuser auszeichnen, beruht ja die ganze Schönheit dieser Bauten. Freilich kommen andere Dinge dazu, aber sie sind doch von zweitrangiger Bedeutung. So verschieden daher auch die meistgerühmten Bauernhäuser sein mögen, in den beispielhaften Maß- und Zahlenverhältnissen stimmen sie wieder überein. Man kann und sollte daher auch nicht einfach behaupten, daß dieses oder jenes der genannten drei Bauernhäuser das schönste Bauernhaus Deutschlands darstelle. Neben der architektonischen Schönheit, die alle drei im ganzen auszeichnet, zeigt die Wehlburg ohne Frage einen Vordergiebel von unerreichter Schönheit, war der Meierhof in Rüschendorf durch figürliche Darstellungen gekennzeichnet, die nur in diesem Hause sich fanden, und überragte schließlich der Quatmannshof an Größe, an äußerer und innerer Wucht, aber auch an Holzreichtum alle anderen. Wer jemals in dem im Museumsdorf Cloppenburg neuerstellten Quatmannshof gestanden, die große Halle mit den drei Längsschiffen und dem davor herlaufenden Querschiff auf sich hat wirken lassen, in diesem weiten Raum, der siebenhundert Menschen bequem Platz bot, eine Versammlung erlebt hat, wird das nie wieder vergessen. Der hat eigentlich unser Bauernhaus erst ganz verstanden und erlebt. Es war ein unerhörtes Erlebnis, das uns hoffentlich noch einmal wieder geboten werden wird.

Wer die Zeitungsberichte über den Brand des Meierhofes gelesen hat, der wird erstaunt gewesen sein, daß darin bald von einem 250 Jahre alten, bald sogar von einem mehr als 300 Jahre alten Bauernhof die Rede war, und das, obwohl in einem dieser Berichte gleichzeitig ausdrücklich zu lesen stand, daß der Meierhof im Jahre 1769 erbaut wurde. Aber in unserer ruhelosen Zeit ist es wohl schon nicht mehr möglich, an Hand einer solchen Feststellung zu errechnen, daß der Meierhof im Augenblick seiner Vernichtung noch nicht einmal 200 Jahre alt war. Um so notwendiger erscheint es, die Erinnerung an den zerstörten Meierhof in Schrift und Bild und Zeichnung festzuhalten; hat er es doch wegen seiner eigen-

Landesbibliothek Oldenburg



Das Einfahrtstor des Meierhofes mit dem Bilde des Erzengels Michael

Bilderwerk Münsterland (Rudolf Engels, Cloppenburg)

Landesbibliothek Oldenburg

artigen Schönheit und der handwerklichen Leistung, die daraus spricht, verdient. Aus diesem Grunde hat der Verfasser dieser Zeilen beschlossen, wie über den Quatmannshof, so nun auch über den Meierhof von Rüschendorf eine Broschüre herauszubringen, die das Andenken an dieses ebenso schöne wie interessante Bauernhaus, seine Nebengebäude sowie die gesamte Hofanlage festhält. Das ist das einzige, was heute noch geschehen kann, nachdem es nicht gelungen ist, den Hof im Museumsdorf neu zu erstellen, wodurch er natürlich ganz anders zur Geltung gekommen wäre. Würde er dann doch in der Erinnerung der Menschen so weiterleben, wie er ursprünglich ausgesehen in alter Pracht und Schönheit, und nicht in einem Verfallszustand, den der stolze Hof nicht verdient hatte. Bis zu einem gewissen Grade kann zwar die geplante Broschüre einen Ausgleich schaffen; ganz aber wird sie den alten Eindruck nicht wieder vermitteln können.

Heinrich Ottenjann

Dai Kraftprobe

Well hüte Kusenpiene heff, dai brukt sick för dat Treckenlaoten kiene Angst mehr maoken. Aohne örtlicke Betäubung Kusen trecken laoten, kump kum vör, un dat is för beide Daile angenähmer. As Sch. Leopold so üm 1896 up den Gedanken köm, Kusentrecker tau weren, stüttde hai sick hauptsäcklik up siene Muskelkraft. Nu ha hai aower doch'n recht lichte Hand, un so lehrde hai nöbenbi uck noch dat Babierhandwark mit. Hai dachde sick: Geiht dat Aine nich, — geiht't Ännere. Well ain naiet Gewerbe gründen wull, ha kiene Schwierigkeiten. Futter- un Konkurrenzneid, as vandaoge, geef et nich. As hai den Betrieb in Gang settde, günk dat Babierhandwark am besten. Hai was'n Keerl mit Humor, rasierde licht un mök daorbie siene Witze, so dat dai Lüe ut'd Lachen nich herutkömen. Et is aower uck ainmaol passiert, dat hai'n Kunnen mit'n halfrasierten Baort lopen laoten heff. Dai beschwerde sick, dat dat Messer tau stump wör. Ain'n Kunne, dai herin köm un üm frög, off hai woll schaowet weren künn, löt hai lopen. Hai segg: Wenn hai schaowet weren wull, müß hai naoh Lohgaower Lange gaohn, dai wull üm dat woll bibringen. Mit dat Kusentrecken günk dat hart up hart, un well siene Muskelkraft tau spüren kreeg off nich gaut stille hüllt, dai wör tau beduren. Et wör nich dat erste Maol, dat son Opfer mit üm Balgerai kreeg un dai Kusen daor half in sitten bleef. Siene Frau, dai üm assistieren dö un den Patienten in den Staul fasthollen müß, kreeg daorbi af un tau uck son lüttken Schmick mit aff. Bewäglike Soaken, dai licht kaputt kaomen künnen, ha sai vörsichtigerwiese ut dai Staoben heruthaolt. Ains gauen Morgens kump son kräftigen Burenjungen herin. Hai wull sick'n Kusen trecken laoten. Hai wör noch'n halben Kopp grötter as dai Leopold. Dai Frau verschrück sick un dachte: „Wenn dat man gaut geiht." Sai künn aower ja nich mehr as ehr Beste daun un hüllt üm, so gaut ast'd günk, in'n Staul faste. Daor was aower in düssen Fall nix an tau hollen. As Leopold dai Tangen ansettde un sien beste dö, rögde sick dai Kusen nich. Hai hüllt den Jungen dat Knai vör de Bost un settde dai Tangen tum twaiden an un lök, wat hai kunn. Nu müß aower woll dai Piene för den Jungen tau dull weeren. Daor tau köm noch dat Daoldrücken van baoben un dat Knai vör dai Bost. Hai sackde ut den Staul naoh unnen, un dai Leopold rutschde ut un füllt upp üm. Dai Tangen ha hai ümmer noch nich loslaoten. Nu günk dai Pulterei los. Ainmaol leeg dai Leopold baoben un dann dai Junge. Dai Kusen was bie den Fall nu doch herutgaohn un leeg up'n Fautbodden. Dai junge Bur müß sick woll seggen: Maok die man laiwer up dai Socken. Hai mök sick los, löpde nao dai Dören tau, greep aower noch naoh dai Kusen, bekeek sai sick — un schnaude den Leopold bie't Herutlopen tau: „För't Utbräken kriggst du nix! Düsse Kusen is gesund, — du heß mie den verkehrten uträten!"

Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

„Wäp - Wäp!"

Säi kröpen, den Rüggen däip duukt, dör den verschnäiten Dannenhoff hen, äiner achter den ännern, un keeken sik af un tau üm, off uk kiener ehr seeg.

Wäik-nich was däi leßde van däi Dräi; häi puußte as äin Perd un frög sik, wo lange dat noch so widergaohn schull. Natürlik heet häi nich Wäik-nich, sien richtige Naome was Anton — aober alle Kinner in däi Schaule un up däi Straoten röpen üm so; denn häi geef up jede Fraoge erst äinmaol disse Antwort. Recht utspraoken heet dat: „Ik wäit dat nich", man Wäik-nich säe äinfach „Wäik-nich!", un alle wüssen, wat dormit ment was.

Säi harden nu den Dannenbusch achter sik un kömen an ehr'n richtigen Platz: Äin ollet Rägendack, wo fröiher Holt ünner laogert harde. Otto, däi öllste van däi lütke Gesellschaft, äin Jung van 13 Jaohr, sett'te sik up äinen Holtprull, reet siene Müssen up dat linke Ohr, dat up däi rechten Siete däi hellen Haore dorünner wegschöten, un säe: „So, hier sütt us kiener, uk nich van usen Huse her."

„Wäik nich," säe Wäik-nich un frög dor glieks achter an: „Wat es denn los, Otto?"

„Hebbt ji nich säihn, wo mien Brauder Franz in däi Warkstäe an't Kloppen un Kratzen was, as wenn häi äinen näien Waogen bauen wull? Ik wäit, wat häi dor maokt.!"

Otto sien Stimme würd ganz liese. Däi baiden Ännern kömen dichter nao üm hen, dat säi üm uk verstaohn kunnen:

„Häi maokt sik äine Tunscheer," säe Otto.

Äine Tiedlang was dat ganz still, dann döe Fritz, däi Drüdde in'n Bund, sienen Mund aopen:

„Un nu? —"

„Un nu? fröggst du?" röp Otto. „Wi willt uk äine Tunscheer maoken!" sett'te häi sofort mit straohlende Ogen dortau. Un häi hörde so drocke nich up tau schnaken:

„Un kiener schall wat dorvan marken! Franz lett mi uk nich in däi Warkstäe herin, häi hefft säi achter sik afschlaoten. Un wi maokt use Tunscheer hier! Nich äiner kummt hierher, wi sünd för us älläine!"

In dissen Moment wull Wäik-nich inwennen, datt dat rieklik kolt was hier buten in'n Winter äben nao Wiehnachten; aober häi harde Angst, dat säi üm utlachten, un so begnöigte häi sik dormit, siene klammen Finger anäinänner tau schlaon.

Fritz frög: „Wäißt du denn, wo so äine Tunscheer maokt werd?"

„Sicher!" röp Otto un döe ganz belaidigt, dat säi üm mit so äine Fraoge kömen. Längst harde häi siene Müssen ganz in den Nacken schaoven, wor sai nu tüsken Hangen un Bangen seet.

„Un wat maokt wi mit däi Tunscheer?" frög Fritz un straokte sien Baort.

„Dumme Fraoge," säe Otto, „wi bringt säi, as sik dat hört, morgen aobend los — morgen is doch Olljaohrsaobend."

„Worhen?" löt Wäik-nich sik vernähmen.

Dat wüß Otto uk noch nich; dat wullen säi sik an'n besten sofort nu äöwerleggen, mende häi.

Un dann günk dat denn hen un her. Säi harden dorvan Aohnung, dat tau'n Tunscheernbringen uk up een Aort un Wiese däi Wichter tauhört — man beschert ja däi Hüser dormit, worin junge Wichter waohnt, — aober säi kunnen sik nich äinig werden, an wat för äin Wicht säi sik in dissen Fall hollen schullen. Otto was för Lammers Linao; däi was ümmer so fröndlik, un schmuck antausäihn was säi uk.

„Wäik-nich", säe Wäik-nich, un Fritz köm uk mit siene Bedenken. „Säe is jümmer däi Böberste in däi Schaule, un säi dait alltied so, as wenn säi alles wäit. —"

„Un kleffen daiht säi uk," wüß Wäik-nich noch. Äin Wicht, dat naoseggen dait, kunn nich in Fraoge kaomen.

Fritz maokde äinen Gägenvörschlag: „Wo is dat mit Eggers Liesbeth?"

„Ne!" röp Otto, „Eggers hebbt up ehren Hoff äinen dullen Hund, un wenn däi achter us ankummt — — —"

Fritz un Wäik-nich möken lange Gesichter. So kömen säi nich wieder. Aober säi alle Dräi wassen nu äöwer ehren Plaon so in Iwer kaomen, dat säi üm nich mehr upgäwen wullen.

„Dat is so," säe Otto, „dat is so mit däi Tunscheern: Däi Jungs bringt säi an'n Olljaohrsaobend in'n Dunkeln ganz stilken in

Landesbibliothek Oldenburg

äin Hus, wor äin Wicht wohnt, roopt „Wäp — Wäp —!" un loopt dann weg, dat kiener ehr sütt, un dat kiener naoher wäit, wer däi Tunscheer brócht hefft."

Wäik-nich fünd kienen richtigen Sinn in däi ganze Saoke: „Worüm schall dat kiener wäten?"

„Dat is wägen däi Ehre," erklärte Otto. „För däi Wichter is dat äine Ehre, wenn säi äine Tunscheer brócht kriegt, un för däi Jungs is dat äine Ehre, wenn säi sik dorbi so schlau anstellt, dat kiener ehr sütt."

„Un wenn säi bi dat Bringen nu doch säihn werd?" frög Wäik-nich.

„Wer sik griepen lett, däi mott mit in dat Hus kaomen, un dor werd dann updisket."

Wäik-nich siene blanken Ogen würdden noch blanker: Nu seeg alles ganz änners ut. Um köm äin Gedanke: „Wenn säi däi Tunscheer nao Overmanns bringen würdden — däi harden äine Wirtschaft —, un wenn säi sik dann griepen löten —, däi würdden sicher updisken mit Schokolaode — Limonade — — un Kauken — — —"

„Dat kann wol wäsen," säe Otto.

„Dann kriegt Overmanns use Tunscheer!"

„Aober dor is kien Wicht in'n Huse," geef Fritz tau bedenken; denn Wichter hört nu äinmaol dortau.

„Kien Wicht? Wer seggt dat? Is Christine kien Wicht?" frög Wäik-nich.

Jao, Christine was dort in'n Huse, säi was all'n bäten öller an Jaohren för use Dräi — so an däi Twintig —, aober äin Wicht was säi, dor geef dat nicks.

Bloß dor was noch wät änners: „Wenn Overmanns nu aober us äinfach lopen laot't un us nich griept?" frög Waik-nich.

„Wi loopt so langsaom weg, dat uk ehre Oma us kriegen kann," antwort'te Otto, un dormit was alles klaor.

Un nu günk dat an däi Arbeit. As säi nao äin paor Stunnen dormit fardig wassen, glöiden ehre Backen as Für, un Wäik-nich siene Hände wassen uk nich mehr kolt.

* * *

Den ännern Dag kunn dat gornich fröih genaug Aobend werden. Franz, däi grote Brauder van Otto, streek mit Hände in däi Büxentasken äöwer däi Daol und flait'te äin Lied, un man kunn üm ansaihn, dat häi recht vergnöigt was. Otto wull üm dornao fraogen, man häi kunn sik ja woll denken, woran dat leeg: Franz harde siene Tunscheer uk klaor.

Wat för äin Wicht säi woll taudacht was?

* * *

As Tied dorvan was, dröpen use dräi Helden — däi öllste 13, däi jüngste 11½ Jaohr — sik bi dat Rägendak. Hier seeten säi noch äine Wiele tausaome un vertellden sik, wo alles werden schull, un dann trücken sai los. Dat was oll orig duster, äin paor Sterne keeken van'n Himmel, däi Schnäi knisterde. Otto günk vörup, ünner siene wieden Jacke hüllt häi däi Tunscheer.

Jeder, däi den Bruuk ut use Heimat kennt, kann sik vörstellen, dat dat mit disse Tunscheer nich ganz so wiet her wäsen kunn. Äine richtige Tunscheer is äin kunstvoll Ding — faoken van'n Discher maokt —: Säi bestaiht gewöhnlik ut äinen höltern Fautboden, worup äin Stock van Dannen- oder Wähenholt staiht. An dissen Stock sünd Fääöden afschaowt, däi sik as Locken krüllt un krüselt, so dat häi nao unnen tau bräider ward. Baoben an den Stock sünd Appels stäken, äower üm wölbt sik lütkere un gröttere Bäögen. — Disse Tunscheer nu was in äin paor Stunnen van äin paor Kinner tausaome kloppt worden: Sicher, säi harden sik alle Maite gäwen, aower wat dorbi rutkaomen was, harde nich väl Ähnlichkeit mit äine richtige Tunscheer: Äin tolldicket Brettken harden dai dräi „Künstler" naohmen un dorin äin Lock bohrt; in dit Lock steek nu äine lütke Danne, däi säi in den Busch funnen harden, un dit Böömken harden säi mit Silberpapier, Dannappels un allerlei Krimskraoms behangen, so dat dat Ganze mehr nao äinen Wiehnachtsboom utseeg. Wäik-nich harde noch äine rode Kessen un Striekhölter in siene Tasken. Dat hörde noch dortau, harde Otto seggt.

So kömen säi ungestört bi Overmanns an. Natürlik nöhmen säi den Wegg äöwer däi Wisken, an't Immenschur vörbi un dann up däi Waschkääöken tau; denn van däi Stroten ut höiwten säi nich kaomen — bit't Tunscheernbringen mott man däi heimlichen Wäge nähmen.

„So," säe Otto, „hier is dat richtig. Giff mi däi Kessen un däi Striekhölter, Anton!" In dissen wichtigen Ogenblick säe häi tatsächlich „Anton" tau Wäik-nich.

Gau harde Otto däi Kessen up äinen Twieg van dat Böömken stäken, un gliek

Landesbibliothek Oldenburg

drup brennde säi, un ehr Licht flackerde äöwer Pumpen, Pötte un Melkkädels.

„Nu kummst du," säe Otto tau Fritz. Fritz müß nu „Wäp — Wäp!" ropen, weil häi däi däipste Stimme harde.

Otto un Wäik-nich kröpen ut däi Waschkääöken herut, Fritz köm ehr nao so wiet, dat häi jüst noch dör den Dörnspalt ropen kunn.

„Wäp — Wäp —!" klüng dat dunkel un groff.

Kien Lut was tau hören.

Fritz haolde gewaltig Luft, un dann dröhnde dat:

„Wäp — Wäää — äää — äääp — !" Häi hüllt dat Wort solange an, dat Otto üm tauleßde in däi Rippen stöten müß, dat häi endlik schweeg.

Un dann günk dat los. Stimmen. Ropen. Schridde. Äin Emmer klapperde.

„Nu wegg!" geef Otto Anwiesung, „aober nich so drocke lopen!"

* * *

Tau desülwigen Tied seet Franz in Overmanns Immenschur un tööfde up däi günstigste Gelägenheit. Kommodig was dat hier ja nich, aober wichtig alläin was, dat häi in alle Ruhe utkundschaften kunn, un dat däi Tunscheer vör üm stünd un äine, wormit häi sik woll säihn laoten drüff. An'n schönsten was dat ja, wenn häi dat so inrichten kunn, dat Christine alläin üm tau säihn kreeg, so ganz äben — aober wo was dat tau maoken? Wenn dat doch nich so dunkel wör! — Doch gaut was dat ja uk, dat nich däi Maond hell scheen! Franz keek un keek nao Overmanns Waschkääöken. Dorhen wull häi siene Tunscheer bringen!

Wat was dat —? Licht! Vellicht harde Christine noch in däi Waschkääöken tau daun! Aober dat Licht flackerde so, as wenn dat van äine Kessen köm — — —

Wat günk dor vör?

Un nu — —: „Wäp — Wäp!" röp dat.

Franz kloppde dat Harte up äinmaol bit an den Hals —: Was üm äiner tauvör kaomen? Harde Christine van äinen ännern äine Tunscheer krägen?

Noch äinmaol: „Wäp — Wäää — äää — äääp — —!"

Wer mügg dat wäsen? Franz löt siene Gedanken fläigen. Nicks füllt üm in. Wat schull häi nu maoken . . .? Christine harde also all äine Tunscheer.

Dor kömen wekke anlopen, gor nich wiet van dat Immenschur weg.

Franz kröp wieder nao achtern. Dat dat doch so dunkel wör! Doch nu: Jao, dat was Christine. Franz seeg ehre schlanke Gestalt in dat schwacke Steernenlicht. Dat was säi! Aober wer wassen däi ännern?

Um hüllt nicks mehr in sien Immenschur. Wenn häi nu so daun würd, as wenn häi tau däi ännern hörde, däi däi Tunscheer bröcht harden — un wenn häi sik dann van Christine fangen löt — —?

Franz sprünk ut sien Verstäk herut. Vör üm löpen säi: Un Christine was dorbi.

Lachen un Geschrai: Äinen harden säi gräpen.

Un nu disse Stimme, däi röp —: Dat was Otto, sien äigen Brauder. „Laot mi los! Laot mi los!" röp häi.

Mit äinmaol wüß Franz Beschäid. Dat was dat Taokeltüüg: Sien Brauder un siene Bande . . . Un däi harden Christine äine Tunscheer bröcht!

Franz löp in langen Sätzen, ümmer in den Schutz van däi Hägen entlang nao däi Straoten tau —: Hier vör Christine drüff hai sik nu nich säihn laoten! Wat wull dat för äine Blamaoge gäben: Häi un äin paor Kinner, däi knapp richtig lopen kunnen, bröchten tausaome äine Tunscheer ut!

Nee — alles woll — aober dat nich!

Häi günk äöwer däi Straoten, den Kopp hüllt häi vör sik daol, un üm was ganz jämmerlik taumaude. Ja, Christine, so is mi dat gaohn!

Däi Tunscheer schull äin Täiken van mi wäsen, dat ik di äin bäten geern heff . . . Däi verflixten Jungs! Franz köm richtig in Wut bi den Gedanken, wat sien Brauder üm andaohn harde. — — Äigentlik, dachde häi schließlich, is dat ganz verkehrt, wo Otto un ik tau äinanner sünd. Wi mäöt tausaome hollen, däi Otto un ik; däi äine mott den ännern helpen, dann kann sowat nich vörkaomen . . .

In Kluskamps Wirtschaft was noch Licht. Dat günk ganz heiter her dor. Franz keek uk in: Häi harde woll Lust, up allen Arger äin paor Glas Klaoren tu gäiten. — — —

As häi äinige Stunden läöter nao Hus gaohn wull, füllt üm siene Tunscheer wedder in: Du groter Gott — säi stünd noch in't Immenschur. As van böse Geister jaogt, löp Franz quer äöwer däi Wisken dorhenn. Däi Maond was middewiel uk uptrocken, un man kunn nu alles gaut säihn. Bloß däi Tunscheer kunn häi nich säihn, säi was nich mehr dor. Häi wüß noch genau, wor häi säi henstellt harde: aober nu was säi wegg. Franz söchde un söchde, nicks to finnen. Wer säi woll funnen harde, üm tau Spott un Hohn?

Landesbibliothek Oldenburg

As häi endlik nao Hus henschlörde, schült häi sik den gröttsten Äsel un Pechvaogel, den dat up däi Welt geef . . .

* * *

Otto un Fritz un Wäik-nich leegen längst in däi Fäern un drömden: Schön was dat wäsen! Wo fein doch Schokolaode schmecken kann! — As Franz nao Hus köm, stünd häi noch äine Tiedlang vör Otto siene Schlaopkaomer un äöwerleggde, off häi üm nich wecken un alles vertellen schull. Aober häi löt dat dann doch nao — trotz alle gauden Vorsätze, mit den Brauder tausaome tau hollen — —: alles kann man nich vertellen!

* * *

An'n ännern Morgen dröpen Franz un Christine sik up den Weg nao dat Näihjaohrshochamt. Dat harde äöwer Nacht noch schnäit, un uk nu dreef däi Wind däi witten Flocken dör däi Welt. Geern was Franz wiedergaohn, aohne nao Christine tau kieken, aober säi was all näben üm. Häi waogde bloß, säi so äin bäten schäif van däi Siete antausäihn.

Säi schnackte allerlei, un Franz wüß gornich recht, wat häi alles dorup säe.

Up äinmaol harde säi dat Wort „Immenschur" up däi Lippen. Franz kreeg äinen ganz roden Kopp, un dat verraode üm. Christine harde üm scharp beobachtet, un nu säe säi geraode herut:

„Ik heff diene Tunscheer dor funnen — gistern Aaobend. Ik köm dor noch vörbi —"

Franz markde, dat nu dat Beste was, däi Waohrheit tau seggen — un as häi ehre hellen Ogen un ehr ganzet Gesicht seeg, dat üm so äigen taulachde, füllt üm dat uk gornich mehr schwor . . .

„Jao," säe säi, as häi tau Ende was, „Spaoß hebbt däi Jungs gistern Aobend gewältig hat!" Un dat Lachen up ehr Gesicht bleef . . .

Un ik heff den Spaoß nu, dachde Franz, aober häi säe dat nich; denn dat wüß häi genau —: Wenn häi dat seggen döe, kreeg häi van näien äinen roden Kopp — un siene Backen harden sik doch jüst erst so'n bäten afköihlt . . .

Heinz von der Wall

Flurnamen und Wegekreuze

Die Wegekreuze und deren Nachfolgerinnen, die Kapellen, geben unserer Gegend das Gepräge, sie gehören in unsere Landschaft, wenn sie ihre ländlich einfache Gestaltung behalten. Welche Beweggründe für die Errichtung der Kreuze und Kapellen vorgelegen haben, wissen wir in den meisten Fällen nicht mehr. Der fromme Sinn der Bevölkerung, das Gedächtnis für Verstorbene, erfüllte Gelübde, Sühne für menschliche Verfehlungen usw. werden oft die Veranlassung gewesen sein. Weniger bekannt sein dürfte, daß viele Kreuze vermutlich schon aus der ersten Zeit der Christianisierung des Sachsenvolkes stammen.

Aus der Geschichte ist bekannt, daß zur Zeit der Bekehrung der Sachsen die Mönche an den heidnischen Opfer- und Gerichtsstätten das Kreuz errichteten. Zuerst hatten sie streng gegen die Gebräuche und Feste der Germanen geeifert. Das rief Erbitterung und Widerstand hervor. Daher wurden sie später duldsamer und verfuhren vorsichtiger bei der Abschaffung uralter Gebräuche und nahmen Rücksicht auf Pietät. So schreibt Papst Gregor d. Gr. an den Abt Mellitus (601): „Die heiligen Stätten der zu bekehrenden Völker sollen nicht zerstört, sondern die überlieferte Ehrfurcht soll dazu benutzt werden, an diesen Stellen den Gottesdienst zu verchristlichen und den wahren Gott an die Statt der Götter zu setzen." Man stellte daher vor den sächsischen Kult- und Gerichtsstätten Kreuze auf, gleichsam um den bösen Geist, der diesen Orten innewohnen sollte, zu vertreiben und den Sachsen die Ohnmacht ihrer Götter vor Augen zu führen. — Sollte nun an diesen Orten in ununterbrochener Folge durch 1100 Jahre das Bild des Gekreuzigten gestanden haben? Für die Meierhöfe ist diese Annahme berechtigt, denn wir finden es heute noch auf oder an diesen Höfen fast regelmäßig.

Bei der Untersuchung der Frage, ob jetzige Wegekreuze aus der ersten christlichen Zeit stammen, muß man die Tatsache berücksichtigen, daß die sächsischen Heiligtümer oft weitab von den heutigen menschlichen Siedlungen lagen. Man wird daher zweckmäßigerweise von den Kreuzen ausgehen, die an versteckten oder abgelegenen Stellen stehen oder standen. Zwar sind viele Kreuze im Laufe der Zeit verschwunden, oder man hat ihnen wegen der Be-

Landesbibliothek Oldenburg



Unter'm Kreuz

Photo: Hölzen, Dinklage

Landesbibliothek Oldenburg

hinderung des Verkehrs oder der Erschwerung der Bearbeitung des Bodens einen anderen Platz gegeben, den sie dann allerdings meistens in der Nähe des bisherigen Standortes erhielten. Offenbar sind dabei auch Kreuze, die in völliger Wildnis standen, an die Wege und Höfe gebracht worden, oder sie sind verschwunden.

An Hilfsmitteln für die Beantwortung der angeregten Fragen stehen uns nur die Flurnamen zur Verfügung, denn alle anderen Beweise sind vergangen, und die Überlieferung versagt. Sollten aber die Kreuze, die ursprünglich an die sächsischen Kultstätten oder die fränkischen Gerichtsplätze gesetzt sind, dort heute noch stehen, dann ist ebenfalls anzunehmen, daß die dazu gehörigen Parzellenbezeichnungen auf uns überkommen sind. Wo also Kreuze vor Landstücken stehen, die den Namen von Kultstätten tragen, ist zu vermuten, daß sie hier seit der frühesten christlichen Zeit gestanden haben. Mit Fehldeutungen muß dabei immer gerechnet werden, wahrscheinlich sind sowohl Flurnamen wie auch Kreuze verschwunden, und zwar in den meisten Fällen diejenigen, die am weitesten vom Hofe oder vom Verkehr entfernt lagen.

Im folgenden soll an nur wenigen Beispielen eine Klärung der Zusammenhänge zwischen Flurnamen, Gerichtsplätzen und Wegekreuzen versucht werden.

1. Auf der Höhe des Schemder Berges an der Straße Steinfeld—Damme steht in einem schmalen Kiefernbestand ein Wegekreuz, das dem Meyer zu Schemde gehört. Das dahinterliegende Land ist erst in den letzten Jahrzehnten kultiviert worden. Vom Kreuz führt kein direkter Weg zum Hofe. Die Antwort auf die Frage, warum das Kreuz gerade an dieser abgelegenen Stelle steht, wird einfacher, wenn wir die Flurnamen zur Erklärung heranzieh.en Das Kreuz steht vor dem Nordenberg (plattdeutsch Noornberg) mit der Hexentreppe, dem Dornbusch und dem „Judenkarkhof". Ferner lassen die Namen von über zwanzig zusammenhängenden Parzellen auf einer Fläche von etwa 50 ha erkennen, daß wir es hier mit einer sehr umfangreichen sächsischen Kultstätte zu tun haben. — Der Nordenberg ist der Sitz der Nornen, der drei Schicksalsgöttinnen. Noch im 11. Jahrhundert warnte Bischof Burkhard von Worms vor dem Nornenkult, bei dem man zu Hause einen Tisch mit Speise und Trank aufstellte, damit jene drei Schwestern, die in alten Zeiten Nornen hießen, kämen und davon äßen. — In „Dornbusch" liegt das Wort doren — tor — Thor oder Donar, der Gott des Gewitters und des fruchtbaren Regens. Er war der einfache Bauer und Gott des schlichten Volkes, der germanische Gott der Spätbronze- und Eisenzeit schlechthin. — Den Dornbusch haben der Bauer Meyer und sein Vater nicht geschlagen, trotzdem er die Bearbeitung des Landes erschwerte, eine Einstellung, die Anerkennung verdient. — Andere sächsische Kultstätten sind durch folgende Flurnamen in diesem Gebiete angedeutet: Judenkirchhof (Asyl der Göttin Freya), Birnbaum, Berbomstück (bereom = heiliger Hain), Ewigkeit (ewilheit = Gerichtsplatz), Vosspat (Weg zum Gericht) u. a.

2. Um Ursprung und Bedeutung der Kapelle auf Rohlfes Hof in Ondrup ist seit langer Zeit ein Rätselraten. Sogar die Volkssage hat sich ihrer bemächtigt: Dort spukte es früher. Demnach muß das Alter der Kapelle beträchtlich sein. Ihr erster Vorgänger war wahrscheinlich ein schlichtes Holzkreuz, dessen Querbalken mit Flachs- oder Rindenfasern an den Stamm gebunden gewesen sein mag. — Warum steht die Kapelle nun gerade hier? Hätte der Bauer das erste Kreuz aus frommem Sinn heraus gebaut, so hätte er ihm einen Platz auf dem Hofe gegeben. Wieder geben uns die Flurnamen Auskunft: Die Kapelle steht auf einer kleinen Parzelle „Wurtelsten". Der Name kommt vom Altsächsischen worg — wurg — wur = Wolf, im übertragenen Sinne = das Gericht. Wurtelstein heißt also „der Stein des Gerichtes". Daß diese Erklärung zutrifft, beweisen Urkunden aus der Zeit um 800, in denen für dieselbe Örtlichkeit der Name Hrutansteen, wurtelsteen, und um 960 Ritensteen gebraucht wird. — Um 1240 heißt es in einer Urkunde: „Rite, qui locus vulgo malstad appellatur" (der Riten[stein] als der Ort, der im Volksmund Malstad genannt wird). Die Ondruper Kapelle steht also auf dem Platz einer sächsischen Gerichtsstätte, vor der die Mönche zum Zeichen der Verchristlichung des Ortes ein Kreuz aufstellten. Damit läßt sich auch die Sage in Einklang bringen, nach der bei der Kapelle der Teufel (der Übeltäter) umgegangen, von einem beherzten Mann (dem Richter oder dem „Wolf") an die Kette gelegt und an einen Baum gebunden sei. Dieser „Baum" hat als Galgen auf dem Tobakstück (= Galgenstück) gestanden.

3. Damme war von altersher Sitz des Gaugerichtes. Die genaue Lage der alten Gerichtsstätte ist aus Urkunden nicht be-

Landesbibliothek Oldenburg

kannt, denn der Gerichtsstuhl am Dammer Kirchhof ist mittelalterlich. — Es ist anzunehmen, daß eine Gaugerichtsstätte, selbst wenn sie zu fränkischer Zeit verlegt wurde, nicht sang- und klanglos aus dem Gedächtnis und Sprachgebrauch der Menschen verschwinden konnte. — Die germanischen Gerichtsstätten waren u. a. auch mit der Hülse (Stechpalme — Ilex) eingefriedigt, in deren innerem Raum der Malstein oder der Malbaum stand. Bei Gerichtssitzungen wurden die Sträucher durch ein herumgezogenes rotes Band „verbönd", d. h. verbunden. Diese so abgegrenzte Fläche durfte das Warf (= das umstehende Volk) nicht betreten. — Von der Umfriedung der Malstatt leitete man dann den Namen dafür ab, nämlich der „Hülsenbusch". Zu christlicher Zeit wurde vor der Gerichtsstätte das Kreuz aufgestellt, es blieb dort die Jahrhunderte hindurch, auch noch, als niemand mehr wußte, warum es erstmalig aufgestellt worden war. Aus der Vielzahl von Flurnamen, die auf Kult- und Gerichtsstätten in dem zusammenhängenden Gebiete zwischen Osterberg, dem Dammer Waisenhaus bis nach Wempenmoor Bezug haben, werden die Vermutungen bestätigt. Der Galgen, der immer das Attribut einer sächsischen Gerichtsstätte war, stand auf dem Kraienknapp. Sogar der Weg dahin läßt sich aus den Flurnamen rekonstruieren, „Up de Trahen"; er führte über den Olkenberg.

4. Der Teil des Rüschendorfer Eschs zwischen Kirchweg, Sumpe und Twiesel-Kemphausen ist von drei Wegekreuzen eingefaßt. Die Flurnamen lassen erkennen, daß sie ein Gebiet von nahezu 40 ha Größe umgrenzen, das von Gerichts- und Kultplätzen in Anspruch genommen wurde. Im einzelnen: „Kemphues Kreuz" steht zwischen der Parzelle „H i n t e r den Blöckern", „v o r dem drögen Lande" und dem „Steinlande". Diese Bezeichnungen können von im Boden gefundenen Steinen nicht herrühren, weil diese im anstehenden Flottsande (Windbildung) nicht sein können. Auf dem Steinland kann also nur der Stein der Malstatt gestanden haben, das ist der Gerichtsstätte. Das an die Malstatt angrenzende Land hieß „hinter den Blöckern" = Stein. Das „dröge Land" und die „dröge Bredde" (dröge — wruoga — druga = rot, und rot war die Farbe des Gerichtes), waren der Acker, der zum Malstattkult gehörte, der vielleicht sogar als Naturalentschädigung für Richter und Schöffen ausgewiesen war. — Nördlich des Rüschendorfer Kirchweges gibt es noch ein anderes „Steinstück", dessen Namen allerdings im Kataster fehlt. Alte Leute sagten, das Kreuz, das heute vor einem ungenutzten Landzipfel hinter Hackmanns Hof steht, habe ursprünglich vor dem „Steinstück" den Platz gehabt, und wegen der Erschwerung der Bodenbearbeitung sei es versetzt worden. Gerade von diesem Steinstück geht die Sage, daß dort in Vorzeiten ein Grafenschloß gestanden habe. Wir haben hier das Gegenstück zu einer gleichlautenden Sage in Ondrup: Auch dort soll bei der Kapelle der Graf von Ondrup gewohnt haben, aus dessen geteiltem Besitz die Ondruper Höfe entstanden seien. Ein Grafenschloß hat an beiden Orten nie gestanden, aber doch etwas, das den Menschen Achtung und Angst einflößte, nämlich die Gerichtsstätte. — Übrigens heißt auch das Wort Rüschendorf, das 1240 als Rossenthorpe bezeichnet wird, das „Dorf bei der Gerichtsstätte". Mit Roßkamp, Rosberg, Rosengarten, Rosenbaum, Rosenhagen usw. hat es den Wortstamm „roß" in der Bedeutung Gericht gemeinsam.

5. Mitten im Esch an der Straße von Bergfeine nach Osterfeine steht ein Wegekreuz vor einer Parzelle „Auf dem Brinkgarten". Garten — gaden hieß ursprünglich ein eingefriedetes Stück Land, der „Brink" war ein Versammlungsplatz. Der Brinkgarten ist mit Burbrink gleichzusetzen, eine Gerichtsstätte, auf der die Interessen der Bauerschaft oder Markgenossenschaft vertreten wurden. — Die Namen der umliegenden Parzellen eines Gebietes von etwa 20 ha „v o r der Wrog" (Wrog = Gericht), „Bullenkamp" (bull — buri — Bauerschaft), „v o r dem Brinkgarten", „Roggenend" (rogge — ruoga — Gericht und end — enk — eng Grasland, also eine Weide, die zum Gerichte gehörte), „Lüttke Brüggen" (bruga — bröche — Brügge — Brüchte — Strafe) und andere können alle auf einen Mittelpunkt des Gerichtsgeländes, das ist der „Brinkgarten", bezogen werden. In diesem Zusammenhang sei auch das in einer Urkunde von 1450 angeführte „ruwen hues to Osterfene, genannt Borchardink" erwähnt. Der „Ruwe" war der Richter; demnach scheint der Borgerdingsche Hof mit dem Amt eines Burrichters verbunden gewesen zu sein.

Diese Beispiele aus den Gemeinden Damme und Steinfeld, die noch vermehrt werden können, mögen als Beweis genügen, daß zwischen Flurnamen und Wegekreuzen tatsächlich eine Beziehung besteht.

B e r n a r d K r u s e

Landesbibliothek Oldenburg

Helau Fastaubend! Helau Fastaubend!

Verkürzte Zusammenfassung
einer Quellenstudie zur Geschichte der Dammer Fastnacht

Wenn Fastaubend is, wenn Fastaubend is,
Dann schlächt wie usen Buck!
Dann danzt use Moder, dann danzt use Moder
Dann wippet ehr de Rock!

(Text zu einem alten Dammer Fastnachtstanz)

A. Voraussetzungen und Bedingungen

Die auffälligste Erscheinung im ganzen Brauchtum des Oldenburger Münsterlandes und weit darüber hinaus ist der sogenannte „Dammer Karneval". Er bedeutet nichts anderes als die neuzeitliche Fortführung des althergebrachten Dammer Fastnachtsbrauchtums. Früher war die Fastnacht einmal allgemeiner Brauch im Münsterland, ging jedoch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unter. Nur in Damme blieben die Feiern erhalten und nahmen einen ungeahnten Aufschwung. Es muß Gründe und damit besondere Voraussetzungen für diese erstaunliche Entwicklung geben.

Wer den Dammer Karneval einmal vorbehaltlos und vorurteilsfrei mitgemacht hat, der weiß um seinen seltsam lebendigen Reiz. Die Echtheit seiner Äußerungen läßt eine Lebenskraft ahnen, die ihre tieferen Wurzeln in einem alten geschichtlichen und geographischen Nährboden haben muß. Das persönliche Erlebnis schafft ferner die Grundlage für das Verständnis der eigenartigen Dammer Mentalität, ohne die der Karneval niemals völlig zu begreifen ist.

Prof. Dr. Georg Reinke, einer der bekanntesten und verdientesten Heimatforscher des Oldenburger Münsterlandes, bemerkt im Heft 4 seiner „Wanderungen", daß das hartnäckige Festhalten am überlieferten Brauchtum zu den Hauptcharakterzügen der Dammer Bevölkerung gehört. Er bringt dafür neben dem Hinweis auf den Karneval noch mehr typische Beispiele. So erwähnt er das „Schreigericht als besondere Form des Dammer Gaugerichts". „Außerhalb des Dammer Bezirks scheinen diese Prozeßformen nicht bekannt und gebräuchlich gewesen zu sein; jedenfalls haben sie sich nirgends so lange erhalten wie hier." Von weiteren Volksbräuchen gilt ähnliches, z. B. „Troor beklagen", Scherbenwerfen zu Silvester usw.

Auch das „Dammer Platt", das an sich zur großen Gruppe der westfälisch-niederdeutschen Mundarten gehört, stellt ja im Oldenburger Münsterland eine ebenso berühmte wie belästerte Eigenart dar. Der echte Dammer verleugnet es nie, selbst wenn er in anderssprachiger Umgebung wegen seiner Besonderheit gehänselt wird. Mit dem Trotz des hartnäckigen Festhaltens an der angestammten Tradition verbindet sich der bewußte Stolz auf seine bewährte Eigenart, die beide bei näherer Betrachtung ihre Ursprünge im geschichtlich-politischen Werden der Dammer Gegend enthüllen.

Man darf allgemein sagen, daß der Dammer Volkscharakter in seinen Grundlagen von der historischen Entwicklung als Zankapfel zwischen den alten Bistümern Osnabrück und Münster mitgeformt ist. Wie oft mußte hier die ganze Bevölkerung ausbaden, was die Zwistigkeiten der rivalisierenden Bischöfe, die früher ja auch Landesherren waren, an Ungemach und Willkür heraufbeschworen.

In diesem Spiel überlegener politischer Mächte mit dem dauernden Frontenwechsel kam es am Ende für jeden Einzelnen darauf an, immer wieder im rechten Augenblick den Kopf aus der drohenden Schlinge zu ziehen. Es bildete sich damit die menschliche Fähigkeit und Geschicklichkeit, selbständig allen möglichen Situationen gewachsen zu sein. Mit der heimlichen Respektlosigkeit jeder staatlichen Autorität gegenüber erwachte ein freies, überlegenes Selbstbewußtsein, das ganz und gar eigenen Gesetzen folgte.

Der berühmte Dammer Prozeß (1868—73), der s. Zt. sogar die weitere Umgebung mit in Atem hielt, beleuchtet symptomatisch die Lage. Alle Betroffenen hielten damals auf Biegen und Brechen zusammen und fanden Rückhalt bei der gesamten Bevölkerung. Die Dammer „Demokratie" oder Opposition ging sogar kühn den Weg eines spontanen Volksaufruhrs, um dem Recht, wenn auch in problematischer oder teils närrischer Form, zum Siege zu verhelfen.

Georg Reinke sagt in diesem Zusammenhang: „Die jahrhundertealten Reibungen

Landesbibliothek Oldenburg

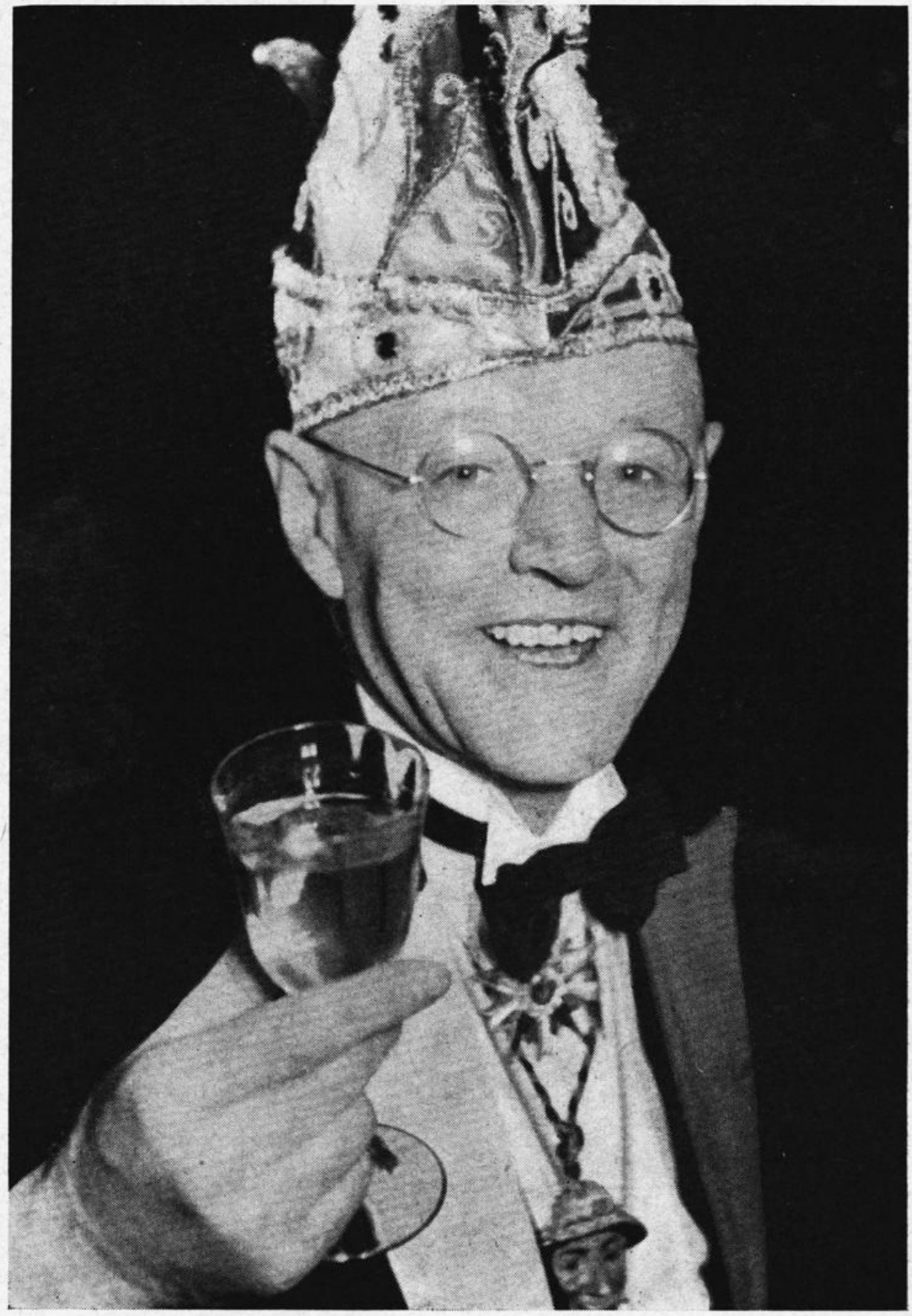


Abb. 1. Josef Stromann, Präsident der Dammer Karnevalsgesellschaft seit 1935
Photo: Schomaker, Langenteilen

Landesbibliothek Oldenburg

zwischen Osnabrücker und münsterschen Untertanen mußten naturgemäß tiefgreifende Wirkungen ausüben, die das ganze bürgerliche und kirchliche Leben beeinflußten und auch den Volkscharakter nicht unberührt ließen. In bürgerlicher Hinsicht neigte Damme ohne Zweifel früher mehr nach Osnabrück als nach Münster. Die meisten Bewohner waren osnabrücksche Untertanen, mit der Osnabrücker Gegend hatten sie die Sprache gemeinsam, die Osnabrücker (resp. Vördener) Beamten übten einen viel bedeutenderen Einfluß aus als die münsterschen, resp. Vechtaer. Deshalb wurde der Übergang an Oldenburg in keiner Gegend des Münsterlandes unangenehmer empfunden als in Damme. Oldenburg wurde als Rechtsnachfolger Münsters aufgefaßt und der Gegensatz zu Münster somit auf Oldenburg übertragen. Deshalb hat gerade Damme, so wie sich ein Anlaß bot, am häufigsten und schärfsten gegen Oldenburg im Kampfe gestanden, mehr als die übrigen Gemeinden des Münsterlandes." Diese entwicklungsgeschichtlich bedingte Zwitterlage zwischen zwei Landesherren bewirkte, wie bereits gesagt, politisch und lokalpatriotisch ein stolzes Selbstgefühl, mit dem die markante trotzige Hartnäckigkeit innig korrespondierte.

Zu all dem war Damme früher dichter bevölkert als etwa Lohne oder die Herrlichkeit Dinklage. Der auch landschaftlich bevorzugte Ort hatte ein regeres Leben als die meisten anderen Orte des Münsterlandes. Die Dammer Giebelkunst im 18. Jahrhundert und seit 1910 die Schweinemast sind obendrein Zeugnisse einer typischen wirtschaftlichen Bedeutung von starker Einprägung. Fast sämtliche der hier gekennzeichneten Sachverhalte erfahren übrigens auch im Büchlein von Dr. Böcker zur Dammer Geschichte eine ähnliche sinngemäße Auslegung. Die persönliche Berührung mit der alteingesessenen Dammer Bevölkerung bestätigt sehr bald unsere angedeuteten Erkenntnisse.

Nicht unwesentlich trug wohl auch die aufgelockerte Dammer Hügellandschaft mit ihren liebenswürdigeren und anmutigeren Formen, als wir sie sonst im Oldenburger Münsterlande finden, dazu bei, alle Hauptzüge des Dammer Volkscharakters in Richtung des Fastnachtsbrauchtums noch besonders kräftig herauszumodellieren. Eine bewegte Landschaft bewirkt meistens ein bewegteres Naturell. Berge und See (Dümmer) unterbrechen hier die große, schicksalhafte Einförmigkeit bzw. Eintönigkeit der großen Ebene und wandeln sie zu vielseitiger Lebendigkeit.

Die sture Schwerblütigkeit des münsterländischen Menschenschlages ist im Raum um Damme unter dem Einfluß der glücklicheren Landschaft durch eine betonte Neigung zu Scherz, Humor, Witz, Satire und Ironie gemildert. Aus der Romantik der Gegend strömt gleichsam in die nüchterne Grundhaltung und Schwere eine romantische Mischung, die für die Narretei der Fastnacht die unabdingbare Voraussetzung bildet.

Die geschilderten inneren und äußeren Voraussetzungen sind allmählich eine harmonische Verbindung eingegangen, die allein jene typische Mentalität der Dammer Bevölkerung reifen ließ, aus der der Dammer Karneval seine dauernde Nahrung bezieht. Dieser fruchtbare Mutterboden läßt das uralte Brauchtum immer wieder in all seiner Besonderheit und Eigenwilligkeit üppig emporwachsen, obwohl es in jüngerer Zeit nicht an Versuchen gefehlt hat, ihm die Nährkräfte abzugraben.

Seitdem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die „Dammer Karnevalsgesellschaft" als freie Vereinigung die bewußte Pflege der Tradition der alten „Dammer Narrenzunft" übernahm, erhielt das Brauchtum eine kontinuierliche Stabilität. Während ringsum im Münsterland die große Fastnachtsdämmerung zum Untergang führte, lebten die Feiern in Damme in stetiger Verjüngung weiter, weil sich ein offizieller Träger und Hüter dafür gefunden hatte. Mit echt Dammer Hartnäckigkeit und Wandlungsfähigkeit, ja mit einem außergewöhnlichen Temperament wurde der Dammer Karneval allen Anfeindungen zum Trotz immer wirkungsvoller aufgezogen.

B. Ursprünge und Urerscheinungsformen

Der Dammer Karneval spiegelt ursprünglich die ganze Froheit und Schalkhaftigkeit, den ganzen Humor und Mutterwitz des Dammer Volkes wider. Trotzdem ordnet sich dieses säkulare Brauchtum in seinen Kernbestandteilen ein in uraltes deutsches Brauchtum, das ursprünglich allgemein verbreitet war. Für die allgemeine Verbreitung und gemeinsame Quelle des deutschen Fastnachtsbrauchtums ist seine Überlieferung in den rheinischen und süddeutschen Städten, wie auch bis vor kurzem sein vielfältiges Vorkommen in zahllosen Orten und Dörfern unserer engeren Heimat lebendigster Beweis.

Landesbibliothek Oldenburg



Abb. 2. Das Dammer Narrenschiff mit dem Prinzen Karneval, seinem Hofnarren und seinen Adjutanten

Photo: Schomaker, Langenteilen

Sein Ursprung reicht wahrscheinlich bis in die germanische Vorzeit zurück. Die neuere Brauchtumsforschung bringt die Deutung des Wortes „Fasenacht" (anstatt „Fastnacht") mit germanischem Vorfrühlingsbrauchtum in Zusammenhang. Nach der Christianisierung erfolgte ein Bedeutungswandel von der Fasnacht bzw. dem Faselabend zur „Fastnacht" und zum „Fastabend". Weihnachten und Ostern erlebten ja ähnliche Wandlungen. Einzelheiten der Entwicklung müssen hier freilich außer acht bleiben.

So wie das Fest gegenwärtig vielfach gefeiert wird mit hemmungslosem Austoben, bunten Papiermützen und Luftschlangen, mit Wolken von Konfetti und unablässiger Schlagermusik, war es früher nicht und ist es glücklicherweise auch in Damme heute noch nicht. Wohl gehören seit je viel Lärm und laute Lustigkeit, viel Humor und Freude, viel Scherz und Übermut zu ihm, aber sie fanden einen artgemäßen Rahmen in sehr sinnvollen Gebräuchen. Das närrische Treiben hatte bei aller gesunden Ausgelassenheit viel Verstand, Phantasie und Hintergrund. Das innere Gerüst dieses Brauchtums ruht nämlich auf dem wohlfundierten Grund einer soliden Lebenshaltung. Es bezog seine unerschöpfliche Lebenskraft aus dem breiten Strom einer umfassenden, blühenden Volkskultur.

Man kann bei einer allgemeinen Betrachtung der verschiedenen Fastnachtsbräuche überall im deutschen Raum einige gleiche Wesensmerkmale und Urerscheinungsformen erkennen. Diese haben ohne Frage den ursprünglichen Kern des Ganzen gebildet und weisen auf einen gemeinsamen Ursprung hin. Mit den Zeitepochen und Stammeslandschaften haben sich dann allmählich um den alten Kern jüngere Schichten der Umwandlung und Neuschöpfung gelegt. Auch in Damme läßt sich der Urkern von der jüngeren Schale trennen. Das Ganze läuft im Endeffekt auf eine Unterscheidung der ursprünglichen Fastnacht vom gegenwärtigen Karneval hinaus.

Die Grundelemente der alten Dammer Fastnacht, die man mühelos aus den späteren Karnevalszutaten herausschälen kann, waren der Umzug mit seiner irgendwie noch dunkel erkennbaren Reihenfolge bzw. Zugordnung, der Fastnachtstanz, der „Gänse-

Landesbibliothek Oldenburg



Abb. 3. Die alte Fahne der Dammer Karnevalsgesellschaft, die vom Zugführer an einer Fleischgaffel vorangetragen wird
Photo: Schomaker, Langenteilen

marsch", die Eß- und Trinkfreudigkeit, das Narrengericht (heute die „Fastnachts-Zeitung") und die Verbrennung des Flitters am Aschermittwoch.

Der Umzug bildet das Hauptcharakteristikum der Fastnacht seit je. Damme hat den Zug bis heute erhalten und hält sogar die typische alte Reihenfolge fest. Freilich geschieht das unbewußt nach der Tradition. Die Hauptmerkmale sind einwandfrei vorhanden mit Vorläufer (Zugführer), Reitern (Herolde), Bär, Storch, Vermummten, Jungmühle, Radroller, Narrenschiff und Pflug. Wenn ein Teil davon in den letzten Jahrzehnten gelegentlich ausgelassen wurde, kann es nur darauf ankommen, die Überlieferung wieder vollständig einzuhalten. Auch der obligate Fastnachtstanz fehlt nicht. Daß Essen und Trinken nach wie vor eine große Rolle spielen, obwohl es echte, traditionelle Speisen und Getränke kaum mehr gibt, versteht sich von selbst. Das weitverbreitete, altfastnächtliche Narrengericht erscheint in Damme in der Fastnachtszeitung bzw. in den Narrensitzungen. Zum ältesten Kernbrauch zählt auch das Aschefeuer, das in Damme in der Verbrennung des Flitters wiederkehrt. Das Lärmen (Knallen und Böllern) und Schwarzmachen sind Bestandteile des letzten Brauchs von altersher. Alle hier genannten Kerngebräuche haben unmittelbare sinnbildliche Beziehungen zum altgermanischen Vorfrühlingskult. Ihre genaue Bedeutung gibt der deutschen Brauchtumsforschung aber noch eine Menge schwer lösbarer Rätsel auf.



Abb. 4. Riesenfigur aus dem Dammer Fastnachtszug
Photo: Schomaker, Langenteilen

Landesbibliothek Oldenburg

Die alte Dammer Fastnacht ist in den aufgezählten Elementen sicher urheimisch. Ob das Mitführen von Riesenfiguren im Zug, das eine sehr lange Geschichte hat und in Damme oft zu beobachten ist, hier ebenfalls als urheimisch betrachtet werden darf, steht vorläufig dahin. Der „Gänsemarsch" dagegen weist auf eine ehemals im ganzen Münsterland verbreitete Sitte hin, nach der in den Dörfern eine Gruppe von Vermummten von Haus zu Haus zog, um eßbare Gaben für den abendlichen Tanz einzuheimsen. Die Fleischgaffel hat dabei eine wichtige Aufgabe.

Die große Besonderheit im Dammer Gesamtbrauch während der Fastnacht muß schon stets der Umzug gewesen sein. Er stand auch früher, solange in unserem Heimatraum die Fastnachtsbräuche allgemein lebten, als einmalige Erscheinung da. Seine Ordnung und deren wesentlichen Bestandteile zeugen von einer langen Geschichte. Eine jüngere Entlehnung aus rheinischem oder süddeutschem Gebiet kommt auch aus anderen Gründen nicht in Betracht. Nach einer hartnäckigen und wohl auch zuverlässigen Überlieferung existierte in Damme bis zur Zeit Napoleons (1800) eine freie Narrenzunft. An verschiedenen Stellen des gesamtdeutschen Siedlungsraumes lebt dieselbe heute noch. Es war eine Ehre, ihr anzugehören. Nur die Besten der Bürgerschaft fanden Zutritt. Das öffentliche Ansehen dieser Narrenzunft kam gleich nach der Schützengilde oder war ihr nicht selten gleich. Das historische Dasein einer solchen Narrenzunft ist für Damme nicht zu bezweifeln. Die offizielle Jahreszahl 1614 der „Karnevalsgesellschaft", die sich als legitime Nachfolgerin der alten Dammer Narrenzunft betrachtet, findet darin ihre Rechtfertigung. Wie einst die Zunft, so sah und sieht die Karnevalsgesellschaft ihre Aufgabe darin, gerade den Umzug als Kernbestandteil des Dammer Fastnachtsbrauchtums zu erhalten.

Natürlich sind in den vergangenen hundert Jahren allerlei modische Erweiterungen zur Dammer Fastnacht hinzugekommen. Meistens handelt es sich um rheinische oder süddeutsche Entlehnungen. Der „Prinz Karneval" (etwa seit 1850) und überhaupt das Wort „Karneval" gehören dazu. Der organische Übergang von der Fastnacht zum Karneval ist allein der Narrenzunft bzw. der Karnevalsgesellschaft zu verdanken. In ihr wurzeln die Lebenskräfte bodenständiger Tradition und weltoffener Neuschöpfung. So wurden Wandlungen und Entlehnungen möglich, ohne daß der ursprüngliche Charakter der Dammer Fastnacht von innen her zersetzt worden wäre.

Freilich blieben zeitweilige Rückschläge nicht aus. Diese waren aber im Grunde nichts anderes als gesunde Bewährungsproben. Stets siegte die Bodenständigkeit wieder über artfremde äußere Bedrohungen. Bodenständigkeit und Überlieferungstreue bewahrten den Dammer Karneval so vor groben Auswüchsen und unechtem Klamauk. Die traditionellen Grundzüge unterbinden großstädtische Übersteigerungen und Entgleisungen. Der Dammer Karneval bester Prägung ist unmittelbarer Ausdruck des Dammer Volkscharakters. Solange dieser erhalten bleibt, wird auch jener seine urwüchsige Lebenskraft nicht verlieren. Ja, das Wesen des Altdammer Volkscharakters müßte sich ändern, wenn ihm das Fastnachtsbrauchtum genommen würde, das gewissermaßen seiner Ventilierung und Temperierung dient.

Alwin Schomaker

Dat stimmde nich ganz

Mit 15 Jaohren köm dai . . . naoh Mönster in dai Lehre. Dat Läben in dai Grotstadt wör üm ganz wat Naies. In den ersten Braif, den hai nao Hus an siene Öllern schreef, stünd unner annern: „Hier in Mönster gaiht dat doch aales ganz anners tau, as bi us in Cloppenborg. Ick wunnere mi immer mehr un mehr. Hier staiht uck ain grotet Hotel upp'n Prinzipalmarkt, dat hett: Zum König von England. Ick bekeek mié dat gründlick, un as ick bi den Ingang van't Hotel köm, stünd daor anschräben: Hotel zum König von England — vorm. Gerbaulet. So wat giff et doch in Cloppenborg nich, dat vorm. (vörmiddags) dai aine, un naohmiddags ain Annern dai Weertschup heff!"

Unnen paßt hai ja!

Hinnerk dai köffde sick 'n schönen Spazierstock mit'n Hirschhorngriff. Hai köm bi lüttken daorachter, dat hai riklick lang wör. As hai daorbi wör, den Hirschhorngriff afftauschnien, seg sien Frönd tau üm: „Du kannst doch bäter van den unnersten End wat affschnien!" „Ne", seg Hinnerk, „dat heff ja kienen Zweck — unnen daor paßt hai ja!"

Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

»Nachbar« und »Nachbarschaft« in Vechta

Die gute alte Zeit. Sie hatte auch ihre Not, ihre Sorgen, ihre Fehler. Aber eins hatte sie, was unsere Tage wohl nie mehr finden werden: Ruhe, Muße, Stille. Das Leben lief besinnlich und kontinuierlich, der eine Tag wie der andere. Trotz Not und Sorge war sie nicht aufgewühlt, zerrissen, hemmungslos dem Augenblick preisgegeben, war wie ein Wasser, das, einmal in Wallung, bald seine Glätte wiederfand und weiterfloß, war nicht wie unsere Zeit ein Meer, das immer wogt und brandet und stets den Widerschein des Sonnenlichts zerreißt.

Sitte und Brauchtum brauchen zum Werden und Wachsen Ruhe und Muße, wollen nicht gehegt und gepflegt sein wie Treibhausblumen, sind einfach da und blühen und wachsen und wuchern wie Feld- und Wiesenblumen zwischen Halmen und Blättern.

Die alte Zeit war noch da, als wir als Kinder mit unserem Vater durch Wiesen und Felder gingen, wenn er mit jedem Schaffenden — er kannte sie alle — den inhaltsschweren Gruß wechselte: „Gott help!" „Gott lohn't!" Unser Vater hatte trotz großer Sorgen und Kümmernisse, die ihm das Leben brachte, eine Natur, die alle um sich froh und zufrieden zu sehen wünschte. Was wunder, daß er gerade wußte um Nachbarschaft und Nachbarpflichten; sie waren ihm heilige Christenpflicht. Darüber hinaus aber wuchs diese Haltung bei ihm aus einer echten Verbundenheit mit dem Boden, den Bewohnern der Stadt und vor allem mit den Nachbarn. Er kniete an der Haustür, wenn die Wegzehrung den kranken Nachbarn gebracht wurde; ihm war es Ehrenpflicht, als Himmelsdragoner das Allerheiligste durch die Straßen der Stadt zu begleiten; er trug den Nachbar mit derselben Selbstverständlichkeit zum Friedhof, wie er auch aus dieser Gesinnung als Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr bei Bränden zu jeder Stunde bereitstand. Wie manches Mal habe ich als Junge in kalter Nachtstunde, noch dürftig bekleidet, vor unserer Haustür in Brandnot das Horn blasen müssen, bis er selbst in seiner Uniform steckte!

Unser Vater bleibt uns eine ungetrübte Erinnerung an die gute Zeit im alten Vechta; er hat uns eins in Not und Leid vorausgehabt, daß er mit Muße und Besinnung in Treue dem Alten ergeben blieb. Wenn ich jetzt von „Nachbar" und „Nachbarschaft" schreibe, so soll es in Erinnerung an ihn geschehen, der über diese Zeit nie geschrieben, sie aber in Heimattreue und christlichem Geiste gelebt hat.

Der Gedanke nachbarlicher Hilfe ist in allen Zeiten unserer ländlichen und kleinstädtischen Gegenden von uralt her lebendig und wird auch die Hast dieser Tage überstehen. Jedes Haus hat seine Nachbarn, dazu gehören nach alter Sitte zwei Häuser zur Rechten, zwei zur Linken und drei gegenüber. Der erste Nachbar ist immer das Haus zur Rechten. Diese Nachbarn bilden eine kleine Gemeinschaft und stehen sich in Freud und Leid zu jeder Zeit bei.

Über diesen Nachbarschaftsgedanken hinaus sind in Vechta in alten Zeiten Gemeinschaften entstanden, die in sich gefestigt waren und einen viel größeren Bereich umfaßten, Nachbarschaften oder Pfingsten genannt. Die Nachbarschaften in Vechta waren keine losen Vereinigungen; sie waren aufgebaut auf genossenschaftlicher Grundlage und hatten den Charakter einer juristischen Person. Deshalb konnten sie ihren Nachbarn Pflichten auferlegen, Umlagen erheben, Beiträge einziehen und ihre Mitglieder zwingen, ihre Pflichten zu erfüllen.

Die Bürger der Stadt haben sich in den Nachbarschaften zu gegenseitiger Hilfe in Not und Tod, in Freud und Leid zusammengeschlossen. In früheren Zeiten waren die Menschen viel mehr als heute aufeinander angewiesen. Kriegszüge und Raubüberfälle, Brände und Mißernten brachten immer wieder Leid und Not. Da galt es zusammenzustehen: Brände zu löschen, Wege instandzusetzen, bei Todesfällen zur Hilfe zu eilen. Jede Nachbarschaft hatte ihr eigenes Löschgerät: Ledereimer, Leitern und Nothaken, Äxte, ihre eigenen Totenbahren, Leichentücher und Laternen. Sie hatten ihre Regelung für die Träger bei Beerdigungen und für die Hilfen bei Weginstandsetzungen und Brückenbau.

Wir wissen nicht, wann diese Vereinigungen sich gebildet haben. Wir wissen nur aus den Akten, daß sie zum Beginn des 18. Jahrhunderts so stark waren, daß sie den städtischen Dienststellen zu trotzen wagten. 1736 werden fünf Nachbarschaften er-

Landesbibliothek Oldenburg

wähnt, die sich bis ins 19. Jahrhundert erhalten haben: die Große Straße, Klingenhagen, Mühlenstraße, Burgstraße und Kirchstraße.

Alljährlich am Sonntag vor Pfingsten traf sich jede Nachbarschaft zur Rechnungsablage und Beratung in der Wohnung eines Mitglieds. Das ging rundum. Der Nachbar, in dessen Haus die Tagung war, hatte als Wirt 1 Reichsthaler in die Kasse zu zahlen und im kommenden Jahr die Aufsicht über die Geräte zu führen. Auf diesen Versammlungen, die der Protokollführer leitete, wurden oft Fragen des kirchlichen und städtischen Lebens besprochen: Reise eines Nachbarn als Abordnung nach Münster (1744), gemeinsame Erziehung von Jungen und Mädchen in der Schule (1816), Teilung der Marken (1817), Verlegung des Friedhofs (1824), Verkauf von Gemeindeplacken (1825), Bau der Altäre und Böden bei Prozessionen (1832), Beteiligung der Bürger bei Pflasterung von Straßen und Fußwegen (1832).

Über Aufgabe und Einrichtung der Nachbarschaften gibt uns ein Bericht des Stadtmagistrats zu Vechta an den Bischöflichen Geheimen Rat vom 7. Juni 1736 Aufschluß. In diesen Jahren scheint der Hauptzweck der Nachbaschaften die Pflege der Geselligkeit gewesen zu sein (vgl. den Bericht der Klingenhagener Nachbarschaft vom Jahre 1737). Wenn wir in den vergilbten Blättern richtig lesen, haben die Nachbarschaften darüber ihre Pflichten der Allgemeinheit gegenüber gröblich vernachlässigt. Im Jahre 1729 vernichtete ein Brand in Vechta 14 Bürgerhäuser, einen großen Pferdestall und eine Schmiede. Die Löschgeräte der Nachbarbarschaften waren in Unordnung und konnten nicht wirksam genug eingesetzt werden. Deshalb sah sich der Stadtmagistrat veranlaßt, u. a. folgendes zu berichten:

„Ew. Kuhrfürstlicher Durchlaucht geruhen sich unterthänigst gehorsamst vortragen zu lassen, wie daß die Stadt Vechta in fünf Nachbarschaften oder Lehnschaften oder Pfingsten eingetheilt sei, und es damit also gehalten worden, daß jährlich den Sonntag vor Pfingsten jede Nachbarschaft d. h. aus jedem Hause einer, in einem gewissen Hause solcher Nachbarschaft, welches jährlich von einem zum andern wechselt, zusammenkommen müssen, alsdann der s. h. Wirth, welcher das Jahr das Pfingstbuch in Verwahr gehabt, Abrechnung hatte und ein neuer Wirth, für das andere Jahr angeordnet werde, welches ebenfalls von Hause zu Hause nach der Reihe umgeht, gestallten denn auch, wenn in dem Jahre ein neuer Hauswirt, oder eine neue Hausfrau in solcher Nachbarschaft oder Pfingsten, eingeheiratet werden, oder ein neuer Heuermann hereinkommt, in dem Buche angeschrieben, und der eingeheiratete Wirth zu einem Thlr., eine eingeheiratete Frau zu einem Thlr., der Ankäufer eines Hauses zu 2 Thlr., und ein Heuermann zu einem halben Thlr. annotirt wird, welche Gelder pflegen so lange zusammgespart zu werden, bis etliche 20 bis 30 Rthlr. zusammen sind. Alsdann auf den zweiten und dritten Pfingsttag Bremer Bier aufgelegt, und von der ganzen Nachbarschaft in dem Hause, dessen Besitzer alsdann Wirth ist, vertrunken, jedoch von dem Gelde e r s t, was an Todten-Bahren, Todten-Laken und andere Sachen in dem Pfingsten nöthig ist, angeschafft wurde. Eine solche gute Nachbarschaft zu halten, um sich in Noth und Tod beizustehen, ist nun zwar unseres Erachtens löblich; allein, da die Stadt Vechta in kurzen Jahren mit so vielen großen und erschrecklichen Feuersbrünsten heimgesucht ist, dieselbe aber mit Brandgeräthschaften schlecht und elendiglich versehen, haben Bürgermeister und Rath im Jahre 1730 ordiniert, daß die Zehrung derer Pfingsten vorerst auf einige Jahre eingestellt, und die Pfingst- oder Nachbarschaftsgelder zu nöthigen Brandgeräthschaften angewendet werden sollten, wie denn auch im Jahre 1730 einige der Zeit vorrätig gewesene Pfingstgelder dazu employiert worden sind."

Dieser Bericht ist uns ein wertvoller Beitrag zur Chronik der Vechtaer Nachbarschaften. Der Stadtmagistrat wollte erreichen, daß die Churfürstliche Durchlaucht anordnen sollte, daß „zwar es bei der Einforderung und Collectierung der Pfingstgelder, auch der vor jetzt vorzunehmenden Execution, wie es alle Zeit hergebracht, verbleiben, was am Todten-Bahren, Todten-Laken, Axten und sonstigen Geräthschaften jedem Pfingsten nöthig, davon angeschafft, das aber, was nach Abzug dessen übrig bleibt, dahin asserviert werde, daß jede Nachbarschaft daraus eine Nothspritze erlangen und in ihrem Distrikt hinsetzen könne und einem zeitigen Bürgermeister und einigen aus dem Rath die Aufsicht darauf committiert werde". Gerade in dem letzten Satz sahen die Nachbarschaften einen Angriff auf ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit; sie wehrten sich und wollten ihre Pfingstbücher (Abrechnungen) dem Bürgermeister und Stadtsekretär nicht vorlegen.

Landesbibliothek Oldenburg

In diesem Streit ging es der Stadt in erster Linie um das Wohl der Gemeinschaft; es mag auch der Gedanke mitgespielt haben, daß neben dem Magistrat die Nachbarschaften zu selbständig waren und zu großen Einfluß auf Dinge des öffentlichen Lebens hatten. Der Kampf wurde mit äußerster Heftigkeit geführt, vor allem von seiten der Klingenhagener Nachbarschaft; es heißt im Protokollbuch:

„Anno 1741 + 26. May.
ist die Klingenhagener Nachbarschaft aufs neuer wiederum bestellet und beieinander gewesen, darum willen, der Herr Bürgermeister Middendorf hat prätendieren wollen, daß Nachbarschaftsbuch bei sich zu haben, wie auch die Nachbarschaftsgelder zu haben, welches aber von der ganzen Nachbarschaft beschlossen, ihm selbiges zu verweigern, worüber wir den Herrn Rentmeister Driver, wie auch die Herren Richter und auch den Herrn Gerichtsschreiber Fleckmann um Rat gefraget durch 2 Nachbarn und selbige uns zur Antwort gegeben, dem Herrn Bürgermeister Middendorf weder Buch, weder Geld zu übergeben und vor allen uns nichts Neues aufbürden lassen, hingegen sollte die Nachbarschaft machen lassen an Brandgeräthschaft, was sie vor allem nöthig haben. Und sodann die Nachbarschaft Gelder übrig hat, könnten sie sich laut Ihro Churf. Durchlaucht gnädigst Befehle, die Nachbarschaft Bihr (?) vor machen, erstlich aber alles angeschafft, womit dann auch die ganze Nachbarschaft zufrieden gewesen."

Unsere Kenntnisse über die Nachbarschaften sind auf uns gekommen durch die mündliche Überlieferung, durch gelegentliche Bemerkungen in den Ratsprotokollen der Stadt Vechta, vor allem aber durch das oben erwähnte, uns noch erhaltene Protokoll der Klingenhagener Nachbarschaft und durch die Niederschriften über den Bericht des Stadtmagistrats an den Bischöflichen Geheimen Rat vom 7. 6. 1736 über die Mißstände in der Nachbarschaft. Das Protokoll der Klingenhagener Nachbarschaft (heute im Besitz des Gastwirts Friedrich Wieting in Vechta) beginnt:

„Gelobt sei Jesus Christus
in alle Ewigkeit Amen!

Das Klingenhagener Nachbarschaftsbuch ist angefangen darin zu schreiben.

Anno, 1737, den 2. Juni.

Anno 1737, den 2. Juni, ist die Klingenhagener Nachbarschaft beieinander gewesen und die alte Rechnung nachgesehen worden und sind vorigen Jahr bei Camerarius Wilberding verzehrt an

7 Tonnen Bremer Bier	Rthr. 28	— Groten
Noch verzehret vor und nach, so daß neu geholt und selbiges gesetzt an Bier und Branntwein und was sonsten an Pfingsten über die 7 Tonnen Bier getrunken macht	Rthr. 2	54 Groten
Noch für 2 neue Notstangen	Rthr. —	60 Groten
dieses neue Nachbarschaftsbuch	Rthr. —	18 Groten
	Rthr. 31	— Groten
1736 ist daraus empfangen an Geld, welche in der Nachbarschaft ist	Rthr. 19	60 Groten
	Rthr. 12	— Groten

Welche 1737 in unserer Klingenhagener Nachbarschaft von neuem eingekommen und welche bezahlt haben:

als Franz Berndt Schlarphorst	Rthr. 1	— Groten
Johann von Hörsten zahlt vor seiner Frau und als Wirt	Rthr. 2	— Groten
Johann Gottfried als Heuermann zahlt	Rthr. —	36 Groten

(1 Vechtaer Tonne = 108 Kannen,
1 Kanne = 1¼ l.
1 Reichsthaler = 48 Schillinge = 72 Groten = 360 Schwaren.)"

Das letzte vollständige Protokoll stammt vom 24. 6. 1877 über eine Versammlung bei Frl. Johanna Arck.

„Es wird verhandelt
1. über Totentragen
2. es ist noch etwas altes Holz zu verkaufen.

Es wurde einstimmig beschlossen, daß im Fall eines Todtenfalles von der Nachbarschaft getragen werden soll, auch wenn jemand zum Besuch bei den Mitgliedern der Nachbarschaft ist oder bleiben will, es sei Vater, Mutter oder Kinder. (Der Besucher oder Bleibende muß aber ein Verwandter der Mitglieder der Nachbarschaft sein.)

Das alte Holz hat Anton Klövekorn für 4 M 50 gekauft.

Beglaubigt und unterzeichnet
F. Fortmann
H. Vieson."

Landesbibliothek Oldenburg

Es folgen dann noch Eintragungen bis 1891; aber von einer Beratung wird nicht mehr berichtet.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts haben die Nachbarschaften ihre Bedeutung verloren. Selbst als die Organisation nicht mehr in Erscheinung trat, haben die Bürger nach altem Brauch bis zur Einstellung eines Leichenwagens in den 20er Jahren die Pflicht erfüllt, reihum aus jedem Haushalt der Nachbarschaft bei Beerdigungen einen Träger zu stellen, hat die Jugend der Nachbarschaft noch bis vor dem ersten Weltkrieg ihr Osterfeuer gesammelt: an der Piske (Große Nachbarschaft), auf der Bläike beim Krankenhaus (Kirchstraße) und am Bullenbach (Mühlenstaße), rief die Kirche die Nachbarschaften auf zur Betstunde beim Vierzigstündigen und beim Ewigen Gebet.

Nur ein Zeuge dieser Zeit lebt noch in Vechta, meist nicht mehr als Sproß dieser alten Organisation erkannt; das ist der Reigen unter dem Pfingstkranz. Die Rechnungsablage an den Pfingsttagen endete meist bei einer Tonne Bier. Da ging's lustig her. Den Schluß bildete der Sang unter dem Pfingstkranz.

Die Nachbarschaften in ihrer alten Form sind dahin; alljährlich aber klingen an den Pfingsttagen noch die alten Lieder. Mögen sie weiterklingen auch in unserer Zeit des Jagens und Rennens, ein Echo aus einer besinnlichen Zeit, als in Vechta an den milden Pfingstabenden die Bürger vor ihren Häusern saßen und in den langen Häuserzeilen das Pfingstlied widerhallte:

„Peter zieht den Brautrock an, Brautrock an;
Ei, was sagt der Mai, Mai, Mai!
Ei, was sagt der Mai!"

Franz Kramer

Vgl. die Aufsätze in den „Heimatblättern" (Beilage zur Oldenburgischen Volkszeitung):

3. Jg. Nr. 6 Franz Kramer, Unter dem Pfingstkranz von Vechta

8. Jg. Nr. 1 Prof. Dr. Pagenstert, Die Nachbarschaften in der Gemeinde Vechta

9. Jg. Nr. 1 u. Nr. 3 Hans Funke, Die Vechtaer Nachbarschaften.

Das Adventblasen in Löningen

Die heutige Sitte

Wenn am Tage vor dem ersten Adventssonntag die Schatten der Dämmerung das Licht verfärben, ist für die Löninger Knaben am Himmel ihrer Jugend ein Signal hochgezogen, dem sie ebenso selbstverständlich wie leidenschaftlich Folge leisten. Sie holen ihre Adventshörner hervor, treten in den Garten oder auf die Straße, setzen das Horn gewichtig an den Mund und empfinden es als eine wohlige Bestätigung ihrer Knabenwürde, wenn das dunkle, dumpfe Tuht-Tuht ihres Blasens dem Hornbecher entströmt und weithin den Raum beherrscht. Und es stimmt ihr Daseinsgefühl noch höher, wenn dann allenthalben derselbe Klang laut wird, und sie sich mit ihrer Verrichtung einbezogen wissen in die Ausübung einer heimatlichen Sitte, die ihnen übermacht ist, ihnen, den Knaben, als Recht und als hütende Verpflichtung. Das Hochgefühl zwingt dann die Jungen des Ortes, sich zu scharen, durch die Straßen zu ziehen und ihr bräuchliches Tun zu einer Kundgebung zu verdichten, während die Jungen in den Dörfern ihren Stolz darin finden, von anderen einsamen Bläsern Antwort zu erhalten und dann im Wechselblasen von Gehöft zu Gehöft eine fromme Brücke zu schlagen über die vorweihnachtliche Stille der Landschaft.

Das Horn

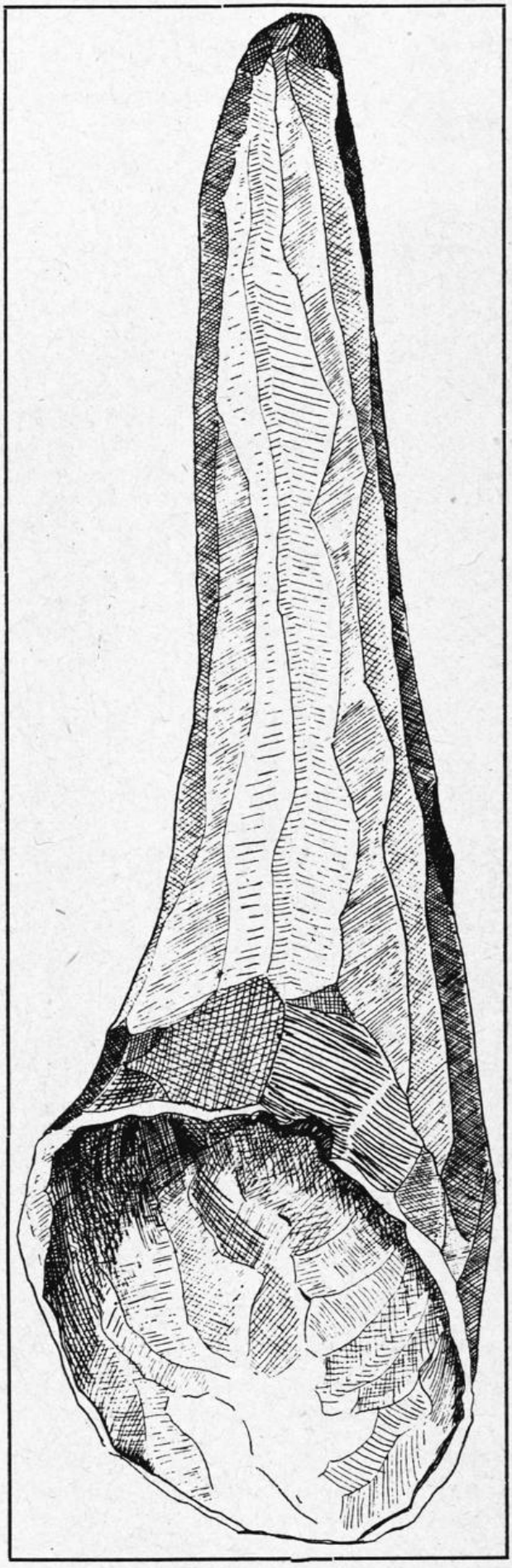
Das zum Blasen benutzte Horn ist hergestellt aus dem Holz der Birke, Weide oder Erle, das trichterförmig, in einer Länge von etwa einem bis zwei Fuß, ausgebohrt wurde. Die Form ist nur vom Zweck bestimmt: gerade, schlichtflächig, ohne jeden Zierat und Schwung. Früher wurde dem Horn gelegentlich als Mundstück ein Federkiel oder ein Stück Fliederholz aufgesetzt. Neben althergebrachten Hörnern aus Holz und den früher anscheinend häufiger, heute nur noch selten verwendeten krummen Kuhhörnern tauchen seit der Gründerzeit solche aus Glas oder Steingut auf, Flaschen und Kruken, von denen man mit Hilfe eines in Brand gesetzten Fadens den Boden absprengte.

In vergangenen Zeiten sind die Hörner indessen bedeutend größer gewesen. Noch um die Jahrhundertwende empfand die Löninger Jugend das sich gewölbt öffnende Riesenhorn, das dieser oder jener noch ererbt hatte, als das eigentlich stilvolle und

Landesbibliothek Oldenburg

maßgerechte. Das Museumsdorf Cloppenburg besitzt Adventshörner aus der Löninger Gegend, die eine Länge von 29 bis 50 cm aufweisen. Früher hieß das Adventshorn Middewintershorn oder auch Dewertshorn. Doch haben sich diese Bezeichnungen längst verloren.

In dem lateinischen Bericht eines (ungenannten) bischöflichen Kommissars über den Stand der Kirchen und Schulen in den damals münsterschen Ämtern Meppen, Cloppenburg und Vechta aus dem Jahre 1712, der sich im Archiv des Offizialats Vechta fand und der sich in kritischer Weise auch mit der Sitte des Adventsblasens befaßt, ist die Rede von „ungeheuren, aus krummen Baumstämmen verfertigten Hörnern". Diese ungefügen, geschwungenen Hörner sind wohl die Urform des brauchtümlichen Adventshorns und müssen wohl in ihrem Aussehen als eine bäuerlich-schlichte Abwandlung des Hifthorns gelten. Aber diese hifthornkrummen Instrumente sind schon um die Jahrhundertwende völlig verschwunden.



Verbreitungsraum

In dem eben genannten Visitationsbericht vom Jahre 1712 heißt es im Verlauf der Kritik des brauchtümlichen Blasens: „Im Amt Vechta kommt dergleichen nicht vor, nur an einigen Orten im Amt Meppen und im Amt Cloppenburg." Diese Stelle beweist, daß ehedem außer in Löningen auch in anderen benachbarten Gemeinden das mittwinterliche Blasen Sitte gewesen sein muß. Tatsächlich erstreckte sich das Bläsergebiet noch um 1900 außerhalb Oldenburgs noch über die Kreise Meppen, Lingen und Bentheim, wenn auch nicht über alle Ortschaften dieses Raumes. Auch auf dem Hümmling und in Teilen des alten Fürstbistums Osnabrück, ja sogar in manchen Gebieten Hollands ist das Blasen feste Gewohnheit gewesen. In Berge und Grafeld, in einigen Bauerschaften der Niedergrafschaft Bentheim und in dem holländischen Dorf Thente war dies noch bis in die Gegenwart der Fall.

Merkwürdig ist, daß die Sitte in all den genannten Gebieten so gut wie gänzlich unterging, während sie im Bereich des alten Amtes Löningen, vor allem in der Gemeinde Löningen, im Ort ebenso wie in allen Bauerschaften, mit einer selbstverständlichen Treue, ja mit einem gesunden Brauchtumsstolz unbeirrt hochgehalten wird. Diese Tatsache kann nicht anders erklärt werden als aus den Löninger

Landesbibliothek Oldenburg

Menschen, aus der landschaftlich bedingten Sonderung ihrer Wesensart. Die feuchteren und durchweg fruchtbareren Ländereien des Löninger Talsandgebietes gestatteten den Bewohnern schon sehr früh eine bodenständige Kultur und ein Lebensgefühl der Eigenständigkeit und Selbstsicherheit, das noch heute wirksam ist, auch deshalb, weil die Grenzlage in der südwestlichen Ecke des Oldenburger Landes Anlaß gab, Eigenart und Selbstvertrauen zu bestärken.

Geschichtliches

Es ist begreiflich, daß die Sitte des Adventsblasens, so sehr sie im tiefsten einem religiösen Anliegen dienen will, bei der laientümlich-weltlichen Ausübung im Laufe der Zeit auf mancherlei Weise verfärbt und verfälscht wurde. Die jungen Bläser konnten ihr „Amt" nur zu leicht in spielendem Übermut mißbrauchen. Der verdiente Heimatforscher Karl Willoh, Sohn einer Löninger Familie, vermerkt diesen Befund mit behaglicher Nachsicht folgendermaßen — — und er meint dabei seine eigene Knabenzeit, also die Zeit um 1860 —: „Es kommt auch vor, daß die blasenden Knaben sich allerlei Mutwillen erlauben, das Horn an irgend ein Loch in der Haustür oder an eine zersprungene Fensterscheibe legen und dann mit voller Lungenkraft hineinstoßen, so daß die am Feuerherd sitzenden Bewohner erschreckt in die Höhe fahren. Doch wer Spaß versteht, wird den Ulk als Spaß hinnehmen."

Aber diese Entgleisungen wirken zahm und harmlos, wenn man den Formen der Sitte bis in die vorangegangenen Jahrhunderte nachgeht. Eine der ersten dokumentarischen Spuren findet sich bei Diepenbrock in seiner Geschichte des Amtes Meppen. Er schreibt über Bawinkel in der alten Graftschaft Lingen, und zwar für die Zeit um 1650: „Die Christnacht ward hier mit Hirtenliedern und Volksreimen, Hornblasen und dergleichen symbolischen Seltenheiten gefeiert, was jedoch mehr die Neugierde der zahlreich herbeiströmenden Nachbarschaft erweckte, als die reine und würdige Andacht belebte."

Dieser Bericht ist in vieler Hinsicht aufschlußreich. Er belegt zunächst vor allem die Meinung, die unter der Bevölkerung Löningens geläufig ist: daß das Hornblasen ursprünglich beim Gottesdienst, und zwar in der Christmesse, vor sich ging. Willoh versichert, das Adventsblasen werde auch „Hirtenblasen" genannt, und aus mehreren Dokumenten ist ersichtlich, daß zuerst nur die Schäfer diese Sitte ausgeübt haben. Tatsächlich hält sich in Löningen die wenn auch abgedämpfte, so doch lebende Überlieferungsmeinung, daß in der Christmesse die unter der Kanzel von weit und breit her versammelten Schnuckenschäfer beim Gloria sich erhoben, ihr Horn erfaßten und dem Herrn das Lob bliesen. Willoh vermerkt diese Besonderheit nicht, aber er bestätigt den allgemeinen Befund und beruft sich ausdrücklich auf einen alten Mann, der das Blasen in der Löninger Kirche während des Gloria der Christmesse noch miterlebt habe. Dieser Gewährsmann wußte auch, wann das Blasen unter dem Gloria abgeschafft wurde. Es war unter dem ersten oldenburgischen Beamten in Löningen, dem Amtmann Lentz von Höfften, zu der Zeit, als noch die alte Löninger Kirche stand. Die alte Löninger Kirche wurde im Jahre 1809 abgebrochen. Somit ist die pietätvollste Form des Blasens, das Blasen unter dem Gloria, in Löningen in der Zeit von 1803 bis 1809 abgestellt.

In anderen Gegenden scheint das Christmette-Blasen übrigens nicht so lebensvoll in den Gottesdienst eingefügt worden zu sein. Willoh versichert, daß Hesepe (bei Meppen) der letzte Ort war, der die Weihnachtsbläser in der Kirche sah. Ein in Hesepe Bekannter schrieb ihm: „Wenn der Geistliche seine 3. Messe beendigt hatte, zogen alle ihre Hörner hervor, Knaben auf dem Chore, die Erwachsenen in der Kirche und auf der Bühne, und bliesen. Der eine hatte ein hölzernes, der andere ein gekauftes, wie man selbe auf Jahrmärkten und Kirmessen haben kann, auch das Horn des Nachtwächters fehlte nicht. Seit einigen Jahren ist es, weil offenbar übertrieben und mißbräuchlich, in der Kirche abgeschafft." Und der dortige Pastor Willers schreibt unter dem 24. Februar 1902: „Ich war damals Vikar und suchte diesen Gebrauch abzuschaffen, aber der alte Herr Pastor ließ es beim alten. Endlich 1893, gelang es mir, den alten Herrn zu bereden, daß er öffentlich von der Kanzel erklärte, daß das Blasen in der Kirche nicht angebracht sei und er darum bitten müsse, dasselbe aufzugeben. Von der Zeit an war es aus und ist es nicht wieder geschehen."

In den zitierten Berichten wird eine bedauerliche Tatsache beglaubigt. Das Blasen während der Christmesse entartete, ja wurde stellenweise zu einem wilden Unfug. Der oben erwähnte Visitationsbericht aus

Landesbibliothek Oldenburg

dem Jahre 1712 erweist das noch deutlicher. Er enthält einen längeren Abschnitt über „Ungehörigkeiten in der Weihnachtsnacht, von närrischen Leuten verübt". Es wird Interesse erwecken, aus diesem Bericht eine größere Partie darzubieten. Der Visitator schreibt von den anscheinend als bekannt vorausgesetzten Ungehörigkeiten beim Blasen in der Kirche: „Von Eiferern für Kultus und Frömmigkeit dürfen dieselben nicht geduldet werden und sind auch schon von mehreren Pfarrern abgeschafft. Der Fürstbischof hat sie erlaubt unter der Voraussetzung, daß sie eine alte Gewohnheit bildeten und aus der Frömmigkeit des Volkes hervorgegangen seien, und doch liegt nicht die Spur von Frömmigkeit darin. Die Stunde, in der einst der göttliche Knabe in der Stille der Nacht auf Erden herabkam, und die Fürsten der Finsternis in die Hölle bannte, ist zur Stunde der Bacchanten und der Macht der Hölle geworden, in welcher dieser Fürst wieder heraufgerufen wird. Der Fürstbischof Friedrich Christian hat deshalb den Unfug auf das Strengste untersagt . . . Kann wohl eine größere Dissonanz gedacht werden? Die Heiligkeit der Nacht wird gestört durch unerhörtes wildes Lärmen und Heulen, welches Schäfer und schulpflichtige Buben aus der Hefe des Volkes, die durch die ganze Kirche zerstreut sitzen, mit ungeheueren, aus krummen Baumstämmen verfertigten Hörnern vollführen, indem sie sofort nach beendigter Predigt mit einem solchen Gedröhn blasen, daß die Geistlichen und anständigen Leute gezwungen werden, hinauszugehen und die Beichtväter nicht mehr ihres Amtes walten können. Viele bleiben deshalb ganz aus der Kirche fort, versäumen die hl. Messe und wandern durch die Gassen. Die Protestanten und Katholiken des benachbarten Lingenschen Gebietes nehmen Anstoß an diesem Unfug in der hl. Nacht. — Es ist darum Pflicht, daß für die Ehre des Kindleins geeifert werde. Man höre darüber den Dechant von Haselünne. Der Pastor von Sögel, ein sehr guter und eifriger Mann, hatte in meiner Gegenwart den Leuten die Hörner abnehmen und aus der Kirche schaffen lassen, nachdem vorher der Weihbischof von der Kanzel herab den Unfug untersagt hatte. Dafür wurde ihm vom Fürstbischof Lob erteilt." Aus den folgenden Sätzen scheint hervorzugehen, daß die weltlichen Beamten bei diesem sicherlich mißfällig aufgenommenen Verbot sich auf die Seite der Laien stellten, ihrerseits die Sitte als erlaubt erklärten und sogar, mit dem Gewicht ihrer Geltung, den Brauch wieder durchdrückten. Der verägerte Visitator fährt deshalb folgendermaßen fort: „Wie kommen die weltlichen Beamten dazu, sich in gottesdienstliche Sachen einzumischen? Mögen sie in ihren Angelegenheiten rechte Entscheidungen treffen, aber der Kirche Gottes fernbleiben. Der Fürstbischof hat ja selbst gesagt, Harmonie suche man vergebens in dem Blasen, und er hörte dieses Hörnergetöse im Burghofe unter freiem Himmel und nicht in einem geschlossenen Raum oder Kirche, wo das Geheul noch regelloser und horrender klingt."

Die Zügellosigkeit der Kirchenbesucher — es gibt Hinweise auf noch üblere Begleiterscheinungen — befremdet uns heute. Aber sie muß begriffen werden als Auswirkung des Dreißigjährigen Krieges, der die Gefühle verwilderte und die Bevölkerung dem kirchlichen Leben ziemlich entfremdete.

Für unsere Untersuchung jedenfalls ergibt sich: Der Brauch wurde wirklich zu einem Skandal, und die Maßnahmen der Kirche, die darauf abzielten, diesem Skandal ein Ende zu machen, sind sicherlich von allen Ehrfürchtigen und Einsichtigen unterstützt worden, wenn auch die Traditionsbewußten diese lebhaft bedauerten, ihnen gelegentlich mit der Heftigkeit ihrer Überzeugung und guten Meinung Widerstand boten und sich, wie andere Bezeugungen erweisen, erst nach Drohungen und Strafen mit dem Verbot abfinden konnten.

Ähnlich wie in Sögel werden sich die Kämpfe bei der Abschaffung der alten Volkssitte überall abgespiegelt haben. In Löningen allerdings scheint die Geistlichkeit dabei diplomatischer verfahren zu sein. Pastor Matthias Joseph Wolffs — er stammte aus Wildeshausen — überließ bei diesem gerade in Löningen höchst unpopulären Beginnen der weltlichen Behörde den Vortritt und veranlaßte, wie schon erwähnt, den ersten oldenburgischen Amtmann, die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Es ist nicht schwer, zu folgern, wie dieser gewaltsame Eingriff sich auswirkte. Er machte an den meisten Orten der alten Sitte den Garaus. Mit der Verbannung aus der Kirche war ihr gleichsam der Lebensatem genommen. Nur an einigen Orten, vor allem im Löninger Raum, war der Brauch so tief in das Empfindungsleben der Menschen eingewurzelt, daß man nach neuen, statthaften Ausformungen suchte. Man verlegte das Blasen ins Freie, anfangs wohl nur für die Christnacht. Dann weiteten

Landesbibliothek Oldenburg

Frömmigkeit und Phantasie des Volkes die Sitte auf die gesamte Adventszeit aus. Aus dem Weihnachtsblasen war das Adventsblasen geworden. Das Bewußtsein indessen, mit dem Blasen eigentlich der heiligen Nacht verpflichtet zu sein, ist in Löningen bis heute nicht erloschen. Mein Vater erzählt, daß er in seiner Knabenzeit, um 1880, alljährlich des Nachts um 3 Uhr, also zwei Stunden vor Beginn der Christmesse, von seiner Mutter geweckt worden sei mit der bedeutsam gemachten Mahnung, ja nicht zu dieser „richtigen" Zeit das Blasen zu versäumen.

Für die Frage nach der Entstehung und dem ursprünglichen Sinn des Adventsblasen geben die oben angeführten Schilderungen einen entscheidenden Anhalt. Mancherlei Deutungen, die das Blasen aus mehr weltlichen Rücksichten herleiten wollen, müssen so geistvoll sie im einzelnen sein mögen, angesichts des historischen Befundes fallengelassen werden. Die Bezeichnung Middewintershorn kann auf germanische Zeit zurückweisen. Wertvollen Aufschluß mag der Name Dewertshorn bieten. Aber er ist schwer zu deuten. Fest steht jedenfalls: das Blasen als Brauchform mit christlichem Sinngehalt ist ursprünglich ein Weihnachtsblasen gewesen. Das heißt: Die Löninger Sitte ist einer der wenigen echt volksliturgischen Bräuche gewesen, die uns überkommen sind. Nur Schäfer vollzogen anfangs die Sitte als ein Vorrecht, das sich herleitete aus der Nacht der frohen Botschaft. Der Gedanke, daß die Heidschnuckenschäfer, wenigstens in Löningen, ebenso spontan wie stimmungsvoll an der sinnreichsten Stelle der Christmesse in den Gang der gottesdienstlichen Handlung eingriffen, hat in der Tat etwas so Rührend-Urfrommes, Symbolhaft-Sinnvolles und Mittelalterlich-Laiengerechtes, daß man sich diesem Zusammenklang hoher Liturgie und inbrünstig-schlichter Volksfrömmigkeit in Zeiten unbedenklicher Gläubigkeit nur zu gut vorstellen kann. Diese Überlegung führt auch zu der Annahme, daß die Bläsersitte um Jahrhunderte älter ist als sie dokumentarisch belegt werden kann. Sogar der Visitationsbericht von 1712 spricht ja schon von einer „alten Gewohnheit". Übrigens darf man mit großer Wahrscheinlichkeit mutmaßen, daß ebenso, wie es Diepenbrock von Bawinkel berichtet, auch in Löningen der Brauch des Weihnachtsblasens noch mit anderen „symbolischen Seltenheiten", wie Hirtenliedern und Volksreimen verbrämt wurde.

Sinngebung für die Gegenwart

Und was bedeutet das Adventsblasen den Löningern heute? Es muß zugegeben werden, daß nicht alle mehr den ursprünglich tief religiösen Sinn des Brauches in ihrem Denken und Empfinden mitgelten lassen, und hier und da findet sich sogar ein Allzunüchterner, der das Blasen nur als störenden Lärm wahrnimmt. Aber für die Mehrzahl der Löninger ist das Blasen noch heute ein Brauch, den sie auf keinen Fall untergehen lassen möchten, ja der Gefühle erhebender Pietät und rührender Jugenderinnerung in in ihrer Seele weckt, und mit vollem Herzen stimmen sie dem zu, was Willoh in diesem Zusammenhang vermerkt: „Wer an einem Orte groß geworden, wo das Blasen im Schwunge, der möchte es ungern missen, es stimmt ihn wehmütig, er glaubt, die Hirten von Bethlehem zu hören."

Man darf den Löninger Jungen bescheinigen, daß sie trotz des Mangels an Gemütskraft und Besinnlichkeit, den man der heutigen Jugend vorwerfen möchte, alles in allem in sehr würdiger und sinngerechter Weise ihrer Überlieferungspflicht nachkommen. Knabenhafte Ungehörigkeiten, die in der Vergangenheit anscheinend unvermeidlich waren, unterbleiben so gut wie gänzlich.

Gleichwohl möchte man wünschen, daß Eltern, Lehrer und Erzieher und alle Anhänger der Tradition berücksichtigten, wie sehr Zeitgeist und Zeitverhältnisse heute der symbolgerechten Weiterführung eines solchen Brauches entgegenwirken, und demgemäß auf zweierlei bedacht seien: den überkommenen religiösen Sinn des Adventsblasens der Jugend immer wieder begreiflich zu machen und zweitens dafür zu sorgen, daß die Formen der Ausübung würdig und stilvoll bleiben. Zu diesem zweiten Anliegen müßte auch die Bemühung gehören, die Flaschenbälge als modern-abwegige Instrumente und als disharmonische Störer des überlieferten Klanges zu ächten, in der Jugend den Ehrgeiz zu wecken, neben den kurzen, hölzernen Hörnern wieder das alte Riesenhorn zu besitzen, und ihr noch mehr Verständnis und Bedürfnis für das einsame, stimmungsvolle Wechselblasen in der Stille der abendlichen Landschaft und für das eigentliche „Betblasen" in der heiligen Nacht nahezulegen.

Darüber hinaus möchte ich an dieser Stelle zum Schluß einen Gedanken äußern, der als Anregung gemeint ist. Die Anregung mag im ersten Vernehmen kühn anmuten, aber in der Verwirklichung schlüge

Landesbibliothek Oldenburg

sie nur den Entwicklungsbogen des altehrwürdigen Brauchs unbefangen-natürlich zu der Ursprungsform zurück. Das Adventsblasen müßte bleiben, selbstverständlich, aber es könnte wieder gipfeln in einem Blasen während des Gloria in der Christmesse, und zwar derart, daß einige wenige ausgewählte Jungen von der Orgelbühne aus das Horn erklingen ließen. Ich bin mir gewiß, daß bei einem solchen Blasen nicht die leiseste Gefahr einer Andachtsstörung aufkäme, sondern im Gegenteil, alle Löninger in dem dumpfen Hall, erschüttert fromm gestimmt, den Atem ihrer Vorfahren wieder vernähmen. So wäre der alte volksliturgische Brauch in schlicht abgewandelter, zulässiger Weise wieder erneuert, und die von den Löningern so lange treu gehütete Sitte empfinge ihren verdienten Lohn und eine Weihe, die in der heutigen traditionslosen und ausdrucksarmen Zeit sicherlich Anerkennung fände.

Constanz Vogel

Zeichnung des Adventshorns
Gerhard Strunz †, Cloppenburg

Deutsches Recht im Volksmund

Seit langem wird darüber geklagt, daß die Sprache der deutschen Gesetze so wenig volkstümlich sei, daß der Durchschnittsbürger sie kaum zu verstehen vermöge. Noch weniger dringen die Rechtsgrundsätze, die in solch schwer verständlicher Sprache gehalten sind, in das Voksbewußtsein ein. Ganz anders war es in vergangenen Zeiten, in denen das Recht lebensnah und wenigstens in seinen Kernsätzen Allgemeingut war. Diese Rechtsgrundsätze haben sich in einer Vielzahl von Sprichwörtern bis auf den heutigen Tag erhalten, obwohl oft kaum noch zu erkennen ist, daß ein solcher bildhaft einprägsamer Satz im Rechtsleben seinen Ursprung hat.

Wer denkt bei dem Satz „Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul" wohl daran, daß mit ihm zum Ausdruck gebracht werden soll, daß der Schenker für Mängel des geschenkten Gutes nicht hafte. „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst" heißt nichts anderes, als daß bei Rechtsgleichheit der den Vorzug haben soll, der sein Recht zuerst geltend macht. Daß bei einem dringenden Notstand der Gebrauch fremder Sachen vom Recht erlaubt wird, drückt der Volksmund so aus: „In der Not sind alle Güter gemein". Daß auch das Schweigen als Erklärung angesehen werden kann, meist allerdings als verneinende, heißt im Rechtssprichwort: „Keine Antwort ist auch eine Antwort".

Besonders groß ist die Zahl jener Sprichworte, die sich auf Ehe, Familie und Erbrecht beziehen, denn diese drei Rechtsgebiete liegen dem Menschen, auch wenn er im ganzen Leben nie einen Prozeß zu führen brauchte, am nächsten. „Hast du mich genommen, so mußt du mich behalten" drückt den Sinn der Verlobung und die Unauflöslichkeit der Ehe aus. Nach außen ist die Ehe eine Einheit: „Mann und Weib sind ein Leib". Was einer der Ehegatten tut, hat seine Auswirkungen auch auf den andern: „Der Männer Ehre ist der Frauen Ehre, der Weiber Schande ist auch der Männer Schande". Ein gut Stück Lebenserfahrung steckt in dem Satz „Alle Freier sind reich und alle Gefangenen arm", der besagen will, daß der Freier sich in ein möglichst gutes Licht zu setzen versucht, während der Gefangene — worunter hier der wegen seiner Missetaten in Haft genommene zu verstehen ist — immer das Mitleid mit seiner angeblichen Not zu erringen versucht.

Traurige, wenn auch nicht allgemeine Wahrheiten enthalten die keiner Erläuterung bedürfenden Sprichwörter „Ein Vater kann eher zehn Kinder ernähren, als zehn Kinder einen Vater" und „Wer eine Stiefmutter hat, hat auch einen Stiefvater". Der letztere Satz erscheint auch in der übertragenen Form „Wenn die Henne zum Hahn kommt, vergißt sie ihre Jungen".

Ein aus dem Recht der Bauern stammender Satz ist „Ich zieh mich nicht eher aus, als ich zu Bett geh", der gerade die münsterländischen Verhältnisse im Auge hat. Während in vielen Gegenden der alt gewordene Bauer seinem Erben den Hof überträgt und sich auf das Altenteil zurückzieht, ist es dort, wo dieser Satz rechtens ist, der Brauch, daß der Bauer bis zu seinem Tode den Hof behält, sodaß der Anerbe den Hof erst dann erhält, wenn der Bauer zur letzten Ruhe „ins Bett" geht. „Längst Leib, längst Gut" bedeutet, daß ein Ehegatte den anderen beerbt, so daß die Kinder erst nach dem Tode beider Eltern ihren Teil erhalten.

Landesbibliothek Oldenburg

Familiensinn, Sorge für die Angehörigen und Familienehre kommen in folgenden Sprichworten zum Ausdruck: „Das Hemd ist mir näher als der Rock", „Niemand speit in seinen eigenen Bart", während die Tatsache, daß im Gemeinderat keine Vettern- und Schwägerwirtschaft am Platze sei, sich in die Worte kleidet „Nimmer gut der Schwäger Rat tut".

Wer etwas kaufen will, mag sehen, daß er nicht übervorteilt werde, denn in aller Regel läßt sich das Geschäft nicht rückgängig machen: „Augen auf, Kauf ist Kauf", „Wer die Augen nicht auftut, muß den Beutel aufmachen", „An der Krämer Schwören und der Weiber Zähren soll sich niemand kehren", denn „Jeder Kaufmann lobt seine Ware", „Das Besehen hat man umsonst". Manche Unklarheit wird vermieden, wenn der Vertrag schriftlich geschlossen wird: „Was man schreibt, das bleibt".

Schon mancher, der ein Haus gebaut hat, hat sich dabei arg verrechnet: „Wer ein Haus bauet, der bezahlet es, wer eins kaufet, der findet es", denn der Käufer sieht klar, was er ausgeben muß, ohne daß Überraschungen folgen. Wer aber ein Haus zu eigen hat, der weiß, was es heißt „Eigener Herd ist Goldes wert".

In Gelddingen hört die Gemütlichkeit auf, deshalb heißt es „Kaufmannschaft leidet keine Freundschaft". An Verträge muß man sich halten: „Wer A sagt, muß auch B sagen", „Ein Mann, ein Wort".

Wer sich um fremde Dinge kümmert, kann leicht erleben: „Wer ungebeten zur Arbeit geht, der geht auch ungedankt davon".

Höhere Gewalt kann von mancherlei Haftung befreien: „Gottes Allmacht ist allzeit ausgenommen".

An die Zeit der Schuldhaft, die den zahlungsunfähigen Schuldner in den Schuldturm führen konnte, erinnern die Sprichworte „Wer nichts im Beutel hat, muß mit der Haut bezahlen" und „Der Kerker quälet, aber zahlet nicht".

Auch das Strafrecht spiegelt sich in vielen Rechtssprichworten. „Was einer trunkener Weise sündigt, das muß er nüchtern büßen" ist ein Satz, den heutzutage mancher leichtsinnige Kraftfahrer in seiner ganzen Wahrheit zu spüren kriegt. Auch der Gehilfe muß büßen: „Mit gegangen, mit gehangen". Ein anderes Wort, dessen Bedeutung die Gerichte Tag für Tag zu erwägen haben, ist „Wenn nicht wäre der Hehler, wäre auch nicht der Stehler" oder kurz „Der Hehler ist so bös wie der Stehler". Hierher gehört auch „Stehlen und Sack aufheben ist eins wie das andere".

Daß der Klügere nachgibt, sagt der Satz „Einem vollen Mann soll ein geladener Wagen ausweichen", sonst kann er die Wahrheit des Wortes „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um", mehr oder weniger kraß am eigenen Leibe erleben.

Schließlich noch ein paar Weisheiten zum Strafprozeß: „Bekennen bricht den Hals", aber „Bekannt ist halb gebüßt", „Wenn man mit Leugnen könnte davonkommen, würde niemand gehängt". Wer flieht, macht sich verdächtig: „Flüchtig Mann, schuldig Mann".

Diese Worte, die das Recht in kurzer, klarer Form volkstümlich ausdrücken, ließen sich noch um ein Vielfaches vermehren. Vieles ist zwar durch die Rechtsentwicklung überholt, wie etwa all das, was sich auf die Leibeigenschaft und die Abhängigkeit von Kaiser und Landesherrn bezieht, aber selbst solche Sprichworte haben sich, obwohl ihr eigentlicher Sinn vergangen ist, erhalten. Schon die kleine Auswahl, die wir hier gebracht haben, zeigt, wie tief das Rechtsbewußtsein im Volke verwurzelt ist und wie klar und einfach sich auch Rechtsgrundsätze ausdrücken lassen, wenn man nur versteht, das rechte Wort zu finden.

Konrad Händel

Mit Musik

Opa seet bien wamen Aobend in'n Sessel. Hai fäulde sick in dai lesten Tied nich ganz gaut. Oma müß up dai Kinner passen. Sai schült dai Lütken ut, dai gewaltig Spektaokel möken. „Ji möt nich so lut wäsen," segg sai, „dat kann dai Opa nich gaut hebben." Den lütken Jann nöhm sai bisite un segg tau üm: „Wenn du den Opa ais wat Mojes seggen döst, dann freit hai sick sicher!" Et dürde uck nich ganz lange, do günk dai Jann up den Opa tau un segg tau üm: „Opa, wullt du uk mit Musik begraoben weeren?"

Theaoter: tweierlei

Wenn dai Vörhang fallt, is meist d' Theaoter ute — fallt dai Myrtenkranz, fank dat Theaoter an!

Bernard Becker

Landesbibliothek Oldenburg

Van'n Pastor sine Kau

Wat ick jau nu vertellen will, heff mit dat Lid van'n Pastor sine Kau nicks tau daunen. Dat Lid kenne gi doch ale, man ick glöw nich, dat't waor iß. Schull dat freuer bi us wol einen Pastor gäben hebben, dei üm dei Schlachtetid so ein Beist an dei Grund riten kunn, dat alle Familgen int Dörp dorvan ein Stücksken mitkregen? Ick kann't nich glöwen, uck nich, wen dei Kau van dei Hörnspitze bet an den Stertend vörsichtig utschnäen un nicks wegschmäten wedde. Ne, ne, dat iß Leigerei, man mine Geschichte iß sicher waor. Dor stao'ck för in. Iß dat genaug?

Vör 111 Jaore — dat kann man gaut behollen, dat sünd drei eine — kreg Lohne einen neien Pastor, dei hedde Heinrich von dem Kampe. Hei stammde van Wulfenao bi Dinklaoge un was ut'n lütken Huse. In sine Jugendtid heff hei düchtig mitaorbeiten mößt; hei kennde den Plaugstert un uck Harken un Forken, hei wüß, dat Bäen gaut, man richtigen Meß nich verkert iß, uck dat man bin Schlachten Prütt un Punkebrot maoken kann. Wat man so in dei Kinnertid gaut kennen lert, dat verget man nich. Dat dö hei uck nich, as hei anfünk tau studeiern. Hei hülp tau Huse in dei Ferien, hülp noch, as hei as Geistlich in dei Vechte wör un as Professor ant Gymnaosium lerde. Dat mök üm Spaoß. Näbenbi was hei uck noch Assessor bin Ofziaol of sowat. Vertig Jaor iß hei Pastor in Lohne wäsen, heff dor dat Krankenhus bauet un iß 1882 as Dechant storben. Upn Karkhoff steit sin Denkmaol. Dei Lohner schnackt noch gern van üm.

Dat Lohner Pastorenhus iß 1827 farig worden. Dei eine End, so was dat freuer ääwerall, iß as Veihus inrichtet; man kann van Daoge noch dei Keiställe, dat Schwineback un den Stall för dei Heuner kennen. Un dei Pastor har Vei, ääwerall wat, har uck Ländereien un Wisken, seide Roggen, plantede Kartuffeln un Kol un seg tau, dat hei dat Hei bin Drögen int Hus kreg. Üm Perehülpe bekümmerde hei sick sülwst un brukede nich lange fraogen; dei graowen Mannslüaorbeit mök Pingelhinken; dei wull nich eis bestellt werden un köm ut sick. Finao, wat dei Maogd wör, un dat Käökenwicht, ale hülpen sei mit. Dor brennde nicks an, uck nich dei Pott upn Für, wor Katrine, dei Hushöllerske, äre Hand aower hült. Upn Disk stünt altid genaug, dat schmück gaut un wull uck woll glien; käönt Hinken man fraogen, käönt noch väle mer fraogen. Ick will man seggen: Dei Pastor un uck Katrine haren ein gaut Harte un eine rume Hand, wen wor Not of Hunger wör. Dat iß nich vergäten.

Dat was int Jaor säbenunfüftig un an'n warmen Junimorgen. Al veiertein Daoge har us Herrgott heiet, dei Lüe brukeden blot tau meien. Dei Pastor köm van dei Karken, hei har nao dei Misse noch ein bäten naobäet un stünd nu mit sin Käppken in dei Hand vörn Huse up dei Brüggen. Finao löt jüst dei beiden Keie, dei Blesse un dei Faolbunte, ut den Stall un wull dormit nao dei Wiske achter dei Waotermölen. Pastor kek är nao, schmunzellachede, günk aower dei Daol int Hus un trück dei groten Näendören achter sick tau. Dei Heuner kleieden unner dei Böme un an'n Graoben, un dei Schwine legen dickbukt lang in'n Stall un wassen al ant Saogen.

In dei Käöken rök dat nao Pannkauken. Up den breien Flur köm üm Lisette, wat dat Käökenwicht wör, intaumeute, wünskede freidig gauen Morgen un nödigde: „Iß gefällig, Herr Pastor, dat Äten steit upn Disk!" In'n Staobend was't schön keul, dei Sünne dröp üm erst bi dei Middaogstid. An'n aopen Fenster stünt dei junge Herr Vikar un kek nao buten, as wen hei dei wassenden Appels an dei Böme tellede. Dei was sit gaut drei Wäken in Lohne tau Vertretung för Kaplaon Sieverding, den't as Pilger in Rom sicher uck warm tau wör. As Pastor schrammhaußede, dreiede sick dei Vikar ümme, wünskede uck Morgentid, un dan seten beide an'n Disk un langden tau. Pastor nöm einen ganzen Baukweitenpannkauken mit veier Ogen, dei Vikar schnet den ännern half dör un lä den Speck up'n Tellerrand. Sowat kann nich jederman verdrüspeln, ampat nich, dei't nich gewent iß. Hei schmerde sick leiwer eine Schnä van den Kastenstuten, — Katrine ären Stolt, — mende dat gaut mit dei gälen Bottern un was uck för Keise kin Kostverachter. Pastor wull hebben, dat dor orndlich taupackt wedde. Tüskendör verget man dat Küren nich.

„Heute wird es wieder recht warm, wenn nicht geradezu heiß. Es ist beinahe unerträglich!"

„Use Herrgott ment't gaut," — dei Pastor kürde am leiwesten Platt un mangers uck

Landesbibliothek Oldenburg

upn Prädigtstaul, un dan riskeden sick dei Köppe van dei Lüe, — „so noch ein paor Daoge, da iß't Hei upn Balken."

„Schon recht! Aber ein gutes Regenschauer würde erfrischend wirken."

„Un den Roggen un laoten Kol gaut daunen."

„Gewiß! Auch den Menschen! Ich habe heute morgen nach der hl. Messe schon einen Spaziergang gemacht. Ich war in Hopen," — dei Pastor kek üm tau, — „und das hat mir gut getan."

„Dan heß du sicher noch Hunger, dor iß noch Pannkauken."

„Nein, danke! Das hatte einen andern Grund. Als ich heute morgen aus der Kirche kam und auf mein Zimmerchen ging, fiel es mich unerträglich an. Das Küchenfräulein oder die Stallmagd hatte vielleicht vergessen, die Verbindungstür vom Stall zum Haus zu schließen. Die Kühe muhten und rumorten," — dei Pastor kek üm tau, — „die Schweine grölten und hauten mit den Futterklappen, oder wie sie heißen," — dei Pastor kek üm tau, — „und der Schweißgeruch der Tiere und sonstige Ausdünstungen der Ställe waren noch oben gezogen."

„Dan har ick dat Fenster aopen maokt of alle beide, dat helpt wol."

„Für einen Augenblick vielleicht, jedoch keine Dauerwirkung. Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Confrater, ich meine, Sie sollten das Vieh ganz abschaffen," — dei Pastor kek üm tau, — „vielleicht nur ein paar Hühner behalten. Die Ländereien könnten Sie preiswert verpachten, auch die Wiesen und Weiden. Hövemanns würden Ihnen sicher gerne anstatt der Pacht jeden Tag zwei Liter Milch und" — dei Pastor knep ein Oge tau un kek üm an — „wöchentlich ein Pfund Butter geben. Und die Landpacht wandeln Sie doch um in Naturalwerte, wie Brotroggen, Kartoffeln und was sonst notwendig ist. Sie hätten dann keine Laufereien wegen Arbeitshilfe, brauchten keine Viehmagd mehr zu halten" — dei Pastor kek üm tau — „und hätten keinerlei Belästigungen auszustehen, wie sie die Viehhaltung und die Landwirtschaft nun eben mit sich bringen. Ich meine," — dei Pastor kek üm al wedder tau, — „darüber ließe sich mal reden."

„Heß du uck al mit Katrine doräöwer schnackt?"

„Nein, das wäre ja wohl auch Ihre Sache. Ich kann mir aber denken, daß sie mit ganzem Herzen" — dei Pastor kek üm lange tau un dachde: Menschenkenner! — „dafür ist."

„Ik will't daunen!"

Un dan wedde bäet un upstaonen. Dei junge Vikar günk nao baoben up sin Zimmer, köm aower bolle wedder herünner, den Haut in dei Hand. „Herr Confrater, es hat sich oben nichts verzogen; mit Ihrer Erlaubnis gehe ich noch ein bißchen hinaus. Ist wohl recht so?"

„Wocht eis! Du kunns wol äben nao Bräögel gaonen. Harms Franz iß dei leßde Tid nich gaut. Beseuk üm, dat maokt üm Spaoß, un segg üm, ick köm uck bolle heräöwer." Dann belikteikede hei den Weg un segg tauleßde: „Moß man nao Harms Bur fraogen, dan kumms wol taurechte."

Dei Pastor günk bet an dei Dören mit, kek den Vikar nao, gnifflachede för sick hen un klinkede dei Kääöken aopen: „Katrine, kanns afsetten, wi sünd farig mit't Äten!"

Katrine rümde in den Staobend dei Saoken tausaome. „Hefft schmeckt, Herr Pastor?"

„Mi al, recht gaut sogaor. Man usen Vikar nich so gaut; ick glöwe, hei iß nich satt word'n. Ick heff üm nao Harms henkrägen, un Harms Mamme schall dat leßde Lock wol stoppen."

„Wat wör dan nich gaut? Fälde dor wat?"

„Ne, Katrine. Sett di eis bi mi daol un lustere gaut tau!" Un dan vertellde hei är dat van wägen dei Wisken un Weiden, van dat Land un dei välen Aorbeit, un Katrine kek ären Pastor an un kek gaor nich weg. Un as Finao noch weg schull un sei mit twei Liter Melke daoges utkaomen möß un ein Pund Bottern in dei Wäken unsowider unsowider, dun har't dattein schlaonen.

„So," — sä Katrine, — „un dat Schwin taun Schlächten, un Schinken un Speck, dat schickt us dei Vikar ut dei Stadt as Bigaobe tau sinen gauen Raot, wat? Ne, ne, Kwaoterei, nicks as Kwaotereie, daor werd nicks van un kann nicks ut werd'n."

„Mene ick uck, Katrine. Man maok't nächstens dei Dören tau, dei naon Stall geit; dei Vikar heff eine scharpe Näse, un üm ißt mangers unerträglich."

Dat dö Katrine, Lisette un Finao uck.

Man Ruhe köm nich. Dat har dei Faolbunte in Schuld. Dei fret un fret, wedde ale Daoge dicker un fetter, gef immer we-

Landesbibliothek Oldenburg

niger Melke, un tauleßde londe sick dat Melken nich mer. Dorbi verget sei glatt up dat, wat sei as vernünftige Kau as Lebenszwecke heff. Dat verdröt Katrine. Man sei kunn den Anlop nich krigen, ären Herrn mit sükke Saoken Last tau maoken. Wen sei den Vikar seg, dachde sei an twei Liter Melke, an ein Pund Bottern un dat vergätene Schwin. Sei schweg sick ut. As hei aower eines Daoges in'n Holterdipolter van baoben köm un dei Stalldören — sei stünd warraftig aopen! — taumök, steg dei Vernin in är up, nich kägen den Vikar — sei wull sick waoren —, ne, kägen dei Faolbunte. Sei kloppede bin Pastor an un settede üm dat nu genau utenänner un frög tauleßde: „Gaot Sei naon Samson hen? Ick will't aower uck wol för Är!"

Pastor wenkede af, kreg Haut un Stock un günk hendaol. Hei wull wedder Lachen in'n Huse hebben. Vör Vaogts Hus dröp hei Haokstäen Bur van'n Baukern; den sin Brauer har mit üm studert, was uck Geistlich worden un so vör tein Jaor as Caplaon in Essen storben. Mit Harmhinnerk köm hei nu ant Schnacken, verget upn Samson un dei Faolbunten, un bi dei Mäölen upn Moorkamp mende hei: „Och, nu kann'ck uck wol äbent in't Brauk taukiken, of bi dei Drögte dei Wiske al utlopen iß." Dat dö hei un kek noch äben bi Ascherns in.

„Mein Zeit! Mein Zeit! Dat iß aower nett, dat Sei us beseuket, Herr Pastor," — segg Ascherns Oma, — „kaomet in! Ne, ne, nich in'n Unnerschlag, ne, hir in dei Staobend! — Annao," — Oma mende dei grote Maogd; dei junge Burnfrau, dat was eine Deiberdings Dochter van Kaorum, wör naon Dörpe henne, — „Annao, raok eis äben dat Für wedder an un leg wat dorup!"

Oma nöm dei Kaffeemäölen mit in'n Staobend, knep sei tüsken dei Kneie un dreiede üm, ale man tau. „Use Opa un dei junge Bur sünd dor achtern Wittläpel up dei Wiske, wi käönt dat leßde Hei al inhaolen." Un dan stek sei den Kopp ut dei Dören: „Annao, rop eis dat Kinnerwicht, dat schall usen Opa und usen Cleimens haolen, dei Herr Pastor wör bi us!"

Dei Pastor wull't nich hebben, üm schlög dat Harte wägen dei Faolbunten, man Oma drückede üm wedder upn Staul daol. „Un nüdlicke Kinner hebbt wi, twei Stück, dei mäötet Sei eis seinen. Dei öllste" — dat was naoher Schürms Bur in Kaorum — „lop un heff al Büxen anne, dei tweide," — dat was naoher dei Doktor Aschern in Dinklaoge, — „uck'n wackern Jungen, ligg noch inne Weigen." Wat Pastor uck drew un sick werde, hei müß sick gäben un kaomen laoten, wat kaomen wull.

Greitken, so hedde Oma, un sei was eine Pernorns Dochter van'n Braudörp, wünt dei Parti. Tassens kömen up den Disk un Tellers, Brot un Stuten, eine Schlaogen gäle Bottern — mer as twei Pund, taxeierde Pastor — un fin geschnäen Naogelholt; dei Kaffeebeschüt har'ck bolle vergäten. „Nämt Sei, Herr Pastor, nämt Sei! Sei hebbt al einen lang Weg maokt un sünd sicher" — bolle har sei schmachtig seggt, man sei bedachde sick noch frau genaug — „al hungrig. Nämt Sei ruhig! Schmert Sei sick man orndlick Bottern up, wi hebbt wol wekke! Sei beätet us nich! — Annao, kaokt dat Waoter uck noch? Un wen Opa kump, wi sittet in'n Staobend!"

Dat Waoter kaokde noch, un Opa klöskede uck herin.

Bit Praoten köm den Pastor ein Gedanke. Hei verklaorde den Burn, wo dat so set mit dei Faolbunten un frög bitau, of hei kinen Raot wüß.

„Wat weg dei Kau?"

„Ick will nich tau väle seggen, aower ölbenhunnert müß sei hebben."

„Gaut! Ick maok Är'nen Vörschlag. Wi tusket. Ji krigt van mi eine Kau; sei heff vör drei, veier Wäken dat drüdde Kalw krägen un iß gaut in'n Beschlag, uck in dei Melke. Ick näme Jaue wedder. Wat ment Sei dorvan?"

„Wat mott ick taugäben?"

„Och, Herr Pastor, wi sünd altid gaue Frönde wäsen un will't uck bliwen. Laot us tusken, Kopp kägen Kopp, un dat Kalw beholle ick. Dei Knecht krig sinen Daoler Haltergeld. Sünd Sei so taufräe?"

Dei Pastor was't, Katrine un Finao uck un noch mehr dei Knecht, as hei aobends dei Faolbunten an'n Strick har un'n Daoler in dei Hand; dor har hei nich mit räket. Dei Faolbunten kek buten noch einmaol ümme, günk aower mit. Dei Blesse bölkede är nao un hörde gaor nich wedder up. Finao fauerde und fauerde, streide är Mäl upt Supen, höl frisket Greß van dei Wiske, dei Blesse kümmerde dat nich, sei bölkede wider. Blot wen Finao är tüsken dei Hörns krauelde, schweg sei, ick mene dei Kau. Lisette lösede faoken Finao af, man dei Blesse verget nicks, un dei Melke wedde

Landesbibliothek Oldenburg

uck weniger. Finao wüdde krank, un Katrine schweg sick ut un günk bedreuwt in'n Gaoren up un af. Sogaor den Pastor grep dat. Sei kunnen aower ale van Glück seggen, dat dei Herr Vikar nich mehr dor wör; dei har sick sicher utquartiert.

Dat wedden veier lange Daoge, ne, dat wedden sogaor sesse. Un dun stünd Ascherns Knecht bin Pastor vör de Dören un har dei Kau bi sick. Finao mök gaue aopen, nöm dat Fösket herut un löt den neien Gast in sinen Stall. Dei Blesse rök ein paormaol, wull stöten und — schweg.

Up dei Däle was Ruhe un Fräen, in dei Kääken Freide un Pläseier, un dei Pastor har sin Vergneugen an' t Lachen un Singen, wat nu wedder dört Hus klünk.

Un dei Faolbunte?

Sei heft gaut hat bin Aschern un sick uck dankbaor benaomen. Mitte Dezember hünk sei dote an'n Balken, wedde aower nich utpündket, so as dat bin Pastor vlicht kaomen wör. Ascherns haren sülwst 'nen grot Koppel an'n Disk. Tau Ostern brochde Oma ein gaut Stück van dat harte Naogelholt naon Pastor. „Sei schölt doch uck wat van Äre Kau hebben. Laotet dat Jau gaut schmecken!"

Un dat hebbt sei daonen, Finao, Lisette, Katrine un dei Pastor.

Johannes Ostendorf

Aus der Kreidezeit

De Pastor van Lastrup wör ais in'n Winter upp'n laoten Aowend mit sinen Köster nao Rosken nao'n Kranken. Dat was ene gaue halwe Stunne, un den Weg mossen säi taufaute affmaoken. Pastor sin Fösken laohmede und kunn nich anspannt weren. Upp'n Trüggeweg seegen säi in'n Kraug bi Pütthinnerk noch Licht. „Laot us äwen inkehren," seggde de Pastor, „et is doch bannig kaolt." Geseggt, gedaohn. De Pastor kreg 'n Grog, un de Köster mende, he künn sik am besten an'n paor Klaoren warmen.

As säi wiedergaohn wullen, grep de Pastor in de Tasken, un dorbi mök hei en ganz verdräitlick Gesicht un müsterde den Köster in't Ohr: „Ick häbbe kien Geld mitkräigen, hest du wat bi di?" De Köster trück de Schullern hoch un schüddekoppde. „Dat is man läip," flüsterde de Pastor, „ick wull nich gern bi Pütthinnerk an de Dören staohn." (Bi Pütthinnerk was dat nämlik so: Wer nich betaolde, den schrew häi mit Kriete an de Staowendören.) „Man kine Not," flüsterde de Köster, „ick will woll mit Hinnerk räiden."

As säi uppstaohn wören, günk de Köster en'n Ogenblick mit Hinnerk upp de Siete un verklaorde üm de Saoke. „Nee, Köster," seggde Hinnerk dann, „dat wäiste doch woll tou bäter, dat ick den Heern nich an de Dören schriewe un den Köster uck nich." Dormit güngen de beiden ehren Gang. —

„Köster, büste all wär in Rosken wäsen?" frogg de Pastor en paor Daoge dorupp. „Ne, Heer, aober van Naomdag will ick dor hen."

As de Köster nu naomdags bi Pütthinnerk köm, was Liebett, wat sine Frau wör, alläine in Huse. „Gen Dag, Liebett, is jau Hinnerk uck in'n Huse?" — „Ne, Köster, schull häi wat?" — „Aoch, Liebett, ick bin en Gaunsdag Aowend mit'n Heern hier wäsen, un do hadden wi kien Geld bi us. Ick wull dat nu in Order maoken." — „Dann will ick ais taukieken," seggde Liebett, un daormit güng se nao de Staowendören tau. De Köster güng ehr gau naoh un seeg an de Binnensiete van de Staowendören mit Kriete anschrewen:

Dominus wobiskum . .	2½ Gr.
Et kum spiritus tuum .	1½ Gr.

Johann Norrenbrock

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten

Lopen Mauders häbb't sitten Döchters.

Vull Hann' maokt lichte Arbeit.

As dei Backen so dei Hacken.

Wise Häuner leggt uck eis in dei Neddeln.

Vör därtig Johr tau Peere, nao därtig Johr tau Faute.

Je duller at't rängt, desto eir hör't up.

Füdder Tiet, füdder Raot.

Achter dei finsten Gardinen wert faoken dei dicksten Traonen schreit.

Wenn't Mäöten is, dann is dei Wille dor aowe.

Josef Hachmöller

Landesbibliothek Oldenburg

Die St. Anna-Klus in Südlohne

Hart an der Straße Lohne—Steinfeld liegt in Südlohne das kleine Wallfahrtskirchlein der hl. Anna. Vor nunmehr vier Jahren wurde hier an geschichtlicher Stätte, am Fuße des Hamberges, der ersten Siedlung aus frühester Zeit, in unmittelbarer Nähe einer sächsischen Gerichtsstätte, an dem jahrhundertealten Handelsweg, dem Pickerweg, dort, wo früher der Dagesloh, ein umfangreicher Wald, sich erstreckte, die bekannte Gnadenstätte wieder errichtet.

Ihre Geschichte ist ebenso alt wie wechselvoll. Die Entstehung der sogenannten Klus liegt im Dunkel. Die Legende berichtet darüber Verschiedenes. Im Jahre 1518 wird die Klus zum ersten Mal in einer Urkunde erwähnt. 1543 vermachte der damalige Fürstbischof Franz von Waldeck die Kapelle an das Gut Brettberg, zu dem heute noch das Grundstück gehört, auf dem die Klus steht. Die erste Kapelle wurde in der Reformation zerstört, die zweite wurde nach dem dreißigjährigen Krieg erbaut und 1875, wohl weil sie baufällig war, abgebrochen. Über sieben Jahrzehnte konnte dort kein Gottesdienst mehr gehalten werden. Das Gnadenbild kam in private Hände und war schließlich verschollen. Im Februar 1949 — am Feste der Erscheinung der Gottesmutter in Lourdes — wurde nun durch einen Zufall die Statue wiedergefunden. Und seltsam — an demselben Tage stieß der Pflug, der seine Furchen durch das Land zog, auf einen wuchtigen Granitblock: Das Fundament der alten Klus war wieder entdeckt worden. Nach fünf Monaten schon — am Namenstag der hl. Anna — konnte das neue, schmucke Kirchlein seiner alten Bestimmung wieder übergeben werden, und nach einigen weiteren Monaten — ein Jahr nach der Auffindung des Gnadenbildes — konnte die Weihe der St. Anna-Quelle, die ja eigentlich das Ursprüngliche der Gnadenstätte überhaupt darstellt, feierlich vorgenommen werden.

Tagtäglich kommen hier nun viele Beter, die einige Augenblicke oder ein Stündlein in der Stille vor dem alten Gnadenbild erleben. Möge die wiedererrichtete Klus der hl. Anna damit unserer Heimat zum Segen gereichen!

Paul Meyer



Das Gnadenbild,
eine holzgeschnitzte St. Anna selbdritt

Bilderwerk Münsterland (Rudolf Engels, Cloppenburg)

Landesbibliothek Oldenburg

Die Verehrung der hl. Mutter Anna in Löningen

Das ganze Oldenburger Münsterland schaut am Tage der hl. Anna nach Lohne, wo alljährlich wieder eine große Prozession zur Klus wallt, um die hl. Mutter Anna zu verehren und ihr die Anliegen des menschlichen Lebens vorzutragen. Lange Zeit war das nicht so; denn erst nach dem großen Weltenbrand gelang es, die seit vielen Jahrzehnten verschollene St. Anna-Skulptur wiederzufinden. Und spontan setzte die Wallfahrt zur Klus ein! Das geschah nicht von ungefähr; denn unsere Eltern und Voreltern haben stets eine ganz große Vorliebe zu dieser Heiligen gezeigt, und ihre Verehrung war über das ganze Oldenburger Münsterland verbreitet. Lohne und Löningen waren die Mittelpunkte der St. Annen-Verehrung. Diese kurze Untersuchung möge dazu dienen, den Schleier, der sich bis heute über die Löninger St. Annen-Verehrung legte, so weit es möglich ist, zu lüften.

Es ist bekannt, daß an der Stelle der jetzigen Löninger Pfarrkirche bis zum Jahre 1809 eine romanische Kirche mit sehr kleinen Fenstern stand. Sie wurde durch die heutige, in Nordwestdeutschland einmalige Hallenkirche ersetzt. Mit einer gewissen Wehmut muß es den Geschichtsforscher erfüllen, daß aus dieser romanischen Kirche nichts mehr erhalten ist. Wohl aber sind einige wertvolle schriftliche Zeugnisse auf uns gekommen, die uns reichen Aufschluß über eine einstmals in Löningen stark gepflegte St. Annen-Verehrung geben.

Johann von Elmendorff erwähnt in seinem 1496 abgefaßten Testament u. a. ein Bild der hl. Anna. Dieses wurde — so berichtet Elmendorff — am Tage der hl. Anna in feierlicher Prozession um die Kirche getragen, wobei die Glocken läuteten. Ferner wurde dieses „Bild" auf der Markusprozession durch die Löninger Wiek mitgetragen. Um was für ein Bild mag es sich hier gehandelt haben? Es liegt die Vermutung nahe, daß hier eine der zu dieser Zeit im Münsterland zahlreichen St. Annen-selbdritt oder selbviert gemeint ist (vgl. H. Ottenjann, Das Marienbild). Es wird auf jeden Fall eine Skulptur gewesen sein; denn ein Gemälde würde sich kaum zum Mittragen in der Prozession geeignet haben. Wo hat nun diese Skulptur in der Kirche gestanden? 1651 wird in einem Visitationsprotokoll u. a. von einem St. Anna-Altar berichtet: „in der Mitte nach Norden zu gelegen." Das Bild wird also vermutlich entweder das Altarbild selber gewesen sein oder ganz in seiner Nähe sich befunden haben. Über den Verbleib des Bildes ist bisher nichts bekannt geworden; doch findet sich aus dem Jahre 1597 folgender Bericht vor: „Alse de statischen Kriegsluide am 10. Junii de Belde (d. h. die Heiligenfiguren) in der Kerken toschlagen . . ." Vielleicht ist dabei auch unsere Skulptur vernichtet worden. Zum St. Anna-Altar selbst bleibt noch zu erwähnen, daß er mit besonderen Vorrechten ausgestattet war, was nicht unbedeutsam ist.

Sehr aufschlußreich ist für uns heute die Tatsache, daß in Löningen einst eine St. Anna-Bruderschaft bestand. Der bereits erwähnte Johann von Elmendorff machte 1496 eine Stiftung zugunsten einer St. Anna-Bruderschaft. Vor dem Richter Johann van den Stene deponierte Elmendorff zusammen mit seiner Frau Grete 10 rheinische Gulden, „welches Kapital der Bürgermeister zu Ehren Gottes, der Mutter Anna, zum Heile der Brüder und Schwestern des Lehens der heiligen Anna verwalten und die Renten davon nach Willen der Stiftung verteilen" sollte. Auffallend ist hier zunächst, daß der hl. Mutter Anna (sichtbar in der Skulptur) persönlich eine Stiftung vermacht wird. Eine derartige Stiftung bestand auch in Bethen, dem Marien-Wallfahrtsort, wie aus einer mittelalterlichen Urkunde hervorgeht. Unter dem „Lehen der hl. Anna" ist nach mittelalterlicher Auffassung die St. Anna-Bruderschaft zu verstehen. Der Stifter Elmendorff bestimmte ferner, daß am Tage der hl. Anna, wenn die hl. Messe zu Ende sei, allen Geistlichen und dem Küster ein Geschenk zu übergeben sei. Weiterhin solle hochzeitlich geläutet werden zur ersten Vesper, zu den Metten, zur hl. Messe und wenn das hhl. Sakrament und das Bild der hl. Anna in Prozession um die Kirche getragen würden. Diese Auflagen seitens des Stifters machen deutlich, mit welch großer Feierlichkeit der Tag der hl. Anna in Löningen begangen wurde. Das Mitführen des Allerheiligsten zeigt ferner, daß es sich um ein kirchliches Hochfest der Löninger Pfarrgemeinde gehan-

Landesbibliothek Oldenburg

delt haben muß, da sonst eine sakramentale Prozession nicht erlaubt ist. Die Löninger St. Anna-Bruderschaft war eine tatsächliche Lebensgemeinschaft, die Freud und Leid miteinander teilte. Der 1543 in Löningen eingeführte Protestantismus brachte die Bruderschaft zum Erliegen; nach 1613 wird nicht mehr über sie berichtet. Vielleicht hat man nicht mehr die geistige Kraft besessen, sie neu zu beleben. Sachlich nur geringe Aufschlüsse vermag uns die Errichtung einer Vikarie (Kaplanei) ad St. Annam zu bieten. Letztere wurde errichtet vom Bischof von Münster, Konrad von Rittberg, durch Urkunde vom 14. August 1495. Mitstifter seitens der Pfarrgemeinde war der bereits mehrfach erwähnte Johann von Elmendorff, der offenbar eine wichtige Rolle im kirchlich-öffentlichen Raum gespielt hat. Die Namengebung der Vikarie ist um so bedeutungsvoller, als sich dahinter ein ganz lebendiger Kult zur Patronin der Vikarie mit Recht vermuten läßt. Insofern bildet die St. Anna-Vikarie ein wertvolles Bindeglied in der Erhellung der Löninger St. Annen-Verehrung. Ein weiteres, höchst interessantes Moment tauchte vor kurzer Zeit auf, als man daran ging, alte kirchliche Urkunden zu sichten: die Erwähnung eines Kleides der hl. Mutter Anna! Im Testament eines Löninger Pfarrers namens Schröder (im Pfarrarchiv, Jahreszahl abgerissen) heißt es u. a. wie folgt: „Der Vikar St. Annae erhält . . . das seidene Kleid der hl. Anna, vom Leutnant Johann Schnell geschenkt, dafür der Vikar des Verstorbenen beim Opfer gedenken möge." Wann ist dieses Testament abgefaßt? Sicher erst nach 1495, da es erst von diesem Zeitpunkt ab einen Vikar St. Annae gibt. 1543 wurde, wie schon erwähnt, der Protestantismus eingeführt; es ist höchst unwahrscheinlich, daß nach dieser Zeit noch eine intensive St. Annen-Verehrung festzustellen war. Wichtiger aber als dieses erscheint mir die Klärung der Frage, was mit dem „Kleid der hl. Anna" gemeint ist. Es finden sich nirgends weitere Aufzeichnungen darüber; daher sind wir auf einige Vermutungen angewiesen. Daß es sich dabei um ein Kleid, das die hl. Mutter Anna getragen, gehandelt haben könnte, ist ausgeschlossen; denn eines solch wertvollen Besitzstückes wäre bestimmt auch später Erwähnung geschehen. Wahrscheinlich handelte es sich dabei vielmehr um eine Votivgabe des Leutnants Schnell; d. h. Leutnant Schnell wird zum Dank für gesunde Heimkehr aus der Schlacht der St. Annen-Skulptur in Löningen einen kostbaren Umhang geschenkt haben. Wurde doch ohnehin das Heiligenbild hochverehrt, wie die Prozessionen zeigen. Die Frage, ob das St. Annen-Bild wundertätigen Charakters gewesen sei, kann hier in Ermangelung von sicheren Quellen noch nicht beantwortet werden. Wie aber kam Pfarrer Schröder dazu, den der Heiligen geschenkten Mantel oder das Kleid testamentarisch zu verschenken? Dieses war nur möglich zu einer Zeit, in der das Bild der hl. Anna nicht mehr vorhanden war; vielleicht wurde es 1597 von rohen Kriegsleuten zerschlagen, und der (vielleicht protestantische) Pfarrer hat testamentarisch darüber verfügt. Doch all diese Dinge schweben z. Zt. noch zu sehr im Dunkel der Vermutungen, als daß man es wagen dürfte, bestimmte Aussagen darüber zu machen.

Mit absoluter Sicherheit darf aber abschließend folgendes festgestellt werden, das der weiteren Forschung auf diesem Gebiet als Grundlage dienen kann:

Die zahlreichen, hier aufgeführten Momente beweisen, daß in Löningen im Mittelalter eine St. Annen-Verehrung lebendig war, die der an der Lohner Klus gleichzusetzen ist. Doch ist sie leider im Laufe der Jahrhunderte in Vergessenheit geraten. Es ist vielleicht unserer Generation vorbehalten, diese so reiche Tradition wieder aufzunehmen. Unsere Liebe Frau und Sankt Anna!

Alfons Benning

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten

Wat löppst du, Oma, sä de Düwel, dao smeet he siene Beßmoder van 'ne Treppen.

Et is doch fein, wenn einer ünner Dack un Fack sitt, sä de Voß, dao seet he ünner 'n Ägen.

So kump Gott's Wort in'n Schwunk, sä de Düwel, dao bünt he de Bibel an'n Windmääöhlen-Fläögel.

Wat olt is, dat ritt, sä de Düwel, dao reet he siene Beßmoder de Ohren aff.

Elk sien Mäögen, sä de Düwel, dao har he Törf mit Täer äten.

Jung, wüll ju Pappen morgen uck nao de Hochtied? Ick glöwe nich, he hett van Daoge noch wat äten.

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

Das Urteil des Pilatus

Im Jahre 1580 durchlief eine erregende Meldung das christliche Abendland: In der italienischen Stadt Aquila — später sollte es in Jerusalem gewesen sein — wollte man den Wortlaut des Urteils gefunden haben, durch das Pilatus den Herrn dem Kreuzestod überliefert hatte. Da uns weder in den Evangelien noch bei den Kirchenvätern die Formulierung des Gerichtsspruchs überkommen ist, durfte dieser Fund allgemeiner Anteilnahme sicher sein.

Heute wissen wir, daß das „Urteil des Pilatus" eine Fälschung war. Aber wie die Frömmigkeit und die Kunst des Volkes sich viele Begebenheiten aus der heiligen Geschichte ausgedacht haben, die sich geschichtlich nicht beweisen lassen, so wuchs auch aus diesem trüben Grund ein neues Zeichen der Verbundenheit des gläubigen Volkes mit dem Leiden Christi. Auf die mittelalterlichen, mystischen Gedanken entsprungenen Darstellungen der Marienklage (Pietà, Vesperbild), der Christus-Johannes-Gruppe, der Gestalt des Schmerzensmannes (Ecce homo, Not Gottes) folgte nun die Gegenüberstellung des leidenden Herrn mit seinen Gegnern, Peinigern und Richtern.

Noch vor wenigen Jahren hing in vielen Bauernstuben des Münsterlandes eine Darstellung des ungerechten Pilatus-Urteils. Das Museumsdorf Cloppenburg besitzt drei verschiedene Fassungen in Steindruck und Stahlstich; zwei von ihnen sind in Farbe gesetzt, eine ist in schwarz-weiß gegeben. Als Druckorte sind auf zwei Blättern Frankfurt (Main) und Landau (Pfalz) verzeichnet, während das dritte keinen Ursprungshinweis hat. Die Entstehung aller drei Drucke wird man in die Jahre um 1850 setzen dürfen. Von einem künstlerischen Wert läßt sich bei diesen Bildern nicht sprechen; uns geht es hier um die volkstümliche Seite, darum, am Beispiel unserer Darstellung einem Zug der Volksfrömmigkeit nachzugehen, der Entstehung, Ausbildung und dem Abstieg einer religiösen Idee.

Betrachten wir aber zunächst unser Bild. Es trägt die Unterschrift: „Des jüdischen Landpflegers Pontii Pilati über Jesus Christus ergangenes Blut Urteil, geschehen zu Jerusalem an dem gewöhnlichen Gerichtsort Cabbata oder Hoch-Pflaster genannt im April im Jahre Christi 34." Die beherrschende Figur des Bildes ist jedoch nicht Pilatus, sondern der Hohe Priester. Er steht, mit allen Zeichen seiner Würde angetan, unter dem Thronhimmel, umgeben von 19 Mitgliedern des Hohen Rates. Alle haben vor oder hinter sich eine Tafel stehen, auf der ihre Meinung verzeichnet ist. „Er mag fromm sein oder nicht, weil er das Volk durch seine Predigten aufreizet, muß er sterben." „Schande wäre es, wenn niemand diesen Unschuldigen verteidigte" usw. Der Richtersitz des Pilatus ist ganz an die linke Seite des Bildes geschoben. Der Landpfleger läßt sich das Wasser über die Hände gießen: „Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten." Der Gerechte selbst steht im Vordergrund, mit gefesselten Händen. Der römische Soldat „bricht den Stab über ihn". Zwischen Pilatus und dem Soldaten hat der Gerichtsschreiber mit dem Beglaubiger der Urkunde Platz gefunden.

Nach dieser kurzen Betrachtung des Bildes erkennen wir, daß dem Zeichner nicht an einer Darstellung des wirklichen Geschehens gelegen war; denn der Beschluß des Hohen Rates, Jesus zu töten, war noch vor seiner Gefangennahme, vor dem feierlichen Einzug in Jerusalem gefaßt worden. Zwei zeitlich von einander getrennte Begebenheiten sind in einem Bild vereinigt, das Urteil des Hohen Rates und das Urteil des Pilatus, beidemal ein „ungerechtes Urteil", wie es in der Überschrift der Bilder heißt.

Wie kam es zu dieser Verquickung der beiden Urteile, und was mag der tiefere Grund dafür sein? Außer Zweifel scheint es zu stehen, daß das erste Schriftstück, aus dem Jahre 1580, die Fälschung von Aquila, das Urteil des Pilatus sein sollte, unter das die jüdischen Mitglieder des Hohen Rates nur ihre Namen als Beglaubigung gesetzt hatten. Eine Erweiterung dieses Pilatusurteils um das Urteil des höchsten jüdischen Gerichtshofs zeigten 1581 deutsche Drucke, auf denen außer den Unterschriften der Juden auch ihre Meinung über Christus, ihr Votum, mitverzeichnet ist. Ob diese Erweiterung des Urteils geschehen ist, um die Glaubwürdigkeit des Fundes zu erhöhen, oder um dem frommen Volk neue Anregungen zum Nachdenken zu geben, mag dahingestellt bleiben; das Ergebnis war jeden-

Landesbibliothek Oldenburg



Das ungerechte Gericht

Bilderwerk Münsterland (Rudolf Engels, Cloppenburg)

falls eine neue Art von Betrachtungs- und Erbauungsbildern, die die Beschauer auf mannigfachste Weise anregten, über die Ungerechtigkeit der Welt vor dem Angesicht des Gottessohnes nachzudenken, das Gefühl des Mitleidens mit dem leidenden Heiland zu heben und auch wohl das eigene Gewissen vor dem Unrechttun zu stärken. Dieses Hervortreten des „Andachtsbildes" vor dem „geschichtlichen Bild" wird bei den Darstellungen aus der Barock- und Rokokozeit noch klarer; denn dort wird Christus als „Mann im Elend" dargestellt. Auf dem Stumpf der Geißelsäule hockt der gefesselte Christus, mit Lendentuch und Purpurmantel bekleidet, die Dornenkrone auf dem Haupt. Um ihn herum sitzt das Gericht der Welt und spricht das Urteil.

Im vorigen Jahrhundert, als das hier wiedergegebene Cloppenburger Bild entstand, milderte man die qualvolle Darstellung dadurch ab, daß man den Herrn vor der Geißelung und Dornenkrönung dem Hohen Rat gegenüberstellte; aber die glatte und unpersönliche Idealisierung, die ein Merkmal der künstlerischen Gestaltung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist, hat auch in der Volkskunst viel zur Sinnentleerung des Dargestellten beigetragen. Diese Form vermag heute den Betrachter nicht mehr zu ergreifen. Und wer die Form ablehnt, dem wird auch der Inhalt unverständlich. So wird man gerade der Kunst, die ihre Seele verloren hat, die Schuld daran geben müssen, daß auch die Menschen ihre Seele verloren haben. Erst in neuester Zeit scheint es zu gelingen, wieder an die Zeit anzuknüpfen, da alles Denken, Fühlen und Bilden noch echt und voll innerer Kraft war.

Klaus Gruna

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten

Achternao dann kaokelt dei Häuner.

Dei gaut sitt, schall nich rückeersen.

Dor kump väl Neies up, sä dei Düwel, do har hei bäen schullt.

Nicks för ungaut, sä dei Voß, do har hei den Haohn bi'n Halse.

Josef Hachmöller

Landesbibliothek Oldenburg

Das Kreuzreliquiar der Gutskapelle in Dinklage

Am 14. September jeden Jahres wird in der Gutskapelle in Dinklage der Tag der Kreuz-Erhöhung feierlich begangen, und viele Gläubige wandern zum Gotteshaus, einem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts neu erbauten, hübschen und geräumigen Bau an Stelle der alten Kapelle, die als sacellum sub titulo s. Crucis bezeichnet und zu der schon 1682 eine Prozession gehalten wurde. Sie besitzt kostbares Inventar, einen aus Messing getriebenen prachtvollen Rahmen und zwei Messingleuchter, die der große Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen nach 1650 gestiftet und mit seinem Wappen verziert hat. Aber am 14. September ist die Andacht auf das hl. Kreuz mit einer Partikel vom heiligen Kreuz gerichtet. Es wird nur an diesem Tage auf den Altar gebracht und zur Verehrung ausgestellt. Es ist aus Silber gearbeitet, weist aber kein Beschau- und Meisterzeichen auf. Sein Stil ist spätbarock. Dem Vernehmen nach ist es 1865 von einem Kardinal geschenkt und aus Rom nach Dinklage gebracht worden. Gern würde man näheres darüber erfahren und wissen, wer der Stifter gewesen ist, unter welchen Umständen es die Fahrt von Rom hierher angetreten hat, und ob die Kreuzpartikel etwa mit den beiden anderen Partikeln zusammenhängt, der von Oythe, die einst Moritz Ludwig v. Elmendorf von einem Freunde erhalten und der Kirche von Oythe gestiftet hat, und der in der Kreuzkapelle in Vechta, einem Geschenk des Generalvikars und Domdechanten Franz Egon von Fürstenberg (1737—1761). Vgl. Willoh Bd. III.

Müller-Jürgens



Das Kreuzreliquiar

Photo: Hölzen, Dinklage

Landesbibliothek Oldenburg

Wiedersehen mit einem südoldenburgischen Kunstschatz

Einst Kirchengerät in Damme, jetzt Museumsstück in Hamburg

Als ich kürzlich in Hamburg am Steintorplatz das „Museum für Kunst und Gewerbe" besuchte, fiel mir bei einem Rundgang durch die Sammlungen ein kunstvolles silbernes Gerät auf, das mich mit den drei runden Türmchen und den Kegelspitzdächern sofort lebhaft an eine Abbildung erinnerte, die mir aus dem 2. Bande der „Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg" (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg — 1900) durchaus vertraut ist, da es sich hier um ein Gefäß für die heiligen Öle aus dem Kunstschatz der Kirche zu Damme handelt, von dem geschrieben steht: „Das kleine, dreiteilige silberne Gefäß für die heiligen Öle in spätgotischen Formen, auf vier Löwen ruhend, ist einzig in seiner Art und sehr kostbar."

Nicht wenig bestürzt war ich, als ich dann an Hand des beigefügten Ausstellungsschildchens feststellen mußte, daß ich hier tatsächlich dieses von mir immer recht hoch eingeschätzte Kunstwerk vor mir hatte. Zunächst tröstete mich der Gedanke, es könnte eine Kopie des Originals von Damme sein. Bei der Tatsache aber, daß Georg Reinke noch 1925 in seinen „Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland" (Band II, Vechta) auf dieses zierliche und sehr kostbare Kunstwerk in Damme hinweist, daß Georg Dehio 1928 im „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler" unter Damme „das bemerkenswerte gotische Gefäß für heilige Öle in Gestalt von 3 Türmen" besonders herausstellt, und vor allem, weil ich selbst im „Oldenburger Wanderbuch" (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg — 1951) unter Damme auch auf diesen einzigartigen Kunstschatz aufmerksam gemacht habe, beunruhigte mich begreiflicherweise der Gedanke, hier vielleicht doch vor dem Original zu stehen. Ich zögerte keinen Augenblick, mich gleich mit der Museumsleitung in Verbindung zu setzen, und fand in Herrn Dr. Martin Feddersen einen liebenswürdigen Kunstfreund, der mir gern die erbetenen Auskünfte gab und sich die Zeit nahm, das gesamte Material aus dem Inventarverzeichnis und Bildarchiv des Museums über dieses kleine, nur 14,9 cm hohe Kunstwerk herbeizuschaffen.

Nun erfuhr ich, daß der Kirchenvorstand von Damme das Ölgefäß im Jahre 1908 für einen ansehnlichen Preis an das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe verkauft hat. „Wie konnte das geschehen?" wird heute mancher fragen, aber wenn man weiß, daß das prächtige und wuchtige Bauwerk der Dammer Kirche in jener Zeit durch Um- und Neubau sein heutiges Gesicht bekommen hat, kann man sich vorstellen, daß das eine Menge Geld und manches Opfer erforderte. Um aber diese große Rechnung bezahlen zu können, wird man auch — sicher schweren Herzens — das zierliche Ölgefäß in bare Münze umgesetzt haben.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß das hier im Bilde gezeigte Stück eine Arbeit des Johannes Dalhoff ist, der in den Bauregistern des Domes zu Osnabrück in der Zeit von 1452—58 erwähnt wird. Ein sehr ähnlicher, etwas einfacherer Ölbehälter, auch in der Gestalt einer Burg, befindet sich noch heute im Osnabrücker Dom. Dieses Osnabrücker Stück ist, wie aus einer Inschrift hervorgeht, im Auftrage eines Henricus Brumsele angefertigt worden, der 1455 Pfarrer am Dom war. Es ist anzunehmen, daß das Dammer Stück aus derselben Zeit stammt. Auch das Bremer Focke-Museum zeigte in der Ausstellung „Kunstwerke des Mittelalters" (März 1952) einen kleinen silbernen Ölbehälter in der Form eines Turmes, und bezeichnete ihn als „Chrisam-Gefäß" (v. griech. CHRISMA = Salbe, hier das vom Bischof geweihte Salböl für Taufe, Firmung, Priesterweihe und letzte Ölung).

Besondere Kunstleistungen des Dammer Behälters sind die gegossenen und vergoldeten Heiligen-Figuren in den von Säulen und Spitzbogen eingefaßten Nischen an

Landesbibliothek Oldenburg



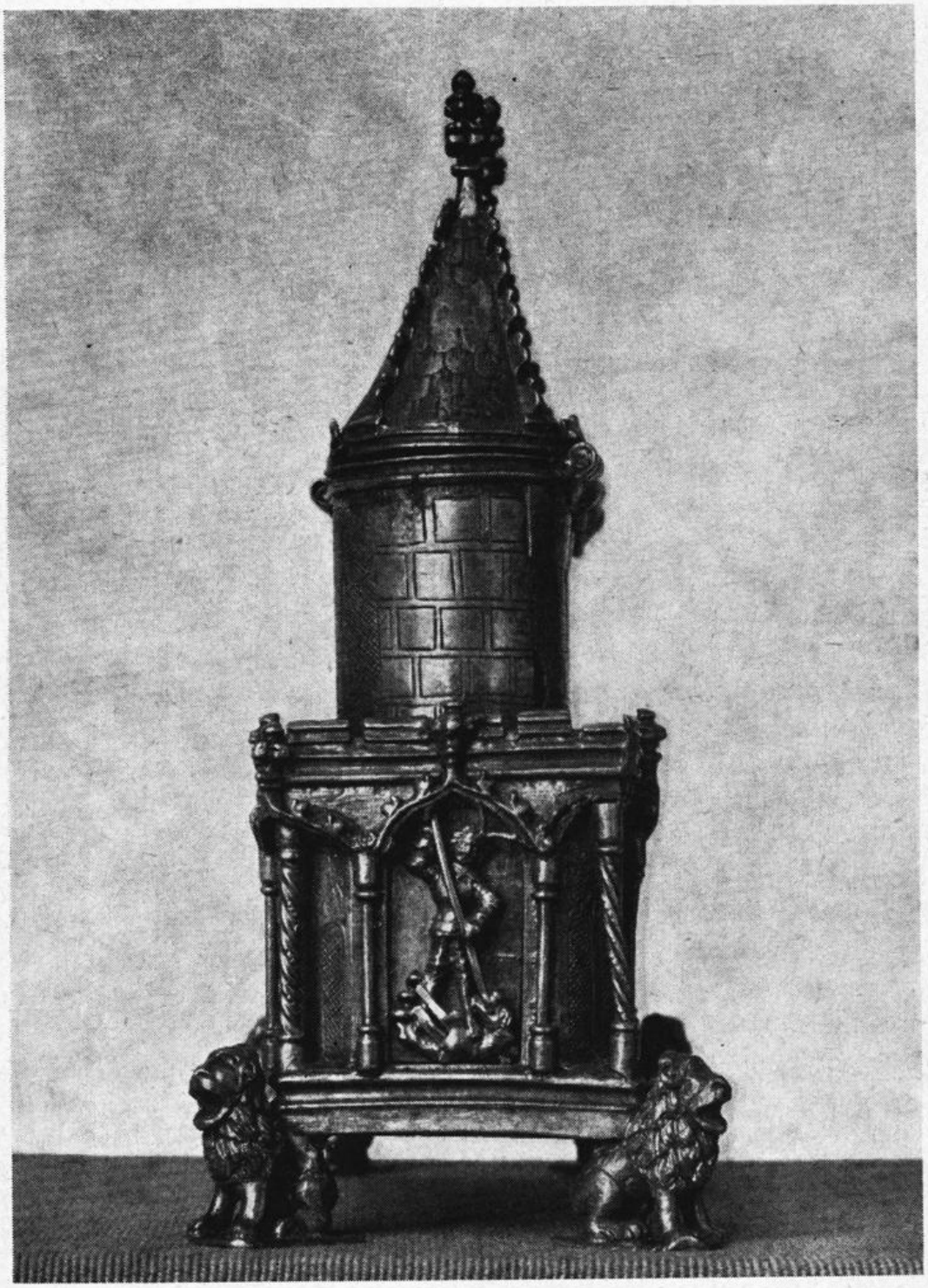
Gefäß für die heiligen Öle (aus der Kirche in Damme)

Foto: Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg

den Seiten des kastenartigen Unterbaues. Von den sechs Figuren sind leider nur noch vier vorhanden, nämlich der hl. Georg auf der einen Schmalseite, Maria mit dem Kinde und die hl. Anna selbdritt auf der einen und die hl. Margarethe auf der anderen Langseite. Von den Türmen hat einer inzwischen die Spitze verloren. Auf der Abbildung in den erwähnten „Bau- und Kunstdenkmälern" sieht man sie noch, wenn auch schon reichlich nach innen verbogen. Sie wird also um 1900 noch dagewesen sein.

Immerhin ist das ganze Stück ein beachtliches Meisterwerk der gotischen Kunst-

Landesbibliothek Oldenburg



Eine der beiden Schmalseiten des auf Seite 145 abgebildeten Gefäßes

Foto: Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg

industrie, und wir Oldenburger können nur bedauern, daß wir jetzt den weiten Weg nach Hamburg machen müssen, um es sehen und bewundern zu können. Trösten wir uns ein wenig damit, daß es noch im deutschen Bundesgebiet geblieben ist, und auch die unheilvollen Kriegs- und Nachkriegsjahre gut überstanden hat.

Georg von Lindern

Landesbibliothek Oldenburg

Zur Erneuerung unserer Kirchen

Wie in allen deutschen Gauen, so hat der Krieg auch den Kirchen und Kirchlein des Oldenburger Landes verheerenden Schaden zugefügt.

Infolge starken Gebäudeschadens an den meisten großen Kirchen wurden diese zum Gottesdienst unbrauchbar und die Ausweiche in Baracken war durch ständige Zuwanderung Ostvertriebener zu einem Raumnotstand geworden. Auch seelsorglich gesehen konnte die Baracke auf die Dauer nicht ausreichend sein. Schon wenige Jahre nach dem Zusammenbruch zeigte es sich im religiösen Leben der Gemeinden, wie notwendig es ist, daß e i n Ort und e i n Dach alle zusammenfaßt, wenn gebetet, gesungen und das heilige Opfer dargebracht wird.

Es ist ein gutes Zeichen für das Gemeinschaftsbewußtsein aus christlichem Geist, wenn neben dem alle Kräfte anspannenden Wiederaufbau der Wohnungen und der Neuschaffung von Wohnhäusern das religiöse und sittliche Empfinden dafür wachgeblieben ist, daß nach wie vor das Gotteshaus Mittelpunkt einer gesunden Gemeinde sein muß. Viele Gotteshäuser sind so in wenigen Jahren neu entstanden oder wieder instandgesetzt worden.

Neben der vermehrten seelsorglichen Anspannung sind die Pfarrgeistlichen wie nie zuvor aufgerufen, sich mit den schwierigen Bauaufgaben auseinanderzusetzen. Schwierig infolge des mühsamen Zusammenbettelns der finanziellen Mittel, was nicht jedem Seelsorger gleichermaßen liegen kann, schwierig aber auch infolge einer Zeit, die geistig gesehen ganz im Zeichen des Umbruches steht.

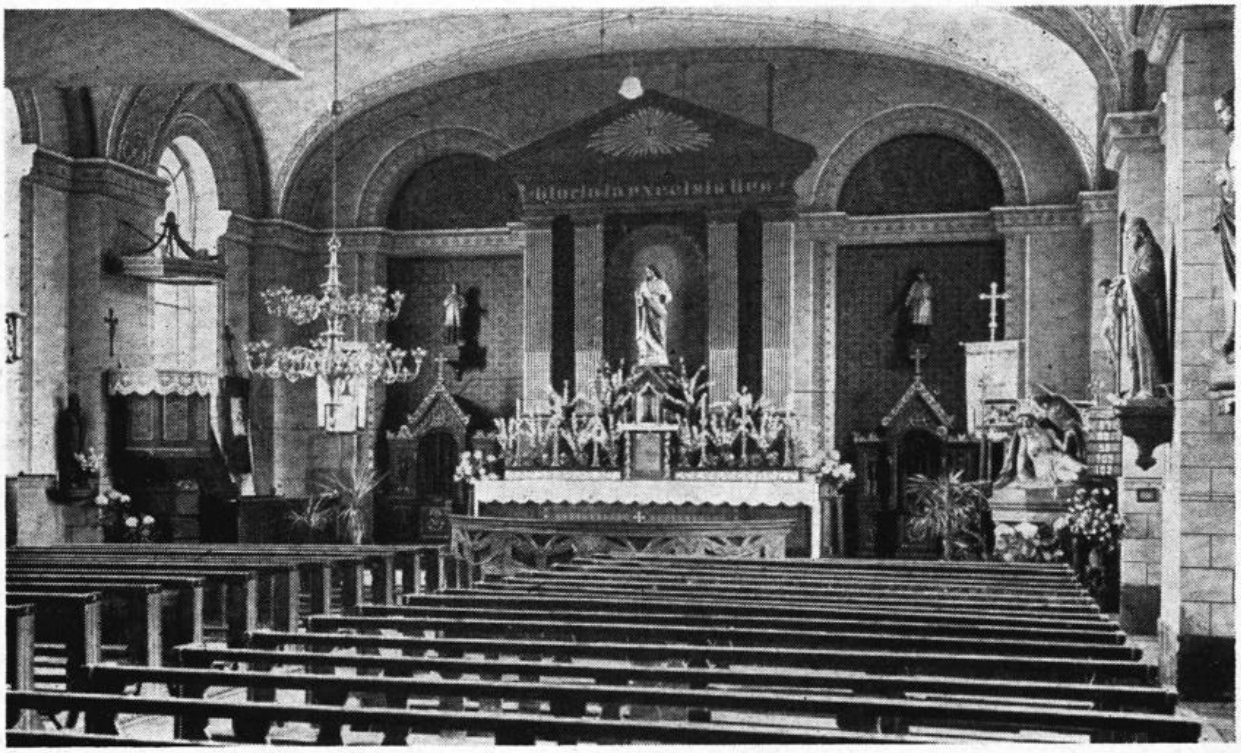
Bei bester Beratung durch tüchtige Architekten fordern solche Bauaufgaben vom Bauherrn Entscheidungen auf einem Gebiet, das nicht selten ganz neu für ihn ist, und aus einem Verantwortungsbewußtsein vor nächsten Generationen, aber auch vor dem Kult selbst, ganz neu bewältigt sein will.

Während für den Großteil des älteren Klerus und besonders auch für das ländliche Kirchenvolk das konservative Element die Grundeinstellung vor einem Kirchenprojekt bildet und nicht zuletzt aus Gewohnheit der Hang des Herzens den historisierenden Bau- und Ausstattungsformen huldigt, wie sie die Überlieferung des 19. Jahrhunderts und der Jahrhundertwende zeigt, weist gleichzeitig eine gesunde heutige Bauberatung aus den Möglichkeiten, welche moderne Baustoffe und Technik zeigen, neue Wege des Bauens. Sehen wir genau zu, erkennen wir, daß der überlegende Architekt heute die Örtlichkeit wieder berücksichtigt, die Landschaft und die Umgebung, in welche hinein er sein Gebäude plant. Es kommt nicht mehr vor, daß ein Miniaturdom in ein Dorf gebaut wird, wie es Beispiele solch grotesker Art wirklich und leider viele gibt.

Ohne Mühe ist es heute möglich, mit besonderen Deckenkonstruktionen, sicher gegen Brand, Raumbreiten stützenlos zu überbrücken. Die früher notwendigen Säulenreihen sind, wo nicht überflüssig geworden, so leicht und doch tragfest zu gestalten, daß die Sicht zum Altar von jedem Platz aus möglich ist. Wie wichtig das ist, das weiß jeder Priester und auch jeder Kirchenbesucher zu würdigen, dem es ein Anliegen bedeutet, die Liturgie mitzufeiern und nicht nur die Messe irgendwo abzustehen. Jeder, wenn er nicht gerade ein „hinter Säulen sich Genügender" oder ein „nichtsingender Orgelbühnenbesucher" ist, erkennt neben der Zweckmäßigkeit solcher Räume gleichzeitig auch die in solcher Zweckmäßigkeit begründete Klarheit und Schönheit. Bei nüchterner Überlegung ist es ihm möglich, frühere Voreingenommenheiten abzustreifen und sich zu freuen, wenn eine im wahren Sinne des Wortes oft notwendige Entrümpelung die Wohnstubengemütlichkeit beseitigt und sakrale Atmosphäre für den Kirchenraum schafft. Ein Erlaß des heiligen Offiziums, nach welchem es fürderhin verboten ist, fabrikmäßig hergestellte Gipsfiguren in einer Kirche aufzustellen, ist daher dankbar begrüßt worden. Streitfragen zwischen dem geistlichen Bauherrn und den Gestaltern gegenüber Uneinsichtigen können unter Hinweis auf diesen Erlaß gelöst werden.

Damit wir nun aber nicht als Neuerungssüchtler oder als Ketzer, die sich gegen wirklich gute Tradition wenden, verstanden werden, sei ausdrücklich erwähnt, daß eine bischöfliche Behörde und eine staatliche Denkmalpflege darüber wachen, daß wertvolle Bauten erhalten und deren Einrichtungen an ihrem Orte bleiben und, wo nötig, fachgemäß restauriert werden. Dies gilt be-

Landesbibliothek Oldenburg



Die katholische Kirche in Wildeshausen vor der Erneuerung

Foto: Emil Nehr, Wildeshausen



Die katholische Kirche in Wildeshausen nach der Erneuerung

Bilderwerk Münsterland (R. Engels-Cloppenburg)

Landesbibliothek Oldenburg

sonders dann, wenn Erweiterungsanlagen neben gutem Bestand notwendig geworden sind.

Wenn es sich also nicht nur um Neubauaufgaben, sondern in sehr vielen, ja in den meisten Fällen auch um Erweiterungs- und Instandsetzungsaufgaben handelt, soll diesen Aufgaben hier und an Hand von einigen Beispielen ein grundsätzliches Wort gewidmet sein.

Wenn in alter Zeit bei Erstellung von Kultbauten der Altar oder doch das Fundament des Altares — der Eckstein — als erstes errichtet wurde, um welchen danach der Bezirk mit Mauern und Bedachung geordnet wurde, so zeigt dies, daß schon der Vorgang des Bauens als liturgische Handlungsweise gesehen wurde. Eine Kirche wurde von innen her nach außen hin gebaut, nicht umgekehrt. Diese Weise gibt Aufschluß von dem Ernst und der Wichtigkeit der Stellung des Altares im Kirchenraum. Auch bei Renovierungsaufgaben — wenn das Renovieren wirklich vom Geiste her geschieht und nicht nur ein „Wieder auf Neumachen" ist — gilt es zu untersuchen, ob der Altar so gestaltet ist, daß er als Wesensmitte im Raum erkannt werden kann. Daß dies nicht von seinen äußeren Maßen und einem Volumen abhängig ist, dürfte klar sein. Wichtig ist jedoch, daß alles im Raum, voran die Motive der Architektur selbst, auf ihn zugeordnet sind und seine Stellung betonen. Selbst Bilder und Plastiken sollen so angeordnet sein, daß sie den Blick zum Altar hinlenken helfen und nicht, sich verselbständigend, so aufwendig sind, daß sie den Blick allein auf sich lenken. Das schönste Bild, die beste Plastik wären in solchem Falle fehl am Platze. Der Altar soll erhöht stehen und gut belichtet sein. Einseitige Belichtung ist dabei besser als doppelseitige, weil dadurch eine plastische Wirkung vermittelt wird. Bei Neuerstellung wird der Altar vom Bischof konsekriert. Dabei werden unter feierlichen Zeremonien Reliquien von Heiligen in den Altar eingemauert. Heiliges Öl wird auf der Altarplatte verbrannt, um mit diesem Zeichen des Feuers den Teufel und jegliches Unreine von diesem Ort zu bannen. Auch nach der Weihe soll dem Altar anzusehen bleiben, daß nur und ausschließlich das Heilige Opfer auf ihm dargebracht wird. Er soll seiner Würde entsprechend zwar bekleidet, aber nicht beladen werden. Letzteres ist der Fall, wenn die Dekorationen zu üppig und mit einem Aufwand von Gestellen, Krügen und Vasen aufgebaut werden. Die gute Meinung darf hier nicht allein die Richtschnur sein, und Klarheit und Sauberkeit sind hier wichtiger als das Blumenmeer. Auf dem Altar selbst soll außer dem Tabernakel, wenn nicht ein Sakramentsaltar vorhanden ist, und den liturgischen Geräten, wie Kreuz und Leuchter, nichts stehen. Aller Schmuck soll um den Altar geordnet werden. Der Altar soll auch äußerlich gesehen nicht wie ein Sockel für eine Bildertafel wirken. Das allzu pompöse Aufbauen von Retabeln hat nämlich dazu geführt, daß viele Menschen, besonders Kinder, in diesen Aufbauten den „Altar" sehen. Auch gute, alte Retabeln müßten m. E. beim Wiedererstellen in Neubauten oder Chorerweiterungen, wenn doch eine Neukonsekration des Altares notwendig geworden ist, zwar als Altarrückwand erstellt werden, jedoch sichtbar getrennt vom Opfertisch Aufstellung finden. Das größte Kunstwerk ist dem konsekrierten Altar gegenüber immer noch als Schmuck zu werten und gehört nicht „auf" den Altar. Diese Feststellung ist kein modischer Einfall.

Welche Schlußfolgerung ziehen wir aus dem Dargelegten für unsere Neubau- oder Renovierungsaufgaben von Kirchen?

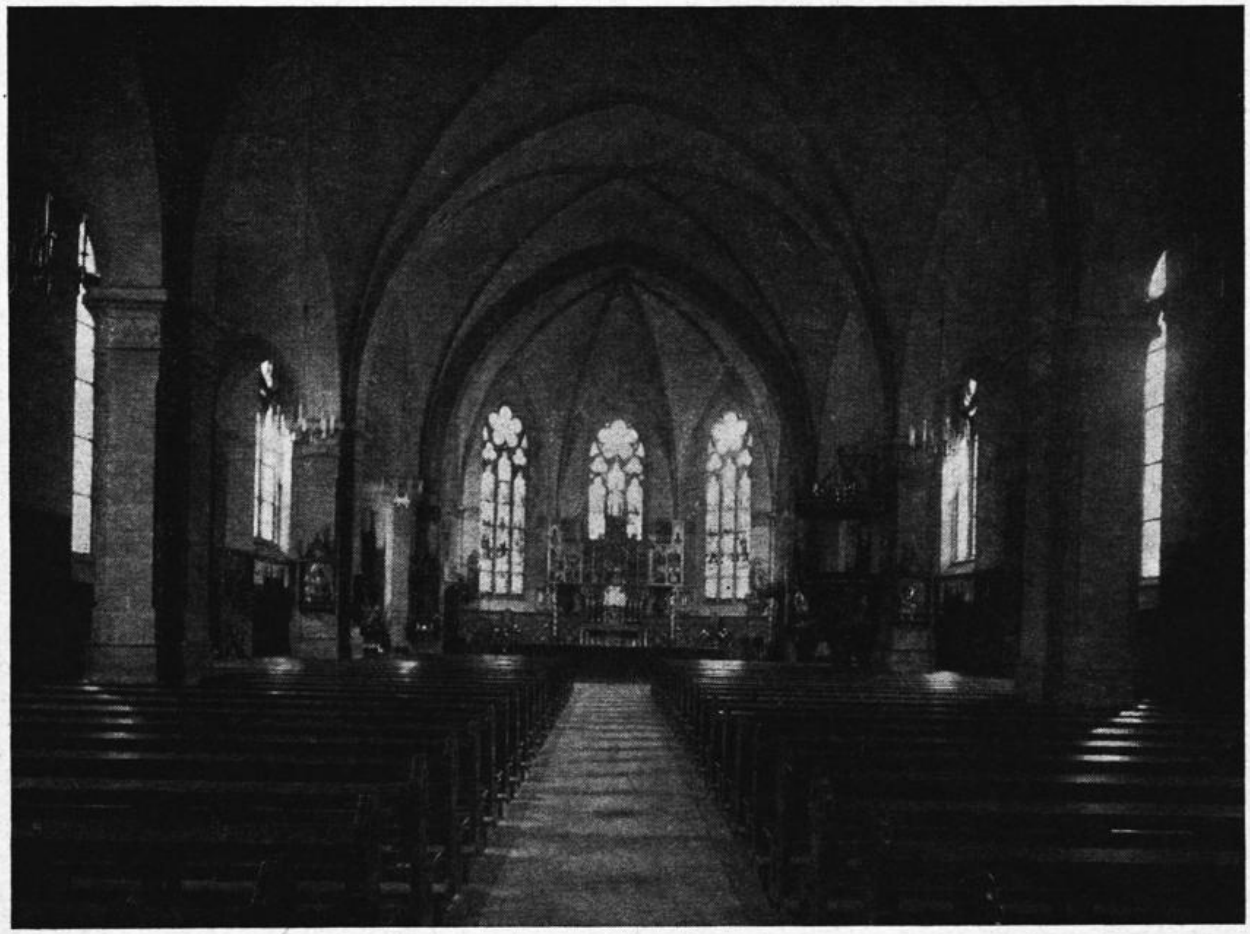
1. Die Mensa ist nicht Trägerplatte für einen schmückenden Aufbau. Außer Tabernakel, Kreuz, Leuchter und Kanontafeln gehören keinerlei Gerätschaften auf die Mensa.

2. Wo es sich nicht um wertvolle, unter dem Schutz der Denkmalpflege stehende Kunstwerke von Retabeln handelt, können bei Renovierungsaufgaben und auf Grund guter Beratung keine Bedenken entstehen, künstlerisch wertlose Retabeln zu entfernen. Stiftungen oder das Gewöhntsein an solche Mobiliare dürfen nicht der Grund für ihre Beibehaltung werden.

3. Jeglicher Schmuck (Ausstattung) der Kirche ist nur dann gut und brauchbar, wenn er sich dem Altar unterordnet, zumindest aber auf den Mitfeiernden nicht zerstreuend wirkt, sondern zum Altare hinweisen hilft.

In den überwiegend katholischen Gebieten der Bundesrepublik gibt es schon eine stattliche Anzahl guter Beispiele von neuen, erweiterten und renovierten Kirchengebäuden, aber auch im oldenburgischen Raum hat die katholische Bevölkerung durch Opferfreudigkeit und Aufgeschlossenheit dazu beigetragen, beachtliche Beispiele der angestrebten Gesinnung zu zeigen.

Landesbibliothek Oldenburg



Die Kirche in Molbergen vor der Erneuerung

Bilderwerk Münsterland (R. Engels-Cloppenburg)

So entstand u. a. der sehr geglückte Neubau der katholischen Kirche in Peheim, Kr. Cloppenburg. Selbst hatte ich Gelegenheit, an den Renovierungsarbeiten von St. Georg Vechta, St. Marien Delmenhorst, St. Peter Wildeshausen und St. Johannes Molbergen mitzuwirken.

Über die Wiederherstellung von St. Marien Delmenhorst gibt ein mit guten Bildern versehenes Büchlein vom Propst Wilhelm Niermann Aufschluß. Man kann die Mittel nicht gering anschlagen, welche notwendig waren, um diesen durch Bomben schwer beschädigten Bau wieder gebrauchsfähig zu machen. Unter großen persönlichen Opfern und jenen der Delmenhorster hat Propst Niermann diese Kirche förmlich aus dem Schutt gehoben, nachdem sie 1944 noch von den Baubehörden des Dritten Reiches als zum Abbruch reif bezeichnet war. Jeder Einsichtige wird heute an St. Marien zu Delmenhorst feststellen, daß das Notwendige, besonders die Altaranlage, in sehr solider Form und gutem Material erstellt wurde, daß sie jenen Forderungen, wie wir sie oben aufgestellt haben, entspricht, im übrigen aber nirgendwo Überflüssiges oder unter den Begriff „Dekoration" zu Stellendes zeigt.

Ein die Tektonik der Architektur straff betonender Anstrich verleiht im Zusammenklang mit dem Marmor der Choranlage, dem Holz des Gestühles und einigen Wandfresken dem Raum allein schon soviel sakrale Atmosphäre, daß Buntfenster zunächst nicht als unbedingt nötig erachtet zu werden brauchen. Dabei ist in St. Marien Delmenhorst nicht einmal an der alten Architektur besonders neuernd gerüttelt worden. Ein Beispiel also, daß es möglich ist, unter Anwendung der besprochenen Grundsätze, den meisten der neugotischen Innenräume ein würdigeres und unserem Empfinden besser entsprechendes Aussehen zu geben. Was den Besucher dieser wiedererstandenen Kirche trotz der fast weißen Helle des Raumes zur Sammlung zwingt, ist jene der Gegenwart Gottes dienende zuchtvolle Hinordnung aller raumfunktionellen Dinge zum Altar.

Auch die katholische Kirche in Wildeshausen hat unter Pastor Fortmann und seinem Vikar Deters in diesem Sinne eine Ver-

Landesbibliothek Oldenburg



Die Kirche in Molbergen nach der Erneuerung

Bilderwerk Münsterland (R. Engels-Cloppenburg)

änderung erfahren, die für geplante Erweiterungen eines Kirchenraumes anregend sein dürfte. An St. Peter Wildeshausen wurde dem Altbau, der äußerlich gesehen eine jener „Ankersteinbaukastenkirchen" ist, wie sie zu Dutzenden um die Jahrhundertwende entstanden sind, ein Altarchor glücklich angefügt. Dabei gelang es dem Architekten Spille, den Gesamtinnenraum zu einer wohltuenden Einheit zusammenzubinden. Eine leicht kassettierte Flachdecke zwischen Längsbindern, schmale, statt der früher maßlosen Fensteröffnungen, Höherlegung des Altarraumes um fünf Stufen und ein klargeformter Altar aus römischem Travertin bilden die Hauptmerkmale dieser Einheit. Ein den Raum zwar beherrschendes, aber ganz auf den Altar lenkendes Wandfresko „Tabor" ist der Hauptschmuck dieser Kirche. Alles Illustrative ist bewußt in diesem Bilde beiseite gelassen. Keinerlei landschaftliche Schilderung! Aber zeichenhaft klar weist die Vaterhand über den verklärten Heiland auf den Altar herab: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe." (2. Petr. 1, 17.) Tabor ist hier der Altar, vor dem nun jedem Beschauer deutlich werden kann, daß hier der Ort ist, an dem in der heiligen Wandlung unser Heil gewirkt wird, und dieser ist es, „Christus", durch den es gewirkt wird. So stehen Altar und Bild in überzeugender Beziehung zueinander. Im Gegensatz zu einem Andachtsbild ist in diesem Bilde die Atmosphäre des Kultbildes angestrebt. Romano Guardini widmet dem Verständnis dieses Unterschiedes eine sehr lehrreiche Betrachtung: „Kult- und Andachtsbild". (Werkbund - Verlag Würzburg 1931, Abt. Die Burg.) Ein Satz daraus: „Das Kultbild enthält etwas Unbedingtes. Es steht im Zusammenhang mit dem Dogma, dem Sakrament, der objektiven Wirklichkeit der Kirche."

Auch in Molbergen, Kr. Cloppenburg, hatte Pfarrer Schwertmann sich entschlossen, den Innenraum der Pfarrkirche nach jenen Gesichtspunkten zu restaurieren, wie sie aus unseren Ermittlungen bisher schon als die wichtigsten erkannt wurden. Die Pfarrkirche von Molbergen ist um die Jahrhundertwende entstanden, äußerlich also ein Bau wie alle anderen gotisierten Backstein-

Landesbibliothek Oldenburg

bauten landauf und landab. Der Innenraum ist aber in seinen Maßen sehr viel besser. Er hat ein breites Mittelschiff, von dem aus die Gemeinde einen freien Blick in den Altarraum hat. Von Seitenschiffen braucht man kaum zu reden, es sind nur überwölbte Gänge von zwei Meter Breite. In einer Gesamtrestaurierung dieses Raumes einen Erfolg zu haben, war daher leichter als in anderen Kirchenräumen aus der Jahrhundertwende, in welchen die Frage der Säulen- und Pfeilerbehandlung und die Frage einer besseren Belichtung des Altarraumes recht schwierig sein kann, ganz abgesehen von der Frage, wohin mit den riesigen Seitenaltären der Neugotik, welche von einer klaren Ausrichtung zum Hochaltar hin ablenken. Es ging in Molbergen neben einem klaren und technisch einwandfreien Anstrich (Kalkfarben) eigentlich in der Hauptsache um einen guten, neuen Hochaltar. Der alte Hochaltar, viel zu klein für den wuchtigen Raum, mußte auf schwachen Säulchen Träger des schweren Steinretabels sein. Auch das kostbare Steinretabel, eines der wertvollsten Kunstwerke im Oldenburger Land aus der spätgotischen Zeit, stand zu tief und konnte sich infolge der Überladenheit ihrer Umgebung, in der es stand, nicht zur Geltung verhelfen. Es galt also, die wenigen guten Ausstattungsstücke von religiösem Wert und künstlerischem Rang so zu stellen, daß ihre Wirkung im Zusammenklang mit dem Raumganzen gesichert war und alles Wertlose entfernt oder wenigstens in den Hintergrund gedrängt wurde. Nunmehr steht eine neue Mensa auf der insgesamt um zwei Stufen höher gelegten Chorebene. Schon von weitem ist sie als der für die heilige Opferfeier konsekrierte Tisch erkenntlich, der während der Feier der Liturgie vom Priester umschritten werden kann. In kurzem Abstand dahinter steht, das Tabernakel tragend, der Sakramentsaltar. Er bildet zusammen mit dem auf einen Steinsockel gestellten alten Retabel eine Einheit.

Indem also das Tabernakel mit dem Aussetzungsthron nicht mehr direkt auf dem Opfertisch steht, wird auch unserem Auge bei Sakramentsaussetzung deutlich, daß das schon gewandelte Brot nicht über dem gleichen Orte gezeigt wird, an welchem es vom Priester erst gewandelt werden soll.

Wie in Molbergen, so wäre noch vielerorts, wo der Platz im Chor es erlaubt und wo gute alte Altarbilder erhalten sind, eine bessere Altaranlage möglich.

Ludwig Baur

Südoldenburger Renaissance-Möbel

IM OLDENBURGER LANDESMUSEUM

Dem Durchschnittsbesucher eines Museums erscheinen alte Schränke nicht als etwas besonders Beachtenswertes. Beim Durchwandeln der Räume nimmt er flüchtig Notiz von ihnen, staunt vielleicht hier und da über ihre Größe, über ihre kunstvollen Schnitzereien — und geht weiter. Wer vom Tischlerhandwerk etwas versteht, zieht vielleicht einen Vergleich zwischen dem handwerklichen Können alter Zeiten und den Bedingungen heutiger Möbelherstellung. Nur selten kommt es vor, daß der Versuch gemacht wird, in Gedanken ein altes Möbelstück in die Zeit zurückzuversetzen, in der es entstand. Wer mag es in Auftrag gegeben, wer es gefertigt haben? Wo hat es gestanden, was ist in ihm aufbewahrt worden? Warum hat es gerade dieses Aussehen? Wem mag es in all den Jahrhunderten seiner Lebensgeschichte gehört haben, bis es, außer Dienst gesetzt, seinen Platz im Museum einnahm? Welchen Zufällen verdankt dieses Stück seine Erhaltung? Und welchen Sinn erfüllt es heute, nachdem der ihm von seinem Besteller, Verfertiger und seinen vielen Benutzern zugedachte Sinn erloschen ist? — Eine Fülle von Fragen! Sie könnten einen Dichter vielleicht reizen, die Lebensgeschichte eines Schrankes zu erzählen. Sie müßte beginnen bei dem Baum, der irgendwo wuchs, und im Museum enden. Eine Fülle von Menschen, Schicksalen, Handlungen würde diese Geschichte aufweisen können.

Wer solch einen Schrank aufmerksam und genau betrachtet, seinen Bau untersucht, seine geschnitzten Darstellungen überdenkt, alles heranzieht, was man von seiner Herkunft weiß, und schließlich versucht, ihn in seinen geschichtlichen Rahmen zu stellen, dem wird es, wenn er alle Gesichtspunkte mit einander verknüpft, vielleicht gelingen, die eine oder andere dieser Fragen zu beantworten, und sei es auch nur in allgemeiner Form. Wir wollen diesen Versuch an Hand einiger Schränke machen, die

Landesbibliothek Oldenburg

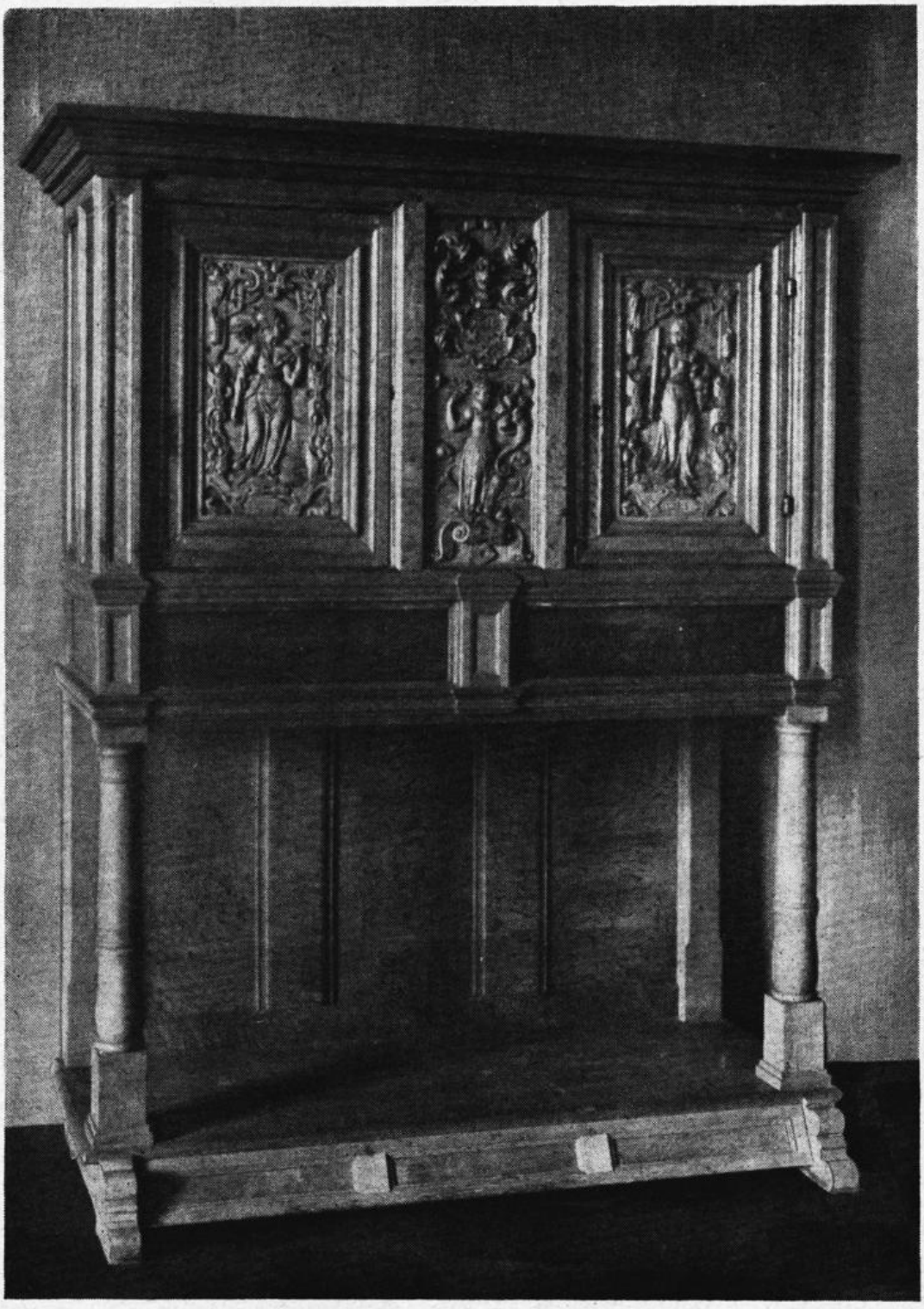


Abb. 1: Stollenschrank aus Eichenholz mit figürlichen Reliefs, 16. Jahrhundert, 3. Viertel

Foto: Landesmuseum Oldenburg

im Oldenburger Landesmuseum stehen. Diese Schränke haben dreierlei gemeinsam: sie entstammen etwa der gleichen Zeit, der gleichen Umwelt und dem gleichen Raum. Sie haben alle einmal in Südoldenburg gestanden.

* * *

Wir beginnen mit einem sogenannten „Stollenschrank" aus Eichenholz (Abb. 1 und 2 / Inv.-Nr. 4844). Das erste, was wir feststellen, ist: Solche Schränke gibt es nicht mehr. Die Kleiderschränke, Küchenschränke und allenfalls Bücherschränke, die wir heute benutzen, haben

Landesbibliothek Oldenburg

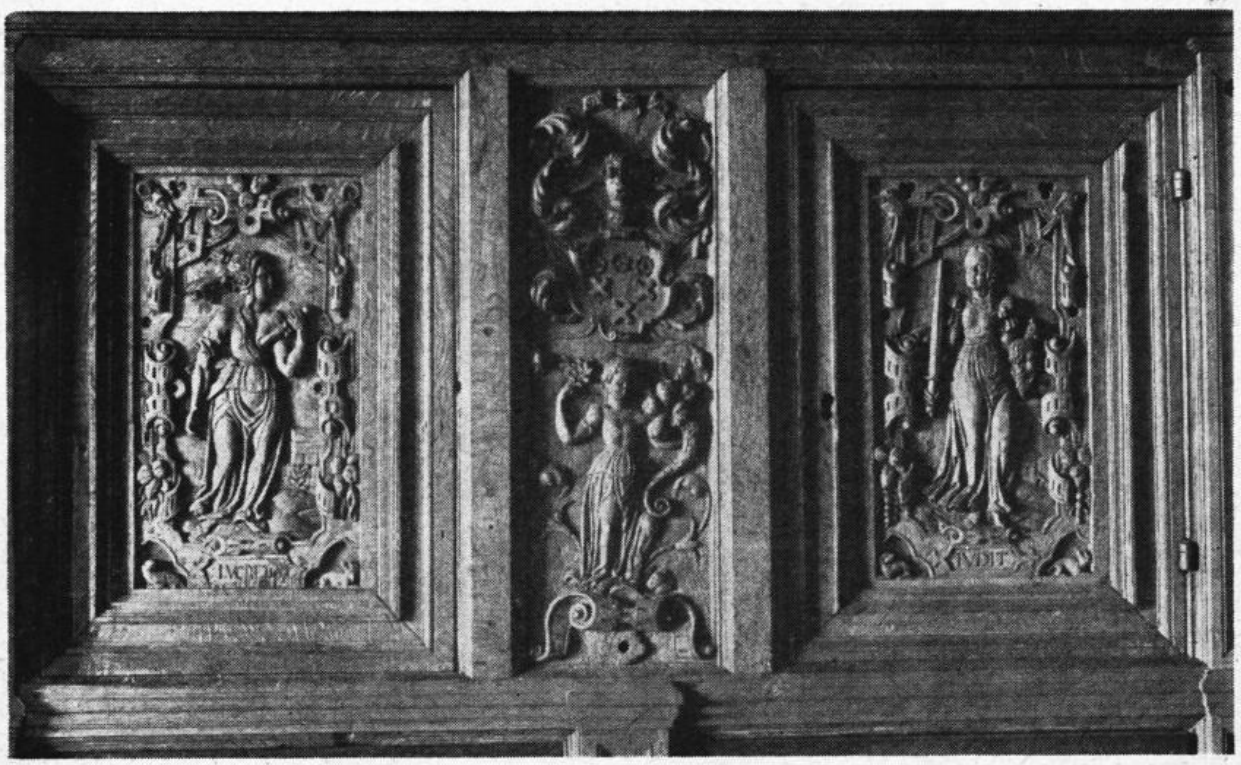


Abb. 2: Oberteil des Stollenschrankes, siehe Abb. 1

Foto: Landesmuseum Oldenburg

gemeinsam, daß der Schrankkasten bis dicht über den Boden reicht. Hier scheint eine Art Truhe in die Höhe gehoben und auf ein Untergestell mit tragenden Pfosten gestellt worden zu sein. Da der ganze Schrank 1,80 m hoch ist, befinden sich die Türen etwa in Augenhöhe. Man kann bequem hineinlangen, ohne sich bücken zu müssen. Da die Türen klein sind, werden sich nur kleine Gegenstände dahinter befunden haben. Aber was für Gegenstände? Sicherlich solche von besonderem Wert, aus kostbarem Material oder von seltener Arbeit, — Dinge, die nicht alle Tage in Benutzung waren.

Diese Feststellungen sagen schon einiges aus. Ohne den Stil, die Schnitzereien bisher beachtet zu haben, können wir schon sagen, daß der Schrank einer Zeit entstammt, die ihn soeben erst „erfunden" hatte. Nicht immer hat es ja Schränke gegeben. Das Mittelalter war für die Aufbewahrung der Habe mit Truhen — für das Leinen und die Kleider — und mit verschließbaren oder offenen Wandnischen — für kleineres Gerät — ausgekommen. In dem vor uns stehenden Möbel hat man eine Kombination beider Möglichkeiten geschaffen: eine Truhe hochgestellt und ihre Öffnung an die Vorderseite verlegt sowie eine Wandnische gleichsam vorgezogen und auf allen Seiten mit Holz umkleidet. Deutlich sieht man unserem Stück diese beiden Wurzeln seiner Herkunft an.

Wie aber konnte es zu dieser Entwicklung kommen? Schränke werden ja nicht um ihrer selbst willen, sondern um ihres Inhaltes willen geschaffen. Der Vorgang, der zu dieser Neuschöpfung führte, setzt voraus, daß das Handwerk begann, Dinge zu schaffen, die nicht zum Allernotwendigsten des Lebens gehörten, sondern seiner Bereicherung und Verschönerung dienten, — ein Kunsthandwerk beginnt neben dem Handwerk zu entstehen. Er setzt weiter voraus, daß es Menschen gab, die nicht nur die Mittel, sondern auch das Bedürfnis hatten, solche Dinge zu erwerben. Da unser Schrank kein Einzelstück ist, sondern eines von vielen, dürfen wir sagen, daß er nur in einer Zeit gehobener Lebensverhältnisse entstanden sein kann, in der Zeit eines gewissen Überflusses auf seiten der Schaffenden wie der Aufnehmenden, im Materiellen wie im Geistigen — in der bürgerlichen Kultur der Renaissance.

Dasselbe sagen uns auch die Schnitzereien an den beiden Türen und dem Zwischenbrett. Diese Schnitzereien sind nichts sachlich Notwendiges. Ebenso wie die Dinge, die sich hinter ihnen befanden, gehören sie mehr dem Kunsthandwerk als dem Handwerk an. Sie drücken aus: dieser Schrank

Landesbibliothek Oldenburg



Abb. 3: Ludger tom Ring d. J., »Die Hochzeit zu Kana«, 1562. Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum
Foto: Landesmuseum Oldenburg

will mehr sein als ein Behälter, er will selbst etwas seinem Inhalt Ebenbürtiges sein. Sie wollen das Können des Schnitzers zum Ausdruck bringen ebenso wie den Besitzerstolz und das gelehrte Wissen des Auftraggebers. Der Schrank will — über seine sachliche Aufgabe hinaus — repräsentieren.

An der linken Tür eine Frauengestalt, die sich ein Schwert in die Brust stößt. Wie die geschnitzte Unterschrift sagt, ist es Lucretia. Ihr entspricht auf der rechten Seite Judith mit dem Haupt des Holofernes, gleichfalls mit einem Schwert in der Hand. Judith, als Überwinderin des Mannes, gilt in der Symbolik der christlichen Kunst als Sinnbild der Stärke (FORTITUDO). Lucretia, die Römerin, die sich selbst tötet, um ihre Ehre zu retten, kann als Sinnbild der Seelenstärke aufgefaßt werden; sie wird gleichsam als geschichtlicher Beleg dieser Tugend herangezogen. Verbunden durch dieses gemeinsame Motiv, stehen antike Sage und Altes Testament gleichwertig einander gegenüber. Das ist ebenso neu wie charakteristisch für diese Zeit, in der humanistisches Wissen seinen Platz neben christlichen Glaubensinhalten einnimmt. Das Wissen, die Bildung tritt neben den Glauben.

Nicht von sich aus hat der Schnitzer diese Darstellungen erfunden. Er hat Kupferstiche als Vorlage benutzt, die ihrerseits auf gemalte Bilder zurückgehen. Zahlreiche Zwischenstufen stehen zwischen unserem Schrank und den ersten Erfindungen der Bilder. Daß der von diesen ursprünglichen Bildern ausgehende Strom von Kopien, Kupferstichen, Reproduktionen und Abwandlungen jeder Art auch unseren Schrank erreicht, wenn auch in vereinfachter, vergröberter Form, bedeutet: Kultur der Renaissance.

Im Jahre 1562 malte der westfälische Maler Ludger tom Ring d. J. ein Bild: Die Hochzeit zu Kana (Abb. 3). Es gehörte dem Berliner Museum und ging nach der Kapitulation 1945 mit vielen andern Kunstwerken im Bunker Friedrichshain in Flammen auf. Auf ihm ist ein Schrank dargestellt, der dem unsrigen sehr ähnlich ist; er unterscheidet sich nur dadurch, daß der Schrankkasten etwas zurückspringt und die freistehenden Pfosten des Untergestells bis zum Gesims durchgeführt sind. Das Bild bestätigt uns also, daß Schränke dieser Art um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Westfalen üblich waren. Es zeigt uns aber auch einige Gerätschaften, die auf dem Schrank ihren Platz haben. Da stehen Blumenvasen, eine venezianische Glaskanne, ein niederländisches Deckelglas, ein reichgetriebener goldener Deckelpokal, zwei flache Fußschalen — wohl auch aus

Landesbibliothek Oldenburg

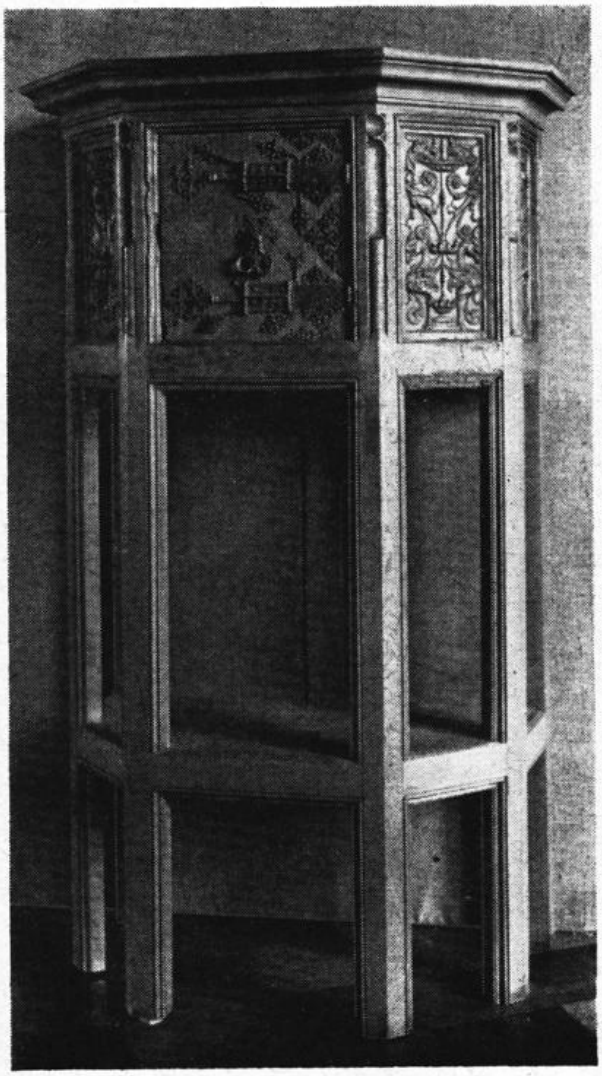


Abb. 4: Rheinischwestfälischer Stollenschrank, Mitte des 16. Jahrhunderts, aus Friesoythe

Foto: Landesmuseum Oldenburg

edlem Metall —, eine schön geformte Zinnkanne und anderes mehr. An der Seite des Schrankes hängen zwei Miniaturporträts. Es sind, wie wir schon vermuteten, lauter Dinge von besonderem Wert, von einem gewissen Seltenheitscharakter und teilweise von weither herbeigeholt, die diesem Schrank zugehören. Wenn solche Dinge einst auch in unserem Schrank gestanden haben, so kann er nur einer hochgestellten Persönlichkeit gehört haben. Auf dem Zwischenbrett ist eine Jungfrau mit einem Füllhorn dargestellt, darüber befindet sich ein Wappen mit drei Schrägkreuzen unter drei Rosen. Es ist das Wappen der „Dinklage", in etwa der gleichen Form, wie es den 1579 entstandenen, ursprünglich im Hause Welpe befindlichen, später nach Gut Dinklage übertragenen Kamin schmückt.*) Dieser Kamin trägt die Inschrift: Johan van Dincklage Drost tor Vec (Vechta) 1579). Ob dieser Dinklage auch der erste Besitzer unseres Schrankes gewesen ist? Der zeitlichen Stellung nach könnte das sehr wohl sein. So wird unser Schrank einst entweder auf der etwa 1670 abgebrochenen Hugoburg oder der Dietrichsburg oder Herbordsburg seinen Platz gehabt haben. Auch von diesen beiden Häusern sind nur noch die Grundmauern erhalten, auf denen die heutigen Gebäude errichtet sind. So hat also der Schrank die Gebäude weit überlebt. Nach den Angaben des Museumsinventars ist der Schrank 1887 von einem Pastor Dr. Wulff aus Lastrup erworben worden; dabei findet sich der Vermerk: aus Bremen. Diese Angaben deuten an, welch weite Wanderung unser Stück mitgemacht hat. Nur der kleinste, der letzte Teil dieser Wegstrecke liegt im Licht. Als der Schrank im Museum ankam, war er nur noch eine Ruine, nur der Schrankkasten war noch erhalten. Alles andere mußte behutsam an Hand von Abbildungen verwandter Stücke wieder ergänzt werden. Als einem der ganz wenigen erhaltenen Möbelstücke, die mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auf einem südoldenburgischen Adelssitz der Renaissance ihren Platz hatten, kommt ihm besondere Bedeutung zu.

Offen bleibt noch die Frage nach dem Verfertiger. Es ist nicht anzunehmen, daß dieser Schrank ein Erzeugnis des einheimischen Handwerks war. Dieses war ganz auf die bescheidenen Bedürfnisse und Ansprüche der Landbevölkerung und der Einwohner der kleinen Städte ausgerichtet. Wo, wie in unserem Fall, höhere Ansprüche zu befriedigen waren, griff man auf auswärtige Handwerker zurück, die entweder an Ort und Stelle arbeiteten, oder man erteilte seine Aufträge den Meistern und Werkstätten in den Städten Westfalens. Schon das Bild des Ludger tom Ring wies uns in diese Richtung. Wie so manches Schnitzwerk in den Kirchen Südoldenburgs, so dürfte auch dieser Schrank, zusammen mit vielen anderen, in einer westfälischen Werkstätte gearbeitet worden sein.

* * *

Als man vor etwa 100 Jahren mit dem Sammeln von Altertümern begann, war es bei Möbeln fast die Regel, daß man sich nicht um die Bergung des ganzen Stückes be-

*) Abb. dieses Kamins auf S. 11, Heft II der „Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg", Oldenburg 1900.

Landesbibliothek Oldenburg



Abb. 5: Westfälischer Renaissanceschrank aus Eichenholz, um 1559, aus Cloppenburg

Foto: Landesmuseum Oldenburg

mühte, sondern sich nur für die verzierten, geschnitzten Teile interessierte. Man löste sie ab und überließ das übrige dem Verfall. Auf diese Weise sind zwei geschnitzte Schranktüren aus Eichenholz (Inv.-Nr. 2330 a, b) in das Museum gelangt — sie wurden 1904 im Münsterland erworben —, die ganz in die Nähe des eben besprochenen Stückes gehören. Sie sollen vom Gute Hopen stammen. Auch sie zeigen in den ver-

Landesbibliothek Oldenburg



Abb. 6: Oberteil des Renaissanceschrankes, siehe Abb. 5

Foto: Landesmuseum Oldenburg

tieften Mittelfeldern das Wappen der Dinklage (drei Rosen und drei Schrägkreuze) sowie das Wappen der „von Haren" (drei Spindeln). Beide Wappen kommen in gleicher Form und Anordnung auf dem bereits erwähnten Kamin des Johan von Dinklage aus Haus Welpe vor. So haben wir in diesen mit durchbrochenen Eisenbändern versehenen und geschnitzten Rankenwerk verzierten Schranktüren die Bruchstücke eines Möbelstückes vor uns, das gleichfalls einst zu dem Hausrat des kriegserfahrenen Vechtaer Drosten Johann von Dinklage (1543—1588) gehört haben dürfte.

* * *

Einige Jahrzehnte älter als der zuerst besprochene Stollenschrank ist der schmale, fünfseitige Stollenschrank (Inv.-Nr. 3316), den wir in Abb. 4 vorführen. Auch er ist aus Eichenholz. Leider dürfen wir auch hier nur das Oberteil als ursprünglich ansehen, der ganze Unterbau ist 1923 im Landesmuseum ergänzt worden. Wie unser Bild zeigt, hat man sich dabei darauf beschränkt, nur die Konstruktion und die früheren Proportionen wiederherzustellen. Das Alte, Originale sollte deutlich von dem Hinzugefügten unterschieden bleiben. Es ist kein Zufall, daß solche Wiederherstellungen zumeist an den unteren Partien eines Schrankes notwendig sind, da diese durch Dagegentreten oder Anstoßen zunächst beschädigt wurden.

Der Schrank ist vom Althändler Landsberg in Oldenburg erworben worden; wie dieser damals berichtete, war der Vorbesitzer ein Bauer aus Friesoythe, der ihn für billiges Geld dem Althändler überließ.

Wenn diese Mitteilung zutrifft, so hätten wir einen weiteren Beleg für die weite Wanderschaft eines alten Möbelstücks. Der Weg, den es dabei durch die Jahrhunderte zurücklegte, führt von oben quer durch alle sozialen Schichten bis schließlich zum Althändler. Nun, da es ausgedient hat und seine Brauchbarkeit bis zum Letzten ausgeschöpft ist, wird der Blick im reinen Anschauen wieder frei für die Vollendung und Feinheit seiner Formen; wir erkennen die edle Abkunft des Stückes.

Der ganze Rahmen ist fein profiliert; die Eckstücke zwischen den einzelnen Feldern zeigen einen Halbstab und eine Hohlkehle. Die Tür vorn trägt einen spitzenartigen Eisenbeschlag, noch ganz im Stil und Geschmack der Spätgotik: Eisenbänder mit reichem, durchbrochenem Blattwerk und

Landesbibliothek Oldenburg

einen Griff auf sternförmigem Unterblech. Das Schloßblech fehlt. Die benachbarten Füllfelder tragen in feinster Ausführung ein Ornament im Stil der Frührenaissance: einen schlanken, brunnenförmigen Aufbau, der unten symmetrisch von zwei Greifen flankiert wird, und zwei seepferdartige Köpfe, die aus der Brunnenschale trinken. Die beiden anderen, hier nicht sichtbaren Felder zeigen Blattwerk im Frührenaissancestil und zwei Pferdeköpfe, die vermutlich nach Kupferstichvorlagen, und zwar nach Arbeiten des „Meisters mit den Pferdeköpfen", geschnitzt sind.

Ein Möbelstück von dieser handwerklichen Feinheit kann nur in einer der großen Städte Westfalens oder des Rheinlandes, wahrscheinlich im frühen 16. Jahrhundert gearbeitet worden sein. Bilder der großen niederländischen Maler, z. B. des Meisters von Flémalle, zeigen ähnliche Möbelstücke — natürlich noch mit gotischer Ornamentik — bereits in der Zeit um 1450; in Flandern scheint daher diese Art Möbel schon besonders früh gebräuchlich gewesen zu sein.

Wir können nur annehmen, daß auch dieser Schrank auf einem der südoldenburgischen Adelssitze seinen ersten Platz gehabt hat. Unmodern geworden, ausgeschieden, vererbt, verkauft, von Generation zu Generation weitergegeben, ruiniert, immer mehr als Ballast empfunden, immer weiter gesunken — um schließlich doch in seiner Würde und seinem Wert wiedererkannt zu werden.

* * *

Aus Cloppenburg stammt ein reich geschnitzter Renaissanceschrank, Abb. 5 (Inv.-Nr. 4842), der Zeit um 1550, der — wie viele andere Sammlungsstücke — von dem als Sammler und Berger heimischer Altertümer hochverdienten Pastor Dr. Wulff aus Lastrup 1887 für das Museum erworben wurde. Auch er dürfte aus den schon erwähnten Gründen westfälische Arbeit sein. Er erweckt unser Interesse vor allem durch sein reiches Schnitzwerk, das die ganze Vorderseite bedeckt: je drei Frauengestalten mit lateinischen Unterschriften in den Feldern der beiden Geschosse, ein figurenreicher, schmaler Fries unter dem Gesims sowie ornamentales Schnitzwerk an den beiden Schubladen, — halb tierischen, halb pflanzlichen Aussehens. Schon die lateinischen Beischriften lassen als Auftraggeber und ersten Besitzer des Schrankes einen gebildeten, sprachkundigen Mann vermuten; der Inhalt der Darstellungen aber macht es fast zur Gewißheit, daß dieser ein geistlicher Würdenträger gewesen ist. Es läßt sich gut vorstellen, daß der Schrank auf dessen Amtssitz seinen Platz hatte.

Was uns der Schrank vorhält, sind die christlichen Tugenden, versinnbildlicht durch Frauengestalten, die sogenannte „Attribute" in Händen halten: Glaube (FIDES) mit Kelch

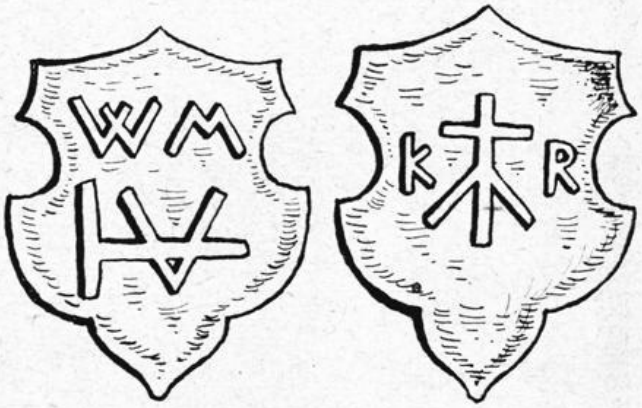


Abb. 7: Hausmarken von einem westfälischen Schrank der Frührenaissance, Mitte des 16. Jahrhunderts, aus Huckelrieden bei Löningen

Zeichnung: Landesmuseum Oldenburg

und Kreuz oben links; Liebe (CHARITAS) mit Kindern im Arm oben in der Mitte; Hoffnung (SPES) mit gefalteten Händen, nach oben gewandtem Blick und einem schweren Gewicht am Fuß unten rechts. Dieses sind die drei theologischen Tugenden. Ihnen sind beigeordnet zwei von den vier Kardinaltugenden: Gerechtigkeit (IUSTITIA) mit Waage und Schwert oben rechts und Tapferkeit oder Stärke (FORTITUDO) mit Löwe und Säule im Arm unten in der Mitte. Hinzu tritt unten links eine Gestalt ohne Beischrift; sie hält einen Spiegel und ein Passionswerkzeug. Beide Attribute deuten auf die dritte der Kardinaltugenden: die Klugheit (PRUDENTIA). Die vierte, die Mäßigkeit (TEMPERANTIA), ist weggelassen, offenbar weil der symmetrische Aufbau des Schrankes und die Zahl seiner Felder mit der ungeraden Zahl der sieben Tugenden nicht harmonierte.

Vor einer ähnlichen Schwierigkeit stand der Schnitzer bei der Darstellung der fünf menschlichen Sinne im Fries unter dem Gesims (Abb. 6); er löste sie, indem er drei Sinne im Mittelfeld zusammenfaßte und die beiden restlichen links und rechts unterbrachte. Wieder sind es Frauengestalten mit

Landesbibliothek Oldenburg

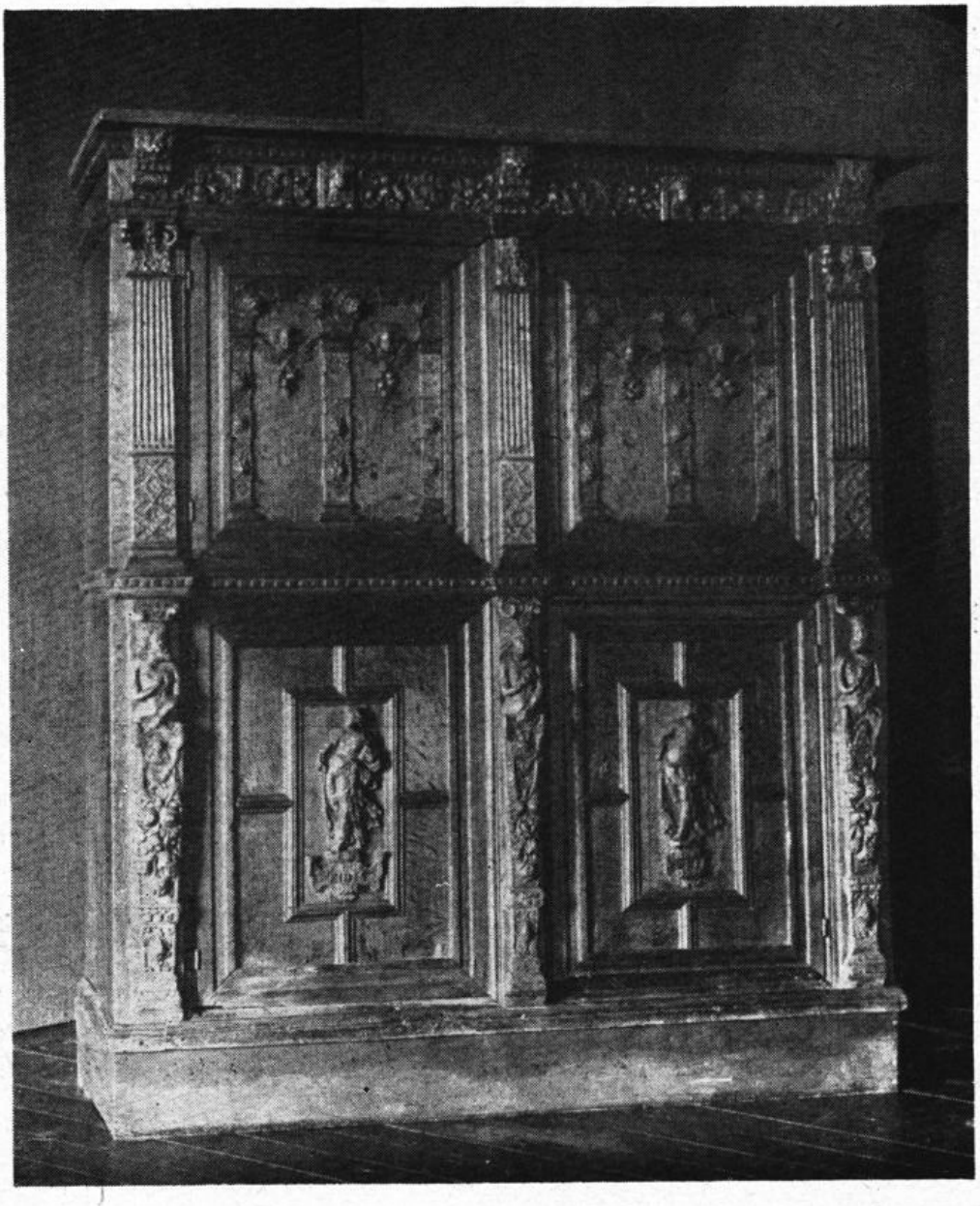


Abb. 8: Viertüriger Eichenholzschrank, Nordwestdeutsch, um 1610, aus Stüvenmühle, Amt Vechta

Foto: Landesmuseum Oldenburg

sinnfälligen Attributen und lateinischen Beischriften. „GUSTUS" (Geschmack) heißt es links bei der Darstellung des Essens, wobei ein manierliches, maßvolles Essen der Gefräßigkeit des Affen moralisierend gegenübergestellt wird; ein Skorpion erinnert an die schmerzhafte Seite des Gefühls (TACTUS); die dritte Frauengestalt mit einem Saiteninstrument in der Linken und einem grunzenden Eber versinnbildlicht die hohe und die niedrige Wirkung auf das Gehör (AUDITUS); im vierten Feld blickt sie gemeinsam mit einem Schäfchen einer Wolke nach (VISUS); der Geruch endlich (OLFACTUS) wird durch ein duftspendendes Füllhorn veranschaulicht.

Die Verbindung geistlicher und weltlicher Symbolik ist uns aus der kirchlichen Kunst des Mittelalters, den Wandmalereien und Schnitzereien der Chorgestühle wohlvertraut; neu dagegen ist, daß in der Zeit der Renaissance diese Bilderkreise sich auch den Bereich des privaten Wohnens eroberten. Das Verständnis dieser Sinnbilder blieb damals noch den gebildeten Schichten vorbehalten. Erst in der realistischen holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts gewannen die Schilderungen der fünf Sinne echte Volkstümlichkeit.

* * *

Wenn ein Leser dieser Zeilen in der Lage wäre, die beiden nachfolgend aufgezeich-

Landesbibliothek Oldenburg

neten Hausmarken (Abb. 7) einer bestimmten Familie zweifelsfrei zuzuschreiben, so wäre uns sehr geholfen. Sie befinden sich an einem reichgeschnitzten Schrank der Frührenaissance (Inv.-Nr. 2984), der, aus Huckelrieden bei Löningen stammend, gleichfalls über den Besitz von Pastor Dr. Wulff in unsere Sammlung gelangte. — Hausmarken sind bäuerlich; wir müssen daraus schließen, daß nicht nur Adlige, sondern gelegentlich auch reiche Bauern unserer Gegend im 16. Jahrhundert in den Werkstätten Westfalens eine Bestellung aufgaben. Es ist sicher, daß die Hausmarken nicht erst nachträglich von den Besitzern angebracht wurden, sondern im Zusammenhang mit der übrigen Schnitzerei. Man könnte sich gut vorstellen, daß in den Werkstätten „auf Vorrat" gearbeitet wurde, also stets einige Schränke in Bereitschaft für einen etwaigen Besteller standen, dessen Wappen oder Hausmarke erst auf Grund der Bestellung geschnitzt wurde. Die Tatsache, daß ähnlich aufgebaute Schränke in Westfalen öfter vorzukommen scheinen, würde gut zu dieser Vermutung passen.

Noch ein zweiter Grund spricht dafür, daß man bei der Herstellung dieser Schränke mit bäuerlicher Kundschaft rechnete. Die Schnitzerei zeigt in den Ornamentfeldern je ein Rundbild mit je einem Hochreliefkopf von vorn, einen König und eine Frau darstellend. Darüber und darunter befindet sich Blattwerk mit Masken, Engelsköpfen und einem Widderkopf; das Ornament geht bei drei Feldern von stilisierten Erdschollen aus. Keine Aufschrift an dem Schrank erklärt, um welchen König und um welche Frau es sich handelt; das Schnitzwerk enthält keinerlei Allegorie; Masken, Engelsköpfe und Widder bleiben ohne tiefere Bedeutung. Dieses Fehlen aller der Elemente, die diese bildungshungrige und vielleicht auch etwas bildungseitle Zeit sonst so gern anwandte, macht es noch wahrscheinlicher, daß der Planer und Schnitzer dieser Schränke an Käufer dachte, die zwar materiell in der Lage waren, ihr Haus mit einem reichgeschnitzten Schrank im Stil der neuen Zeit zu verschönern, dem eigentlichen Bildungsgut dieser Zeit aber fremd und ohne die Möglichkeit eines tieferen Verständnisses gegenüberstanden.

* * *

Abschließend werfen wir noch einen Blick auf einen Schrank (Abb. 8, Inv.-Nr. 3043) von besonders stattlichen Ausmaßen. 2,14 m in der Höhe und 1,95 m in der Breite mißt dieser viertürige Eichenholzschrank, der 1878 in Stüvenmühle, Amt Vechta, für das Museum erworben wurde. Einige Jahrzehnte jünger als die oben besprochenen Stücke, dürfte er etwa um 1610 in einer nordwestdeutschen Werkstatt entstanden sein. Wir wissen nichts über seinen ursprünglichen Standort, möchten aber glauben, daß auch er nur auf einem der Adelssitze des Landes seinen Platz gehabt haben kann, vielleicht in der Halle, vielleicht in einem großen Wohnzimmer.

Vergeblich bemüht sich unsere Phantasie, sich ein solches Haus mit seiner gesamten Einrichtung, in seiner vollen Lebendigkeit von einst, vorzustellen. Wohl können wir mühsam, wie es in den Museen geschieht, versuchen, aus den zufällig erhaltenen Überbleibseln der Zeit ein Gesamtbild zu rekonstruieren: aus Schrank und Stuhl, Ofen und Leuchter, Tracht und Gerät, Bild und Teppich. Die Zusammenstellung bleibt künstlich, muß es sein. Die Innenraumbilder der großen holländischen Maler des 17. Jahrhunderts in ihrem Zusammenklang von Mensch, Ding und Licht geben für diese Zeit und den bürgerlichen Bereich eine Vorstellung von dem, was wir meinen; doch bleiben auch sie ausschnitthaft. Am anschaulichsten vermitteln die kunstvollen Puppenhäuser, die seit der Renaissance in Süddeutschland und in Holland als kostbarstes Spielzeug für Kinder und Erwachsene gearbeitet wurden, ein Bild von dem Gesamtorganismus eines Hauses, von seiner Einteilung, seinen Möbeln und Menschen und seinen tausend Einzelheiten. Für unser Gebiet sind solche Puppenhäuser nicht bekannt, es hat sie wohl auch nicht gegeben. So müssen wir uns an die vereinzelt übriggebliebenen Reste vergangenen Lebens halten.

Gustav Vriesen

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten

Dat is'n anner Körn, sä dei Bur, as hei up'n Muskäödel beet.

Je stiller, je bäter, sä dei Kerl, as hei mit'n bloten Eers in dei Neddeln seet.

Dat geiht at't so schnuff, sä dei Düwel, as hei up dei Mutten seet.

Ei is'n Ei, sä dei Bur, do greep hei nao't Gosei.

Elk sin Määge, sä dei Bur, ick nähm Figen.

Josef Hachmöller

Landesbibliothek Oldenburg

Zuckerei, Sigurgen

Wer kennt noch die Cichorie, diese Pflanze, die einstmals in fast allen Gärten und oft auch feldmäßig angebaut und auch an Wegrändern und Schuttplätzen angetroffen wurde? Lang, lang ist's her, als die Leute — wenigstens auf dem Lande — aus der Cichorie (auch Wegwarte genannt) selbst den Kaffee-Ersatz herstellten; Zuckerei oder auch Circhorgen nannten sie die pulverisierten Wurzeln dieser Pflanze. Die bis etwa 1 m hohe, hellblau blühende Pflanze ist bei uns im Münsterland sehr selten geworden; seit Jahren fristet sie u. a. ein bescheidenes Dasein auf dem Kriegsbunker am Bahnhof Vechta. Die meist etwas gewundenen Wurzeln dieser Pflanze ähneln denen des Meerrettichs in Stärke und Farbe. Das daraus gewonnene Mehl gab dem Kaffee eine dunkelbraune Farbe und einen bitteren Geschmack.

Wie wurde nun das Kaffeesurrogat hergestellt? Die im Spätherbst geernteten Wurzeln wurden gereinigt (gewaschen und geschabt), in kleine Stücke geschnitten und getrocknet, wenn nötig mit Hilfe künstlicher Hitze. Die knusperig trockenen Schnitzel wurden sodann in einer Trommel oder einem anderen „Kaffeebrenner" über dem offenen Herdfeuer braun geröstet, dann sofort auf einer größeren Kaffeemühle gemahlen und das Mehl in einem Steintopf aufbewahrt. In einigen Orten verlegten sich unternehmungslustige Familien auf die industriemäßige Herstellung dieses beliebten Kaffee-Ersatzmittels, so beispielsweise Schagemann und Seeling in Neuenkirchen und Hausfeld in Vörden. — Vor ungefähr siebzig Jahren stellten diese Kleinfabriken die Herstellung und den Verkauf an Händler der engeren und weiteren Umgebung ein, weil sie mit den größeren Fabriken (Altmann-Bawinkel und Martin Koch-Norden) nicht konkurrieren konnten. Ältere Leute erinnern sich bestimmt noch der langen, gelben Pakete (½ und ¼ Pfund für 10 bzw. 5 Pfg.) mit dem Aufdruck: Cichoriensurrogat F. Altmann-Bawinkel oder Martin Koch-Norden. Die Bawinkeler Fabrik ging um 1900 in den Besitz von Otto Koch (Bruder von Martin Koch)-Norden über. Die erwähnte Firma Martin Koch gab 1942 die Cichorienwurzelverarbeitung auf und stellte ihren Betrieb auf Senfherstellung um. Jetzt soll noch eine Cichorienfabrik in Uetersen bei Hamburg bestehen. — In Neuenkirchen und Vörden wurden zum großen Teil selbstgebaute Wurzeln verarbeitet, Altmann und Koch bezogen sie zumeist aus der Magdeburger Gegend, aus Holland und Belgien. — Meines Wissens gibt es im Münsterland kaum noch reines Cichorienpulver zu kaufen; ich vermute aber, daß unsere vielen Ersatzkaffeemittel zum großen Teil aus obigem Rohstoff bestehen.

Auf die Cichorienindustrie in Neuenkirchen nimmt der bekannte Knittelvers des s. Zt. amtierenden Amtshauptmanns v. Heimburg in Damme Bezug, wenn er schreibt:

„Neuenkirchen, ganz zerrissen,
halb an Oldenburg geschmissen,
sammelt seine ganze Kraft,
nur noch aus Cichoriensaft."

Im Hause Schagemann wird der frühere Erwerbszweig in all seinen Phasen getreulich gehütet und überliefert. Der um 1935 verstorbene Fritz Schagemann hatte in seinen Jugendjahren die ganze Verarbeitung und den Verkauf mitgemacht und erzählte gern, wie sein Vater Gerhard Schagemann mit großer Genauigkeit und Sorgfalt „Zuckerei" hergestellt und verkauft habe; über Quakenbrück und Vechta hinaus fuhr er im Winter mit Gespann von Geschäft zu Geschäft, um seine Ware anzubieten. — Auf dem Hofe Schagemann ist noch genau bekannt, wie es im Darrenhaus, in der Abfüllstube und im Cichorienkeller ausgesehen hat. Die Darre (gleichzeitig Röste) war eine große, durchlöcherte Eisenplatte, die unten von einem Dauerfeuer, jeweils 3 Tage und 3 Nächte, geheizt wurde. Das Zerkleinern besorgte eine regelrechte Mahlmühle (Steine) mit Göpelantrieb; im Gärungskeller erreichte das etwas angefeuchtete Cichorienmehl eine gewisse Reife. — Der Nachbar Seeling hatte einen ähnlich eingerichteten Betrieb, gab ihn aber schon früher auf, Schagemann zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Georg Vogelpohl

Landesbibliothek Oldenburg

Am „witten Äuwer"

Hinter der „Goldenen Brücke", die in ihrem gegenwärtigen Zustand den schönen Namen keineswegs rechtfertigt, folgen wir noch einige Minuten lang der Twistringer Landstraße und biegen dann in den Feldweg zur Linken ein. Er führt in Richtung Colnrade. Das Gebiet, das sich jetzt vor unseren Blicken ausbreitet, hat sich in wenigen Jahrzehnten völlig umgewandelt. In unsern Kinderjahren war es eine düstere Gegend, nichts als Fuhrenkämpe und Heide. Natürlich dehnten wir auf der Suche nach Krähennestern unsere Streifzüge auch in dieses Revier aus, aber nur in Trupps; allein hätte sich kaum jemand bis hierher vorgewagt. Und jetzt — Kornfeld an Kornfeld, so weit das Auge reicht. Und der Früchtestand ist hier auf dem sandigen Boden kaum geringer als auf dem durch seine hervorragende Bonität bekannten Goldenstedter Eschland. Links des Weges ist ein Streifen Kiefernwald stehen geblieben. Wir wenden uns in eine der schmalen Schneisen hinein und stehen in wenigen Augenblicken auf dem überraschend hohen Ufer der Hunte. Wohl zehn Meter überragt es das Flußbett. Wir sind am „witten Äuwer". Als helle Sandwand steigt die Böschung unmittelbar über dem Wasserspiegel empor. Der leuchtende Hang sieht wie durchsiebt aus. Scharen von Uferschwalben haben ihre tiefen Gänge in den Sand hineingetrieben. Vor uns liegt ein entzückendes Wiesental. Kindheitserinnerungen werden wach: Hier lernten wir das Schwimmen, hier saßen wir als Angler, hier brannten unsere Hirtenfeuer, hier hatten wir auch ernsthaft bei den Heuarbeiten mitzuwirken. Einmal im Jahre kam das große Erlebnis: der Amtshauptmann fuhr im Ruderboot den Fluß entlang und hielt Hunteschau. Es war ein ganz gewöhnlicher Kahn, für uns aber das einzige Schiff, das wir zu sehen bekamen. Der Anblick gehörte alljährlich zu den Höhepunkten der ganzen Sommerzeit. An die Schönheit der Landschaft dachten wir Goldenstedter Kinder ebensowenig wie die Kinder in anderen Orten. Wir konnten es damals absolut nicht begreifen, warum ausgerechnet an unserer Hunte sich so oft die Maler aus Berlin und Düsseldorf einfanden, um die Motive des heimatlichen Flußtales im Bilde festzuhalten. Jetzt sehen wir es besser ein. Was wir hier von der Höhe des weißen Ufers aus überblicken, das ist wirklich ein überaus reizvolles Gebiet. Der Flußlauf ist in jeder Hinsicht so geblieben, wie die Natur ihn gebildet hat. Mal enger, mal breiter, schlängelt er sich in immer neuen Windungen durch die Wiesen dahin, flankiert von prächtigen Uferweiden, die sich stellenweise zu einem lückenlosen Wall zusammenschließen. Am weißen Ufer hat die Flut sich immer weiter in die Böschung hineingefressen und sich im Laufe der Jahre ausgeweitet zu einem breiten, tiefen Kolk. Die Wiesenflächen, durch lichtes Erlen- und Pappelngebüsch unterbrochen, stehen eben im jungen Grummetwuchs, und das Grün ist zart und frisch wie zur Maienzeit. Schierling, Riesenampfer und Blutweiderich kennzeichnen die von den Planierungsarbeiten verschont gebliebenen Sumpfpartien. Kein Wunder, daß in einem solchen Revier immer wieder der heisere Ruf des Reihers und das Schnattern der Wildenten zu vernehmen sind. Die Störche, die früher regelmäßig auftraten, sind leider auch hier ganz verschwunden. Geradeaus, nur einige hundert Meter entfernt, erhebt sich aus der Ebene ein Heidehügel, der jedem Goldenstedter Jungen so wohlvertraute „Hatzenberg". Wieder ein Viertelstündchen weiter liegt quer vor dem Horizont der Höhenzug der „Liet"; da beginnen die Roggenfelder von Goldenstedt. Und das ganze Panorama wird zuletzt gekrönt durch die Eichenwipfel der Goldenstedter Höfe, aus denen der Turm von St. Gorgonius hoch herausragt. Das alles sieht der am „witten Äuwer" stehende Wandersmann. Eine Sorge fühlt er: Sollte hier der Flußlauf etwa auch begradigt werden wie weiter nordwärts zwischen Colnrade und Wildeshausen? Wie bedauerlich wäre das! Lieber sollte man den ganzen Raum zwischen der Goldenen Brücke und Austen zum Naturschutzgebiet erklären, wie man es ja auch getan hat mit dem anmutigen Tal am Apeler Bach. Denn nicht bloß die Goldenstedter, sondern auch die gelegentlich aus Bremen und anderen Städten hier weilenden Jagdpächter und Wochenendgäste sind der ehrlichen Überzeugung, daß die Huntepartie bei Goldenstedt das Glanzstück des ganzen Flußlaufes ist.

Franz Morthorst

Landesbibliothek Oldenburg

TANTE JOSEPHINE

Josephine Gardewin aus Cloppenburg, Tochter des Ackerbürgers Gerd Gardewin, Lülwes Gerd genannt, kam Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf den Quatmannshof in Elsten als Ehefrau des Zellers Ferdinand Quatmann.

Bald nachdem sie ihr Elternhaus verlassen hatte, starben beide Eltern und hinterließen ihr außer der Ackerbürgerei an der Osterstraße ein sehr beträchtliches Vermögen. Sie hatten sich nach einem Sprichwort gerichtet, das auf ihrer Straße sehr im Gebrauch war: „Van Sparen un Wahren dor kummt't Hebben van her."

Das Mädchen Josephine hatte von diesem Wohlstand nichts gewußt. Die Familie lebte in strengster Sparsamkeit, und das elterliche Anwesen sah auch nicht nach einem gefüllten Geldbeutel aus. Das Haus zeigte einen altersschiefen Giebel, die verwaschen grüne Einfahrtstür war wetterverbogen und ausgeflickt und drehte sich schleifend in den Angeln. In der Kuhstallwand an der für Mistwagen geräumigen Gasse fehlten einige Lehmfächer. Spielende Kinder pflegten im Vorbeilaufen die Kühe am Schwanz zu ziehen. Das sah alles ärmlich und unschön aus, aber auf Schönheit legte Vater Gardewin keinen Wert. Die kostete nur Geld. Um ihn zu verstehen, muß hier gesagt werden, daß das Münsterland damals noch ein armes Land war, und wer es zu etwas bringen wollte, der mußte buchstäblich jeden Groschen umdrehen. Vater und Mutter Gardewin hatten stets so getan, als ob sie ihr mühseliges Leben in Armut und Geduld ertrügen. Josephine, das einzige Töchterchen, war sehr einfach gehalten worden. Jeden Abend hatte die Familie wie alle Leute der Osterstraße Buttermilch mit Schwarzbrot gegessen, eine ebenso einfache wie köstliche Nahrung. Nur unverständige Bürger der guten Stadt Cloppenburg konnten die Osterstraße in ihrer Spottlust Buttermilchstraße nennen. Die herangewachsene Josephine wurde von der Mutter mit Berechnung gut gekleidet. Ihre Josephine sollte eine gute Partie machen. Dann wurde es ja an der Zeit, so bei kleinem merken zu lassen, daß sie sich auf Goldgrund malen lassen konnte.

Als Josephine auf dem Quatmannshof den Sleef, das Zeichen der regierenden Hausfrau, in die Hand bekommen hatte, da stand sie vor einer sehr ungewohnten Aufgabe. Zu Hause hatte Mutter in Küche und Stall mit den paar Kühen und Schweinen die meiste Arbeit getan. Vater war in seiner Einfachheit dem Ackerwagen auf der Fahrt zum Esche zu Fuß gefolgt, einen Spaten in der Hand, um aufzusammeln, was eigene und Nachbarspferde auf dem holperigen Feldsteinstraßenpflaster verloren hätten: „Bäen un Messen is kin Awerglowe, un alls helpt wat." —

Josephine konnte nun auf dem Quatmannshof ihr Reich nicht so gut überschauen. Stand sie mittags in der Küche am großen Eßtisch vor der zinnernen Fleischschüssel mit dem Berg von Speck und Fleisch, dann war sie voller Bedenken, wie sie alles gerecht für Knechte, Mägde und Heuerleute verteilen sollte. Dann die große Wäsche, das öftere Wursten im Winter! Das Vieh hatte sie gern, denn sie ging täglich ein paar Mal über die Diele! Oft trug sie dicke Schwarzbrotscheiben zum Pferdestall. Die Pferde kannten das schon und reckten ihr über die Krippen weg das Maul hin. Es war aber gut, daß sie in einer alten Magd eine Beraterin hatte!

Ihr wurden schnell nacheinander zwei Töchter geschenkt. Josephine berechnete, daß es zu ihrer Erholung und auch sonst ratsam sei, eine Zeitlang vom Hofe fortzugehen. Ihr Mann ließ sich von ihren Gründen überzeugen, und so überließ sie der alten, zuverlässigen Lise das Hauswesen und ließ sich mit den Kindern in der Kutsche nach Cloppenburg fahren.

Es war im Spätherbst, als sie mit den Kindern zur Osterstraße kam. Die Wirtschafterin, die Fina, kam aus dem Stall gelaufen, warf schnell die Sackschürze ab, tat eine reine Hausschürze vor, lief zur Kutsche und packte die Herrschaft aus. Sie trug die Kleinen beglückt ins Haus und bereitete das Vesper zum Empfang. Der Knecht Willem kam auch von der Diele in die Küche und nahm Elisabeth, die Älteste, auf den Arm. Die bog sich krähend zurück, weil sie seinen finsteren Bart fürchtete, und weil ihr seine großen, verstaubten Augenbrauen und wirren Haare Herzklopfen machten. Alles um sie her war so fremd. Sie weinte bitterlich. Da öffnete Willem die Tür zum Stall: „Komm, wir gehen zur Muhkuh," sagte er freundlich und hielt ihr seine schnell im Stalleimer gewaschenen Hände hin. Die Kleine trippelte herbei, schaute vorsichtig

Landesbibliothek Oldenburg

durch die Tür, und als sie die Kühe sah, ging sie mit Willem. Für die kleine Anna hatte Fina das Kinderbett von Josephine, grün gestrichen, voll rotkarierter Kissen, paratstehen.

Josephine hatte nun Zeit, zu ihren früheren Freundinnen zu gehen. Sie war zuvor ein Jahr lang in einem netten Bürgerhaus in Osnabrück zum Erlernen der Küche und guter Manieren gewesen. Danach hatte sie mit anderen Bürgertöchtern von Cloppenburg ein Kränzchen gehabt und feine Handarbeiten zum Zeitvertreib gefertigt.

Willem war Elisabeths bester Kamerad. Er hatte sorglich Hammer und Nägel aus der finsteren kleinen Werkkammer geholt und mit alten Brettern und Stroh die Löcher und Ritzen, so gut es ging, verstopft. Sie schaute beim Viehfüttern zu oder lief in der Küche bei Mutter und Fina umher. Es kamen stürmische Tage. Der Wind jaulte wie ein böses Tier ums Haus und fauchte durch alle Ritzen des verfallenden Hauses. In der Küche brannte das offene Feuer öfters nieder, und wenn die Stalltür offen ging, stieß Zugwind herein. Eines Tages bekam Elisabeth den Stickhusten und Halsbräune und starb. Josephine versank in tiefe Trauer, in finstere, ängstliche und wirre Träume. Sie ließ ihre liebe Kleine unter dem Weinen der beiden Getreuen des Hauses auf dem Cloppenburger Friedhof beisetzen und kehrte mit inneren Vorwürfen nach einigen Tagen zu ihrem Hof in Elsten zurück. Tieftraurig nahm sie ihr Mann in Empfang, stumm trug er die kleine Anna im Hause umher. Ein Unglück kommt selten allein. Ferdinand Quatmann erkrankte ebenfalls nach einiger Zeit und starb in der Blüte seiner Jahre. Josephine ließ ihren Mann neben der kleinen Elisabeth begraben, obwohl Elsten kirchlich zu Cappeln gehörte. So waren ihre Zukunftsberechnungen vom Herrn über Leben und Tod durchkreuzt worden, und Anna, die einzige kleine Tochter, mußte nun ihr Leben ausfüllen.

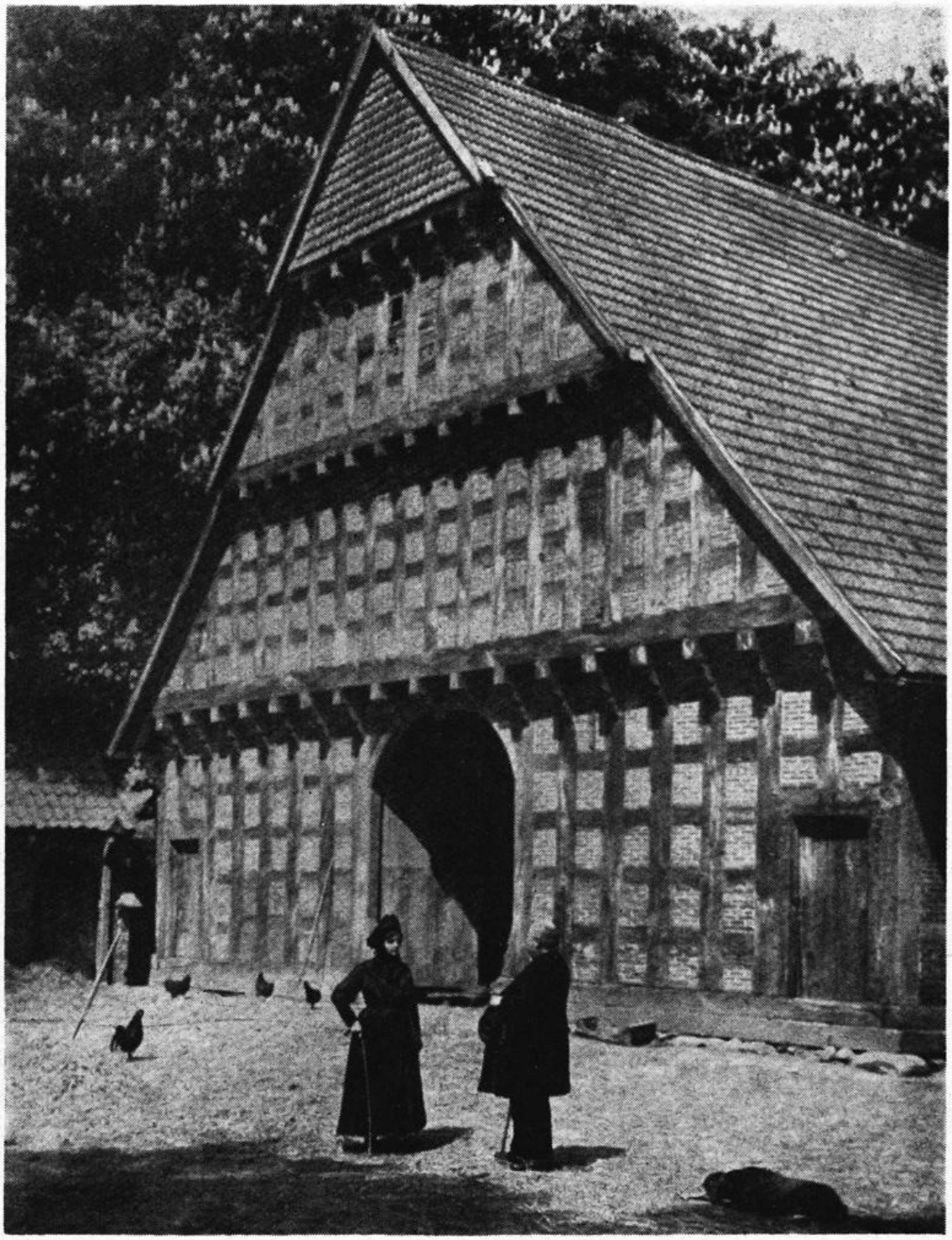
Wenn Anna, ein sehr lebhaftes Kind, im Haus und im Garten herumhüpfte, dann war das wie eine Aufmunterung für die Herzen der Bewohner des vereinsamten Hofes. Denn nicht allein, daß der Hausherr und eine Tochter fehlten, Josephine schränkte auch die Wirtschaft ein und verminderte den Viehbestand.

Elf Jahre war Anna inzwischen geworden. Sie war hellblond und hatte eine vornehme, blasse, zarte Haut und frische, rosige Wangen. Eines Tages kam sie froh aus der Schule gelaufen: „Mutter, wir kriegen in Elsten ein Sängerfest. Das hat Lehrer Markus gesagt." — „Ein Sängerfest?" — Mutters Augen folgten voll Liebe und Stolz den Sprüngen Annas in der großen Küche, aber an das Sängerfest glaubte sie nicht recht.

Aber kurze Zeit danach sprachen die Dorfleute alle nur vom Sängerfest, und dann war es bald in der ganzen Gegend herum. Das kleine Elsten und Sängerfest? Sie lachten. Aber andere sagten, daß sie das nur abwarten sollten. Lehrer Markus werde es schon schaffen. Die Münsterländer feiern gern, und so hieß es schon nach kurzer Zeit: „Wullt du uk hen na'n Elster Singsang?"

Auf einer Weide am Walde auf dem Quatmannshof hatten die Elster Tische und Bänke aus Pfählen und Brettern im Boden befestigt. Ein Wirt aus Cappeln stand am Bierfaß, bereit, es anzuzapfen. Ein paar blau-rote Fahnen flatterten vor dem dunklen Waldesgrün unterm blauen Sommerhimmel und zeigten die Stelle an, wo das große Ereignis stattfinden sollte. Leute strömten mit fröhlicher Gespanntheit herbei. Lehrer Markus, mittelgroß, breitschulterig, ein Bauernsohn unseres Landes, zog mit seiner Sängerschar heran und ordnete sein Volk auf der zurechtgezimmerten „Tribüne". Dann hielt er eine kurze, herzliche Willkommansprache, und schon begann das große Werk. Die Stimmgabel summte, des Lehrers Hände machten einen energischen Ruck durch die Luft, und der gemischte Chor, junge Leute des Dorfes, legte sich voll und kräftig ins Geschirr. Es folgten wechselnd Lieder, einzeln gesungen oder zu zweien, dann wieder Chöre. Die meisten Anwesenden hatten in ihrem ländlichen Dasein solches noch nicht erlebt. Sie staunten und waren hingerissen. — Mit einem Mal stand Anna hoch auf dem Podium vor den Leuten, um als einzige aus dem Kinderchor ein Lied vorzutragen. Sie trug ein neues, blaues Sammetkleid mit Schleifen, neue Lackschuhe und einen runden Panamahut auf dem blonden Haar, das in Ponnyfrisur auf die Stirn fiel. Markus gab ihr ein Zeichen, und dann sang sie hell und klingend: „Freut euch des Lebens." Begeisterte Blicke und Zurufe erntete die kleine Diva, die reiche Stellebraut, das reichste Mädchen in der Runde, und sie mußte noch mehrere Liedchen singen. Mutter Josephine schaute stolz zu ihr hin, und Anna strahlte in unschuldiger Freude über ihren „Erfolg". Niemand beachtete die zwei brennendroten Flecke auf ihren Wangen.

Landesbibliothek Oldenburg



Der Quatmannshof in Elsten. Davor „Tante Josephine" im Gespräch mit dem verstorbenen Pfarrer O. Beckmann-Elsten. Bilderwerk Münsterland (R. Engels-Cloppenburg)

Einige Zeit nach diesem Fest bekam Anna einen trockenen Husten. Mutter fragte sie, wo sie sich denn mitten im Sommer erkältet habe. Sie sei gar nicht erkältet, meinte Anna, aber immer so müde. Dann müsse sie mehr essen, entschied Josephine, und päppelte sie mit guten Sachen und mit Lebertran. Anna weinte, wenn sie so viel essen sollte. Lehrer Markus hatte die Anna schon einige Zeit besorgt beobachtet, und eines Tages schickte er das böse hustende Kind nach Hause. Sie solle sich nur mal ein paar Tage zu Bett legen, sagte er, gab ihr freundlich die Hand, und er und die ganze Klasse schauten ihr stumm nach.

Josephine ließ die Kutsche anspannen

Landesbibliothek Oldenburg

und den Dr. Wehage aus Cloppenburg holen. Anna lag mit fieberroten Wangen in ihren Kissen. Der alte Herr betrachtete das Kind noch längere Zeit stumm, nachdem er es untersucht hatte. Josephine bekam Herzklopfen von dieser Stille. Als der Doktor mit ihr in die Stube gegangen war, fragte sie zitternd, ob es denn etwas Schlimmes sei. Dr. Wehage fragte ernst: „Wie lange ist die Kleine schon krank?" — „Krank?" Josephine erschrak bei dem Ton, der in des Doktors Sprache lag. „Anna hat kürzlich nur etwas gehustet und hat keinen Appetit. Ich dachte, Sie sollten ihr etwas verschreiben." — „Frau Quatmann, Ihre Tochter braucht Luftveränderung. In Höhenluft wird sich ihr Husten am ehesten legen. Fahren Sie mit ihr nach Davos!" — „Davos?" Die Frau erschrak tödlich. „Wegen dem bißchen Husten?" lispelte sie heiser. — „Ich rate Ihnen, fahren Sie möglichst bald." — Das Bedenkliche in des Doktors Wesen ließ sie erbeben. „Davos, sagen Sie, Herr Doktor? O Gott," jammerte sie, „dann hat Anna ja die — das ist es doch wohl nicht . . ." — „Frau Quatmann," fiel der Doktor ein, „Sie müssen sich nicht zu sehr beunruhigen. Ich hoffe, daß das Kind sich in Davos noch wieder erholt."

Als Josephine wegen der Vorbereitungen für den teuren Aufenthalt in Davos zum ersten Mal eine große Geldsumme von der Bank abhob, da dachte sie an ihre sparsamen Eltern. Wenn die sehen könnten, zu welchem traurigen Zweck die blanken Goldfüchse dienen sollten!

Aus dem Alpenland kehrte Anna fein und schmal und wie durchsichtig geworden nach Elsten zurück. Sie ging noch eine Zeitlang in ihren für die Genesungsreise beschafften eleganten Samt- und Seidegewändern in der Küche umher, begleitet von todernsten Mutterblicken und gefolgt von Cäsar, dem treuen Bernhardiner. Aber dann wurde sie so müde, so müde und blieb lieber im Bett. Der Doktor stand dem Zerstörungswerk der Natur machtlos gegenüber.

Josephine wies alle Besuche ab. Sie wollte die mitleidigen Gesichter der Menschen nicht sehen. Tag und Nacht horchte sie auf jeden Atemzug, auf jede Regung, auf jedes Wort ihres Kindes. Wenn Anna freundlich aus ihren Kissen lächelte, sagte die Mutter sich mit verzweifelter Hoffnung, nun komme die Wendung. Bis zur letzten Stunde wollte sie die Zeichen des nahenden Endes nicht deuten. Eines Morgens, als die Sonne durch die Eichenwipfel strahlte, gab Anna ihrer Mutter ein mattes Zeichen mit der abgezehrten Hand. Josephine neigte ihr Ohr zu Annas Mund. Und sie hörte, mühsam gestammelt: „Mutter, nicht weinen, ich gehe nun zum lieben Heiland und zu Vater und Elisabeth." — Röchelnde Atemstöße: „Ich kann — nicht sprechen. — Ich will — im Himmel — singen." Damit schlief sie erwartungsvoll ein.

Jahrzehntelang lag die Grabstätte auf dem Cloppenburger Friedhof verlassen da. Ein Eisengitter umrahmte ein Marmorkreuz für Herrn Ferdinand Quatmann, eine Gedenkplatte für Elisabeth Quatmann und daneben einen Platz ohne Erinnerungszeichen. Josephine hat das Grab ihrer Lieben niemals besucht. Sie sagte, es ginge ihr wie der Kaiserin Eugenie von Frankreich, die es auch nicht über sich gewinnen könne, das Grab ihres einzigen Sohnes Lulu wiederzusehen.

Seit dem Tode Annas ist einige Zeit vergangen. Josephine sitzt am Herd im Lehnstuhl, und zu ihren Füßen liegt Cäsar, der Hund. Der erhebt sich hin und wieder, schnuppert an der Stubentür, reibt die Schnauze an Josephines Schürze und jankt. „Cäsar," flüstert die Herrin todtraurig und streichelt ihm den Kopf. Lise, die am Herde hantiert, sagt leise: „Wat heff Cäsar wisseweg to hündschen?" — Sie weiß es aber recht gut, und die Frau sagt auch nichts darauf. Sie sitzt so da, Tag für Tag, wie versteinert.

Aber eines Tages kam eine Veränderung dadurch, daß Lise heftig erkrankte und starb. Josephine mochte nicht Hand noch Fuß in ihrer Hauswirtschaft rühren. Sie rief ihren Schwager Karl Quatmann vom Darenkamp und hielt mit ihm Rat. Darauf behielt Josephine nur ein Pferdegespann, ein paar Kühe, Schweine und Hühner, einen Knecht und eine Magd. Die Äcker und Wiesen sollten zumeist vom Darenkamp aus bearbeitet werden.

Sonntags fuhr sie nach Cappeln zur Kirche. Dann saß sie in steifem Staat von teuerstem Rips, schmal, blaß, mit spitzgewordener Nase, auf beiden Seiten der Stirn eine Haarschnecke, auf dem Kopfe den Capotthut von Samt und Spitze mit Moireémundbändern, in der Kutsche. Wenn sie Nachbarfrauen, die den holperigen Weg mühsam gingen, überholte, lud sie keine zum Aufsteigen ein vor würgendem Schmerz. Nur keine Frage, kein Wort von Anna! In der Kirche blickte sie stur über ihr Gebet-

Landesbibliothek Oldenburg

buch hinweg. Sie konnte nicht beten. Ihr Leben hatte nach ihrem Gefühl keinen Sinn mehr. Gott hatte ihr alles genommen.

Schwager Karl saß voll Sorge seiner Schwägerin in der Stube gegenüber. Er bat: „Josephine, du mußt dich aufraffen und irgendetwas beginnen, sonst wirst du uns noch krank." — „Ach, ich habe dir ja noch nichts angeboten, Karl . . . Entschuldige, ich mache uns Kaffee," sagte sie mutlos und erhob sich. Als sie nachher beim Vesper zusammensaßen, begann er, um sie abzulenken, auf sie einzureden. Er forderte sie auf, mit ihm den prächtig gedeihenden Roggen zu besehen. Sie antwortete nicht und rührte sich nicht. Sie müsse bei dem schönen Wetter jeden Tag einen Rundgang machen, oder sie solle doch zur Erholung für längere Zeit nach dem Darenkamp kommen. Sie schüttelte nur leise den Kopf. Sie war in ihrem Leid ganz für sich allein, ohne Trost, ohne Gott, wie sie glaubte. Sie saß, von allem, was der Schwager in seinem Bemühen, sie aufzurütteln, vorbrachte, unberührt, da und aß und trank fast nichts.

Das Verhalten Josephines war auch auf Hemmelsbühren bekannt geworden, und ihr Vetter Joseph beschloß, sich ihrer anzunehmen. „Die Josephine kann man so allein nicht gewähren lassen; ich werde mich jetzt mal nach ihr umsehen," sagte er vor seinem Gang nach Elsten.

Er fand seine Kusine im Lehnstuhl am Herd, wie immer im schwarzen Kleid, einer schwarzseidenen, spitzenumrandeten Tändelschürze und dem Spitzenhäubchen, das die Stirnschnecken freiließ. Sie las im Wochenblättchen. Das freute ihn, weil er daraus auf eine wiedererwachende Teilnahme am Leben deuten zu können glaubte. Josephine mochte ihren Vetter Joseph gern. Er war immer so ehrlich, bestimmt und geradeaus, und er hatte sich in Sachen ihres Besitztums in Cloppenburg eifrig für sie bemüht. Ihr zergrübeltes Gesicht glättete sich, als er hereinkam. Sie warf die Zeitung auf den Tisch, sagte: „Still, Cäsar!", weil der Hund sich erhob, und ging ihm entgegen, schüttelte ihm die Hand und zeigte sich erfreut. Sie zog einen Stuhl zum Herd und schlug vor, in der Küche zu bleiben, in der Stube sehe und höre man ja nichts. Sie wußte auch ganz gut, daß Joseph viel frische Luft liebte, und daß er nicht in ihrer nach Norden gelegenen, von dichten Baumkronen verschatteten, ungelüfteten Stube sitzen mochte. Sie begann, die Kaffeemühle zu drehen, und er überlegte gerade, was er ihr nun wohl am besten sagen könne, als die helfende Hand Gottes die Magd in die Küche führte. Als sie in der großen Anrichte kramte, fragte Josephine, was sie denn suche. „Oh," sagte diese gelassen, „ik sök de Knieptang. De Mutte werd van de Farken bäten. Hinnerk schall ehr de Tähnen afkniepen." Und damit ging sie mit dem Werkzeug hinaus. Josephine schaute ihr nach mit krauser Stirn. „Farken hebt ji — n' düchtigen Koppel?" — Josephine drehte die Kaffeemühle. „Du hest se doch woll all bekäken?" schmunzelte Joseph. — „Ik mag dat gornich hebben, dat de nu so quält werd," platzte sie plötzlich heraus. Joseph gibt ihr zu bedenken, daß die Sau ja auch durch die Beißerei der Ferkel gequält werde. — „Och ja, das mag sein," sagte sie, „aber ich frage mich, was das alles in meinem Hause soll. Ich möchte die Schweine am liebsten abschaffen."

„Josephine, du sprichst wie eine aus der Stadt. Du mußt doch etwas zu tun behalten."

„Die Arbeit muß auch einen Zweck haben. Was soll ich mit den Schweinen? — Ich habe ja Geld genug und kann alles leicht beschaffen, was ich brauche. Was brauche ich denn?"

„Josephine, du redest Unsinn. Der Mensch braucht Betätigung. Du wirst hier so noch verrückt, du machst dir deine Lage ja garnicht klar."

Ein bitterer Zug kommt in Josephines Angesicht. Sie stiert vor sich hin und stößt heraus: „Meine Lage ist ja leider klar genug." Sie hatte den Tisch gedeckt, und sie saßen eine kurze Zeit schweigsam beim Essen und Trinken. Das heißt, Josephine nahm kaum etwas. Schreckliches Gedränge von finsteren Gedanken füllte ihre Brust. Die Stille, die der essende Joseph mit Absicht wahrte, zerbrach ihre Schweigsamkeit, und es entfesselte sich der Strom ihrer gestauten leidvollen Erwägungen und Empfindungen. „Ja, Joseph," wiederholte sie, „meine Lage ist klar genug, so daß ich nicht damit fertig werde!" — Zitternd, weinerlich raste sie: „Joseph, was soll ich denn noch auf Erden? — Gott hat mir alles genommen — wie konnte Gott, der doch so gütig sein soll, mir alles nehmen? Warum hat er mir nicht die kleinste Freude gegönnt?" — Sie führte mit zitternden Händen ihr Taschentuch vor die Augen und schluchzte und weinte laut, und so löste ihr ungeheurer Schmerz und Trotz sich fürs erste in Tränen auf.

Landesbibliothek Oldenburg

Joseph war unterdessen aufgestanden und ging gedankenvoll, die Hände in den Hosentaschen, auf den Quadraten der Bremer Fliesen umher. Als sie endlich sich ausgeweint hatte und zusammengedrückt im Sessel saß, stellte er sich vor sie hin. Sie richtete sich auf und blickte ihn mit blaßgrauen Augen an: „Joseph, wie konnte Gott mir das antun?" fragte sie mit erneuertem Aufflackern ihres Trotzes. Und Joseph legte los: „Hör mal, Josephine, du mußt jetzt endlich vernünftig werden! Hörst du, du versündigst dich, wenn du so sprichst!" — Er wandte sich ab, ging ein paar Schritte hin und her, er blickte Josephine streng an: „Auf was für Dummheiten ihr Frauensleute doch kommt. — Josephine! Glaubst du denn, daß du unserm Herrgott Vorschriften machen kannst, und daß er sich nach dir richten muß? So, und du meinst, dir darf er kein Leid antun? Du möchtest auf jeden Fall eine Ausnahme machen? Was bildest du dir eigentlich ein? Josephine, du stehst dir selbst im Licht. Ergib dich in dein Schicksal, dann gibt Gott dir schon etwas wieder. Vor allen Dingen Haltung! Kopf hoch, Josephine! Wer läßt sich denn sowas an? Haben andere, habe ich denn nicht sehr Schlimmes erlebt? So was muß man ohne Verzweiflung tragen, und andere Leute brauchen nicht zu wissen, wie es in einem aussieht." — Josephine blickte ihren Strafrichter klar und, wie es schien, dankbar an. Und er sagte: „So, nun wollen wir mal von was anderem sprechen und zusammen die Schweine besehen." Aber sie blieb sitzen und bat Joseph, noch eine Tasse Kaffee zu trinken. Dann gab sie ihm zum Abschied ruhig und freundlich die Hand.

Am darauffolgenden Sonntagnachmittag kam Schwager Karl zu ihr. Sie war in ihrer besten Stube. In einer guten Laune hatte sie dort den Kaffeetisch gedeckt. Zum ersten Mal nach der Zeit, da sie Anna verloren hatte, hatte sie Lust bekommen, fein aufzudecken, im Gedanken, es könne wohl jemand sie besuchen. Das war die Folge der liebevollen Strafpredigt, die ihr verbohrtes Sinnen aufgelockert und die ihr etwas dem Leben Zugewandtes eingegossen hatte. Schwager Karl, als er sie in freundlicher Stimmung sah, konnte sich den plötzlichen Umschwung nicht erklären. Aber er konnte ihm bei seinem Vorhaben sehr nützlich sein. Und so legte er bald, nachdem sie sich auf roten Plüschsesseln niedergelassen hatten, los: „Josephine," so begann er, „wir haben einen schönen Plan für dich erdacht, damit du endlich auf andere Gedanken kommst. — Wir haben uns überlegt, daß du mal eine schöne Reise machen könntest." — Sie erschrak förmlich und lehnte sich kopfschüttelnd zurück. „Nein, nein, was soll das?" wehrte sie sich. — „Sag' das nicht, Josephine, dir steht die ganze Welt offen. Warum solltest du sie nicht besuchen? Du kannst ja mal zum Hl. Vater nach Rom fahren." — Karl zeigte zur Wand hin, wo ein Bildnis des Papstes hing. Leo XIII. schaute einladend milde und freundlich auf sie herab. — Josephine konnte sich so schnell nicht an den Reisegedanken gewöhnen. Reisen kosten ja auch unnütz viel Geld, dachte sie in Erinnerung an Davos. „Watt schall't bedüen," sagte sie plötzlich, so wie ihr Vater das einst so oft gesagt hatte, daß es sprichwörtlich auf der Osterstraße geworden war: „Wat schall't bedüen, seg Lülwels Gerd." — Das war ein Schlagwort der Sparsamkeit gewesen.

Karl ließ nicht locker. „Josephine, was hast du von all deinem Geld, wenn du hier trübsinnig und krank wirst?" — „Ach, ich kann mich in Rom ja garnicht zurechtfinden, Karl. Nein, da verbiestere ich mich ja und finde den Hl. Vater da ja garnicht." — „Ja, sieh, das wollte ich ja schon vorschlagen, daß Franz dich begleiten kann." — „Franz," sagte sie hellhörig und dachte nach. Franz war Karls Sohn und ein Student der Theologie. Ja, das wäre ja wirklich schön, wenn Franz mit ihr zusammen den geistlichen Vater der Christenheit besuchen würde, überlegte sie. Sie sprachen noch hin und her, und dann war sie bereit, mit ihrem Neffen, dem zukünftigen Pastor, auf die Reise zu gehen.

So traf sie denn ihre Vorbereitungen und hob zum andern Mal eine große Summe von der Bank ab, ohne Bedauern. Franz sollten ihre Goldstücke den Weg in die große, schöne Welt ebnen; sie würde nur so mitfahren. Sie besuchten den Hl. Vater in Rom, aber sonst interessierten sie in Italien am meisten die fremdartigen Bäume, Blumen und sonstigen Gewächse.

Norwegen, die Reise des folgenden Jahres, gefiel ihr nicht. Dort waren zu viele kahle Felsen, zu wenig Busch und Baum.

Im dritten Jahre ging es nach Lourdes. Sie kniete weinend und betend vor der Grotte der Erscheinung der Muttergottes, sie sah die elenden Kranken, die dort Heilung suchten, war erschüttert und beruhigte sich in den prächtigen Anlagen und auf der Esplanade. Die schönen Gewächse des

Landesbibliothek Oldenburg

Südens beruhigten sie. Nach dieser Reise kaufte Franz seiner Tante ein dickes Pflanzenbuch, und damit hatte er es ausnehmend getroffen. Über ihre Erlebnisse und Eindrücke in der fernen Welt gefragt, gab sie schlicht zur Antwort: „Es war überall ganz neu und meistens wunderschön. Aber was konnte mir das nützen? Meine Anna ist mir nirgends begegnet."

Sie lebte ihr eintöniges Leben auf dem Hofe weiter. Auf die Reise wollte sie nicht mehr gehen; sie habe ja alles gesehen. Knecht und Magd ließ sie nach Gefallen wirtschaften, an ihren Kühen und Schweinen ging sie wie eine fremde Betrachterin vorbei. Tag für Tag ging sie in Holzschuhen durch ihren Wald, durch Feld und Wiese und suchte Pflanzen wie eine Kräuterfrau. Eines Tages kam sie mit einer Schürze voll der Kinder Floras durch den Garten auf die Seitentür zu. Die Heuermannsfrau bepflanzte die Rabatten. Plötzlich blieb sie stehen und machte große Augen. „Minna, was hast du gemacht?" — Minna hatte gejätet zwischen den Rosenstöcken und Kaiserkronen, um Platz zu bekommen für Salatpflanzen. Zarte Kräuter lagen im Weg vor Josephines Füßen und klagten mit ihren nackten Wurzeln die Minna an. Dill und Salbei, Majoran und Thymian. Minna sah unschuldsvoll zur Herrin auf, die ihre Kräuter betrachtete. „Ja, Frau, is dat kin Untüg?" Josephine erklärte ihr den Wert dieser Kräuter für die Kost, die sie selbst nach eigenem Gutdünken sich zurechtmischte, und sagte dann, daß sie stehen lassen solle, was sie nicht kenne. Als sie ins Haus ging, gefolgt von Cäsar, blickte Minna ihr kopfschüttelnd nach. Diese Frau konnte kein Mensch begreifen, so wie die lebte. Und dann auch noch dieses komisch riechende Zeug essen!

Der Seitentür, durch die Josephine ins Haus ging, war eine zweite Tür gegenüber. Ein Gartenpfad führte von hier zum Fahrweg, der mit einer Biegung zum Hofraum vor den hohen, gekröpften Giebel führte. Die meisten Besucher gingen nicht ganz bis zur Einfahrtstür, sondern bogen vorher vom Fahrweg ab und kamen durch die zweite Seitentür ins Haus. Eben hatte Josephine ihre Pflanzensammlung in die Wohnstube gebracht und begann, ihr Mittagessen am Küchentisch herzurichten, als die zweite Seitentür sich öffnete und ein etwas gebücktes Weibchen hereinkam in Schürze, Umschlagtuch und Holzschuhen. „Na, will Trina mi besöken?" sagte Josephine freundlich. Die Alte näherte sich dem Tische. „Goden Dag, Frau Quatmann. — Ick kame man äben in, ick wull . . ." Weiter kam sie nicht. Sie starrte auf Josephines Schüssel. „Oh, Frau Quatmann, wat maket se dor?" Josephine mischte Salat aus vielerlei Kräutern, Gemüsen, Essig, Öl und Zucker. „Äten," sagte Josephine lakonisch. — „Wo hett dat dann?" — „Dat weet ick nich, ick segge Salat," schmunzelte Josephine. Die Alte verstummte, und Josephine erhob sich und schlug ein Ei in die Pfanne. „So, nu mak ik noch'n Spegelei, un dann is min Äten klor." — „Dat is't ale," platzte Trina los. „O je ja, Frau Quatmann, Se kunnen sick anners doch woll'n öndlik Stück Speck un Fleesch da van nähmen." — „Ick äte, as mi dat paßt. Wat ick kake, is väl bäter as Speck un Fleesch," sagte Josephine mit Nachdruck. — „Doch?" zweifelte Trina. — „Ja, un wenn du wullt, kannste wat mitäten." — Ja, das wollte Trina mehr als gern. Daß sie es so gut treffen würde, das hatte sie garnicht gedacht. — Josephine gab Trina ein Spiegelei, umrahmt von ihrem Salat. Sie ahnte es nicht, welchen Triumph sie Trina bereitete. Und dann fragte Josephine plötzlich: „Worüm bist du dann kamen; — wat wullst du eegentlick bi mi?" — Trina durchfuhr die Frage. Aufgeschreckt dachte sie nach. Was hatte sie doch noch sagen wollen? „Och so," — sie hatte eine Erinnerung, — „ick — ick wull fragen, of wi in de Arnentied woll'n Ackerwagen leenen kunnen." — „Den hebbe wi ja woll," sagte Josephine einfach.

Allen Frauen im Dorf erzählte Trina, daß sie bei Frau Quatmann zu Mittag gegessen habe. Sie wurden ungeheuer neugierig, was sie bekommen habe. Minna hatte durch ihr Gerede von dem wunderlichen Essen schon alle aufmerksam gemacht. Und als Trina alles aufzählte, was da so zusammen in eine Schüssel gekommen sei: Kartoffelscheiben, Radieschen, Nüsse, Äpfel, — — „Dat lügst du ja, du wullt us wat wismaken", — „dat paßt ja förn Swieneämmer." — So ging es Trina. Aber die sagte: „Swiegt man still. — Ick men dat uk erst, man dat Warks, dat kunn man ganz god äten." So mußte Trina, die aus Neugierde und Klatschsucht zu Josephine gekommen war, sich für sie einsetzen.

Es war im Frühling. Auf allen Höfen erneuerte sich das Leben, angefangen von den munteren Füllen auf den Weiden, den lustig-bunten Kälbchen bis zu den Enten- und Hühnerküken. In diesen Tagen kam

Landesbibliothek Oldenburg

der Vetter Joseph von Hemmelsbühren nach Elsten, weil er sich verpflichtet fühlte, nach Kusine Josephine sich wieder einmal umzusehen. Die Küche bot ein friedliches Bild. Cäsar kam aus dem Schlaf und knurrte gutmütig, eine dreifarbige Katze räkelte sich in Josephines Lehnstuhl, und ein paar Hühner spazierten mit einiger Beschleunigung unter dem Küchentisch weg durch die offene Glastür auf die Diele. Auf Josephs „Guten Tag" ging die Wohnstubentür zögernd offen, und die Magd kam zum Vorschein mit niedergeschlagenen Augen. „Is de Frau to Hus?" fragte er und musterte das Verhalten des Mädchens. „Ja, — töw es, nee, ick weet nich," stotterte es verlegen. Joseph darauf verwundert: „Ja — nee — wat is hier los? Is de Frau krank?" — „Ick will ees sehn," sagte das blonde Wesen plötzlich und verschwand. Joseph ahnte nicht, was dies ungereimte Gehabe bedeuten sollte. Die Magd kam wieder und bedeutete dem Besuch, beiseite lachend, er möchte nur hineingehen.

Joseph ging in die Stube, fand seine Kusine nicht, ging durch die offene Tür, auf's höchste gespannt, in die Schlafkammer, und hier lag Josephine in ihrem weißbezogenen Bett. „Josephine, was machst du denn nun? Bist du krank?" fragte er und sah im selben Augenblick, daß sie ihn mit ihren blaßgrauen Augen recht eindringlich und auch verlegen anschaute. —

„Och nein, Joseph," sie lächelte verzweifelt, „ich bin nicht krank — aber, daß du doch auch gerade heute kommen mußt!"

„Wieso? Nun machst du mich aber neugierig." —

„Ja, Joseph, das glaube ich wohl, und — och, es ist nichts Besonderes. — Och je doch auch, du wirst mich natürlich auslachen, wenn ich . . ." — sie kichert äußerst verlegen in sich hinein. Joseph starrt perplex auf die merkwürdige Bettszene, aber nun schaut Josephine ihn plötzlich an, wie ein auf frischer Tat Ertappter, der ein volles Geständnis ablegen will. Dann kam es:

„Hör', Joseph, ich bin nun mal mitleidig. Die Magd kam mit Eiern aus dem Stall. Da war die Kluckhenne abgelaufen. Die Küken, die armen Dinger, waren noch man halb aus der Schale und . . ." Jetzt wurde ein klägliches Piepen hörbar, und Joseph, der alles begriffen hatte, setzte Josephines Satz fort: „. . . und nun brütest du die Küken weiter aus." — Er setzte sich auf einen Stuhl und lachte dröhnend. Josephine schaute geniert vor sich hin.

„Oh, du," sagte sie dann etwas kläglich, „nun bin ich aber hereingefallen, nun lachen sie mich alle aus, so tun sie." Joseph hatte sich ausgelacht und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen, und sagte: „Dann will ich nun nicht länger stören, Josephine, ich sehe, du bist beschäftigt." —

„Ich wollte dich eigentlich doch gern hier behalten," meinte sie bedauernd. Aber Joseph winkte ab.

„Nein, nein, das geht ja nun nicht. Ich komme nächstens mal wieder. Adieu! — Brüte ruhig weiter, und guten Erfolg!" — Lachend ging er aus dem Hause. Hinter der Glastür zur Diele stand die Magd und sah ihn gehen und lachte, und hinten bei den Kühen lachte der Knecht.

Elisabeth Reinke

(Fortsetzung folgt im Heimatkalender 1955)

Pfarrer Anton Stegemann

der christlich-soziale Vorkämpfer des Oldenburger Landes

Wenn wir im Oldenburger Lande, vor allem in der Industriestadt Lohne, den Namen Anton Stegemann nennen hören oder selbst nennen, so geschieht es stets mit Ehrfurcht und Hochachtung. Und wenn einmal, was wir hoffen wollen, auch die Geschichte der katholisch-sozialen Arbeit im Oldenburger Lande geschrieben werden wird, wird sie Pfarrer Anton Stegemann als den ersten und erfolgreichsten Vorkämpfer der katholisch-sozialen Bewegung nennen müssen. Was sein Jahrzehnte langes, unermüdliches Schaffen auf allen Gebieten des sozialen und religiösen Lebens im Oldenburger Münsterland, ja im ganzen Oldenburger Land, für unsere Heimat, für die Kirche und auch die gesamte Wirtschaft und das Volksleben bedeutet in seinen Folgewirkungen bis heute, das wissen nur die wenigsten zu würdigen. Wenn heute das Oldenburger Münsterland die unüberwindliche Bastion im Kampf um die höchsten christlichen Güter ist, dann haben wir das zu einem großen Teil auch dem weitreichenden Wirken des Pfarrers Anton Stegemann und seiner von ihm ins Leben

Landesbibliothek Oldenburg

gerufenen katholisch-sozialen Bewegung, vor allem im Handwerk und in der Arbeitnehmerschaft und auch im Gemeinschaftsleben unserer Dörfer zu verdanken. Pfarrer Anton Stegemann war kein sozialer Theoretiker, er stellte kein soziales Programm auf, er konnte das getrost den großen katholischen Sozialpolitikern jener Zeit überlassen; er kannte aber die sozialen Probleme seiner Heimat und wußte, wo der Hebel zur erfolgreichen Lösung anzusetzen war; er war ein unübertroffener Organisator der praktischen religiösen und sozialen Arbeit und wußte sich überall treue und einsatzbereite Mitarbeiter zu verschaffen. Was viele auch damals um die Jahrhundertwende nicht erkannten, hatte er schon früh erkannt, daß aus christlichem Geist und religiöser Verantwortung ein Ausgleich unter den Ständen herbeigeführt werden müsse, und zwar ein Ausgleich auf dem Boden der Gleichberechtigung vor Gott und in der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Ordnung, sollte die christliche Grundlage des Volkslebens erhalten bleiben. Er war ein Christ, ein Christ der Tat, der sich unnachgiebig für das einsetzte, was er als Pflicht vor Gott und dem Nächsten erkannt hatte. Der Weg, den er ging, war nicht leicht; er war im Gegenteil voller Hindernisse und Schwierigkeiten, die ihm Unverstand und manchmal auch Bosheit bereiteten. Persönliche Verunglimpfungen und Verleumdungen prallten an der Lauterkeit seiner Gesinnung, an der Ehrlichkeit seines Wollens, kurz, an der Untadeligkeit seiner Persönlichkeit wirkungslos ab. Wo es galt, Gegensätze auszugleichen, wo es galt, Not zu lindern, für Familien bessere Verhältnisse zu schaffen, wo Recht zu schaffen war gegenüber der Ungerechtigkeit, da war Pfarrer Stegemann. Und wo ein revolutionärer, religionsloser Geist versuchte, in das Volksleben seiner Oldenburger Heimat einzudringen, da kannte er keine Müdigkeit oder Nachgebigkeit, da rief er zum Kampf und organisierte die Kräfte erfolgreichen Widerstandes.

* * *

Anton Stegemann wurde geboren am 18. 10. 1863 in Wildeshausen. Er stammt aus einer angesehenen, tiefreligiösen Familie. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Vechta studierte er in Münster und Innsbruck und wurde am 31. 4. 1890 im Dom zu Münster von Bischof Hermann Dingelstedt, der früher längere Zeit Gymnasiallehrer in Vechta war, zum Priester geweiht. Die Studienzeit von Anton Stegeman fiel in die Zeit des großen Aufschwunges des Zweiten Deutschen Reiches, die zugleich eine wachsende Stärkung des klassenkämpferischen Sozialismus als Widerpart des liberalen Kapitalismus und als Folge der Wandlung Deutschlands vom Agrar- zum Industriestaat mit sich brachte. In dieser Zeit aber trat auch die katholisch-soziale Bewegung in ihre praktische Arbeit ein. Der Abgeordnete des Oldenburgischen Münsterlandes, Graf Galen, war es, der den ersten sozialpolitischen Antrag im Deutschen Reichstag einbrachte, und was bis 1914 im Deutschen Reichstag auf sozialpolitischem Gebiet Großes und Vorbildliches geschaffen wurde, war das Werk der christlich-sozialen Arbeit, denn die Sozialdemokratie hat bis 1914 jedes sozialpolitische Gesetz und jeden sozialpolitischen Antrag abgelehnt. Unsern Jungpriester Anton Stegemann, wohlbekannt mit den großen sozialen und staatspolitischen Encykliken der Päpste, vor allem des Papstes Leo XIII., erfaßte die Bedeutung der sozialen Frage und die unabweisbare Notwendigkeit, sie in christlichem Geist zu lösen, schon früh. Er sah darin kein ausschließliches Großstadtproblem, er fühlte, was viele damals nicht erkannten, daß die soziale Frage auf dem Lande, in Dorf und Kleinstadt nicht minder aktuell werden würde, daß sie weitgehend auch eine religiöse Frage sei, und daß nur energisches, praktisches Handeln, und zwar vorbeugendes Handeln, die Menschen auf dem Lande davor bewahren könne, ihren Halt, ihre religiöse Lebensgrundlage, zu verlieren.

In das Jahr seiner Priesterweihe fällt ein bedeutendes Ereignis, das für den Priester Anton Stegemann von entscheidender Wichtigkeit werden sollte: die Gründung des Volksvereins für das katholische Deutschland durch Windthorst, Franz Brandt u. a. Hier fand Anton Stegemann den Rahmen und auch die Mittel für seine praktische soziale Arbeit. Acht Jahre der Seelsorge in Essen und Lastrup hatten ihn mit den Problemen des Dorfes und damit der Landwirtschaft, des Mittelstandes und der Arbeiterschaft auf dem Lande vertraut gemacht.

Dann kam Anton Stegemann 1898 als junger Kaplan nach Lohne. Hier war Industrie, sogar weitgehend Spezialindustrie, die rohstoffmäßig zum Teil hundertprozentig vom Ausland abhängig war. Hier waren Fabriken und viele Hundert Fabrikarbeiter, die zu einem erheblichen Teil zugleich

Landesbibliothek Oldenburg

Heuerleute waren, zu einem Teil aber nur von ihrem Lohn leben mußten. War die Federnfabrikation jahrzehntelang im Vorrang gewesen, traten später an ihre Stelle die Pinsel- und Bürstenindustrie, die umfangreiche Korkindustrie, die Zigarrenindustrie, die Industrie landwirtschaftlicher Maschinen, Lederindustrie, Kartonagen - Fabriken und weitere Industrien der verschiedensten Branchen. Die Fabrikanten wie ihre Arbeiter stammten zum größten Teil aus dem Handwerk, der Landwirtschaft und vor allem aus dem Kreis der Heuerleute, einer Organisationsform in der Landwirtschaft, die es im weiten deutschen Lande nicht gab; sie stammte also aus gleichen sozialen Verhältnissen. Daß die aus den Kreisen der Heuerleute stammenden Arbeitnehmer zugleich Kleinlandwirte waren, also keine reinen Fabrikarbeiter im großstädtischen Sinne, hat sich für beide Teile, Fabrikanten und Arbeiterschaft, günstig ausgewirkt; der Lohner Industrie als Ganzem haben diese Umstände die sichere Grundlage gegeben.

Pfarrer Anton Stegemann, der zunächst längere Zeit als Kaplan in Lohne wirkte, wußte, daß ein Industrieort wie Lohne schon aufgrund des Charakters seiner Industrie, dann aber auch im Zuge der allgemeinen Entwicklung, nicht freigehalten werden konnte von fremden und verderblichen Einflüssen und Auffassungen, vor allem nicht in sozialer Hinsicht. Er ging daher an die Arbeit, die gemeinsamen religiösen Grundlagen zu stärken und sie als Fundament des gesamten Volkslebens zu sichern für die Zukunft. Weiter förderte und unterstützte er alle Bestrebungen, die Gedanken und Grundsätze der katholischen Soziallehre in allen Volkskreisen, bei den Unternehmern und Arbeitnehmern, bei Bauern, Handwerkern, Heuerleuten und Arbeitern zu verankern und den Willen zu gemeinsamer Arbeit nach diesen Grundsätzen zu wecken.

So zog Kaplan Stegemann von Dorf zu Dorf und rief zur Gründung des Volksvereins für das katholische Deutschland auf; er erreichte sein Ziel, unterstützt durch gleichgesinnte Mitarbeiter, in den meisten Orten, und als er Landesgeschäftsführer des Volksvereins war, als schließlich sogar ein Landessekretariat errichtet werden konnte, da zählte der Volksverein in Oldenburg über 6000 Mitglieder; sie waren seine Helfer in den Gemeinden, in ihrem praktischen christlichen Handeln, in ihrem Kampf gegen verderbliche Einflüsse, gegen die Religionsfeinde. In ständigen Versammlungen wurden die Zeitfragen erörtert. Kaplan Anton Stegemann aber wußte diese Arbeit fruchtbar zu machen durch seine enge Verbindung mit den führenden katholischen Männern jener Zeit, mit Prof. Franz Hitze, mit dem bekannten Fabrikanten Franz Brandt, Dr. Müller, Dr. Ludwig Nieder, Dr. Karl Sonnenschein, Dr. Franz Meffert, Rektor Anton Heinen, mit Johann Giesbertz, Stegerwald, Dr. Wilhelm Hohn usw. usw. Er schulte sich selbst in den Kursen an der Zentrale des Volksvereins, um dann im Oldenburger Lande wieder ähnliche Kurse durchzuführen. Welcher Segen der Volksverein dem Oldenburger Lande wie dem ganzen deutschen Volke gebracht hat, ist nicht abzuschätzen; man möchte lebhaft wünschen, daß dieser Volksverein oder eine ähnliche Organisation, besser Volksorganisation, auch heute noch wirken würde in deutschen Landen wie in unserer Heimat.

An die Seite des Volksvereins stellte Kaplan Stegemann dann eine neue Organisation, den katholischen Arbeiterverein. Hatte der Volksverein mehr die allgemeine Aufgabe der Aufklärung und Schulung zu erfüllen, so hatte der katholische Arbeiterverein bestimmte besondere Aufgaben; da auf diesem Gebiete die Bedrohung von außen am größten war, mußte auch hier zunächst der schützende Damm aufgerichtet werden. Kaplan Stegemann baute ihn im katholischen Arbeiterverein bereits Anfang des 20. Jahrhunderts und übernahm neben dem Amt des Präses des Lohner kath. Arbeitervereins später das Amt des Bezirkspräses aller kath. Arbeitervereine des Landes Oldenburg. Einer geplanten größeren Arbeit mag es vorbehalten bleiben, die Fülle an Arbeit zu schildern, die Landespräses Anton Stegemann auch auf diesem Gebiete leistete, und die Verdienste zu würdigen, die er der katholischen Sache und der Heimat leistete. Fast 28 Jahre wirkte Anton Stegemann in Lohne, 16 Jahre als Kaplan, 12 Jahre als Pfarrer. Die katholischen Arbeiter verehrten in ihm nicht nur den uneigennützigen Priester und Freund, nein, auch den väterlichen Berater und Helfer, und er hatte noch die Freude, zu erleben, daß in Lohne nach der ersten Landestagung der katholischen Arbeitervereine der gewaltige Zug der Teilnehmer ihrem Ehrenpräses Pfarrer Anton Stegemann, der bereits erkrankt war, jubelnde Ovationen als Zeichen des Dankes brachte. Das Werk, das Anton Stegemann vor einem halben Jahrhundert schuf, war auf unerschütterlichem Fun-

Landesbibliothek Oldenburg

dament gebaut, und es lebt und blüht noch heute und hat gerade heute in einer schweren Zeit des Kampfes große Aufgaben zu erfüllen. Alle aber, die Pfarrer Anton Stegemann vor Jahrzehnten das Versprechen gaben, sein Werk weiterzuführen, haben ihm und seinem Werk die Treue bewahrt. —

Anton Stegemann tat als Kaplan und Pfarrer, als Vorkämpfer der katholisch-sozialen Bewegung, als Helfer und Freund der Familie nie etwas halb, sondern immer ganz. So war er sich bewußt, daß die Grundsätze der katholischen Soziallehre nicht nur vom Volke verstanden und gebilligt werden mußten, sondern daß es auch der politischen Organisation bedürfe, die die rechten Männer in das Parlament entsandte, um diese Grundsätze dort durchzusetzen. Seit den 70er Jahren wählte der Wahlkreis III Oldenburg, der das Münsterland und das Amt Delmenhorst umfaßte, bei allen Wahlen bis zur Jahrhundertwende den Grafen Heribert von Galen als Zentrumsabgeordneten in den Reichstag. 1903 verzichtete Graf Heribert, und Oberlandesgerichtsrat Burlage, der aufrechte Verfechter der katholischen Interessen im Oldenburger Landtag, trat an seine Stelle. Eine eigentliche Organisation des Zentrums bestand damals nicht; nur ein aus einem größeren Kreis führender Persönlichkeiten des Münsterlandes bestehendes Reichstagswahlkomitee mit dem Sitz in Lohne trat eine bestimmte Zeit vor der Wahl zusammen, wählte den Kandidaten und traf die Wahlvorbereitungen. In der Folgezeit ergab sich jedoch die Notwendigkeit, eine Landesorganisation der Zentrumspartei von unten auf zu schaffen. Kaplan Anton Stegemann, von der Notwendigkeit dieser Maßnahme im Hinblick auf die Zukunft überzeugt, trat mannhaft und offen für sie ein. Sie durchzusetzen, hat schwere Kämpfe gekostet, die sich jahrelang hinzogen. Es ist hier nicht der Platz, auf diese Kämpfe näher einzugehen; es war fast eine Selbstverständlichkeit, daß Kaplann Anton Stegemann im Mittelpunkt dieses Kampfes stand, und es gab hier Situationen, in denen er, dem Heiland gleich, dem er mit Leib und Seele diente, sagen konnte: „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun!" Kaplan Anton Stegemann wich vor nichts zurück, er hielt stand; er wußte, daß das Recht und das wahre Interesse des katholischen Volkes auf seiner Seite standen, und so ging er den geraden Weg der Pflicht, der freiwillig übernommenen Pflicht. Treu ihm zur Seite standen viele, u. a. der Lohner Fabrikant Friedrich Taphorn, ein aufrechter, sozial denkender Mann. Er übernahm den Vorsitz der neuen Organisation des Zentrums, Kaplan Stegemann das Amt des Schriftführers, und ein Jahrzehnt hindurch hat er dieses Amt verwaltet. Kaplan Stegemann hat großen Einfluß genommen auf die politische Entwicklung im Oldenburger Lande, auf die Sicherung der katholischen bzw. der konfessionellen Schule, und der konfessionellen Lehrerbildung. Er sah die Zeichen der Zeit und wußte, daß der Kampf zwischen dem Christentum und dem Antichristentum auf allen Gebieten begonnen hatte. Darum hatte seine Arbeit einzig das Ziel, alle Katholiken zu einigen, damit sie stark und unüberwindlich sein würden in diesem Kampf.

Es bleibt noch manches zu erwähnen, wenn man die Lebensarbeit von Pfarrer Anton Stegemann einigermaßen vollständig darlegen will; wir wollen aber nur noch seiner umfassenden karitativen Arbeit kurz gedenken. Wohltun, Not lindern, dem Nächsten helfen mit Rat und Tat war ein Grundzug seines Wesens. Gott hatte ihm nicht nur Organisationsgabe, Mut, Tatkraft und Zähigkeit geschenkt, sondern auch ein Herz voll Liebe, Hingabe und Opferbereitschaft für alle, die Not litten, Not des Leibes und der Seele. Er suchte diese Not zu lindern oder zu beseitigen, und er hat viel Not lindern können. Gott hatte ihm auch eine beneidenswert feste Gesundheit geschenkt, sonst hätte er die Fülle seiner Arbeit auf allen Gebieten durch Jahrzehnte nicht leisten können, er hat sich im Dienste Gottes und des Nächsten nicht geschont. 1925 traf ihn ein Schlaganfall. Von den 12 Jahren, die er Pfarrer in Lohne war, war er fast sechs Jahre krank, ein schweres Kreuz, das ihm der Herrgott schickte, angesichts seiner rastlosen Tätigkeit. Er hat sein Kreuz geduldig getragen, sein Werk Gott empfohlen und ist am 4. Januar 1931 sanft im Herrn entschlafen. Seine Beisetzung auf dem Lohner Friedhof ließ noch einmal der Öffentlichkeit klar werden, was der Verstorbene seiner Heimat war: Ein Priester nach dem Herzen Gottes, ein Pionier sozialer Gerechtigkeit, ein unerschrockener Streiter für die christlichen Grundlagen des öffentlichen und privaten Lebens und ein warmer Freund seiner Heimat. Sein Andenken wird unvergessen sein, denn sein Werk lebt fort, sein Beispiel ist noch heute Ansporn für viele, die im Rahmen dessen, was er schuf, wirken.

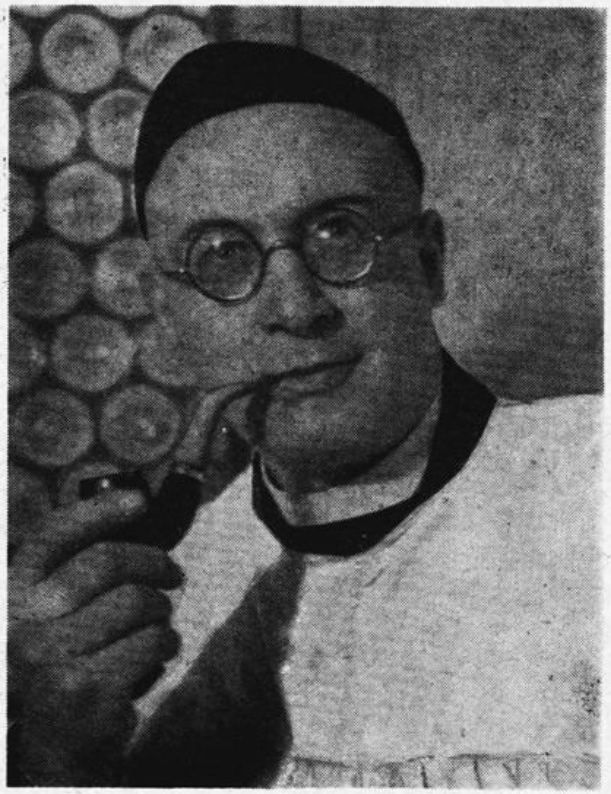
Hermann Thole

Landesbibliothek Oldenburg

P. THADDÄUS M. ROTH, O.P. †

Was Pater Thaddäus Roth vom Thomaskolleg in Füchtel, abgesehen von seiner weitverbreiteten seelsorglichen Aushilfstätigkeit, im Münsterlande besonders bekannt gemacht hat, das sind hauptsächlich seine glühenden, farbenprächtigen Bilder und Impressionen heimatlicher Motive. Diese temperamentvollen Schilderungen unserer Heimatlandschaft kann man als Predigten ihrer Schönheit bezeichnen. Der Pater und Künstler Thaddäus Roth fand hier einen Weg, die Herzen unserer Menschen aufzuschließen und zu lockern, wie es ihm ohne seine Farben allein mit dem Wort wohl nie gelungen wäre. Seine Bilder haben Eingang in viele Häuser des Münsterlandes gefunden und sind nicht weniger volkstümlich geworden als seine rührige, weltoffene und kraftvolle Priesterpersönlichkeit es stets war.

Maleraugen erkennen die Schönheit der Welt reiner und tiefer als der gleichgültige Blick des Durchschnittsmenschen. Sie erfassen die Farben und Formen schärfer und wesentlicher. Bedeutende Maler haben immer wieder den Blick der Menschheit geweitet, neues Sehen gelehrt und bisher ungeahnte Schönheiten gezeigt. Weil wahre Schönheit und Eigenart aber vom Göttlichen in der Welt zeugt, stellt das gute malerische Kunstwerk gleichsam eine Form der Offenbarung dar. Trotz solcher anspruchvollen Sätze ist Kunst an sich nichts Schwerverständliches. Wertvolle Bilder verlangen nur Ruhe und Sammlung. Wer sich liebevoll in sie versenkt, dem öffnet sich ein Tor zu gehobenem Fühlen und Sehen.



P. Thaddäus M. Roth †
Foto: Schomaker, Langenteilen

Auch die Bilder von Pater Thaddäus Roth sind nicht auf Anhieb zu übersehen. Man braucht Zeit zur Vertiefung wie bei einem guten Buch. Erst dann führt das Erlebnis der Bilder dieses Künstlers zu einer nachhaltigen Begegnung mit der Landschaft unserer Heimat. Wir erleben Entdeckungen mit lauter beglückenden Erkenntnissen, gewinnen eine Ahnung von den seelischen Formkräften der Landschaft, denen wir von Kindheit an unterliegen.

Pater Thaddäus Roth entstammte ursprünglich einer rheinischen Familie und kam 1911 als Schüler nach Füchtel. Bis 1917 lebte er in engster Berührung mit der Landschaft des Münsterlandes. Nach der Beendigung seiner theologischen und wissenschaftlichen Studien, bzw. nach dem Besuch der Kunstakademien in Bonn, Düsseldorf und Berlin kehrte er 1932 nach Füchtel zurück. Von dieser Zeit an setzte er sich neben seiner erzieherischen Arbeit an den Kunstwerkstätten der Ordensschule, die er recht eigentlich selbst schuf, eingehend mit der Landschaft unserer Heimat künstlerisch auseinander. Seine seelsorgliche Odyssee durch Deutschland von 1940 (Auflösung der Schule) bis 1947 brachte eine zeitweilige Loslösung von der malerischen Aufgabe. Aber 1947 führte ihn das Schicksal wieder in den alten Wirkungskreis.

So wurde das Münsterland mit seinen Menschen und Häusern, Tieren und Pflanzen dem Künstler wiederum Gegenstand des Pinsels. Aus innigster Vertrautheit sah Pater Thaddäus Roth unsere Heimat mit wachen, begabten Augen. Langsam wuchs ihm die Fähigkeit der gültigen künstlerischen Deutung und Aussage zu. Auch die heimische Bauernhauslandschaft fand Raum in seinem Schaffen. Sie steht sogar im Vordergrund der malerischen Erfassung. Ihre urwüchsigen, bodenständigen Formen beherrschen zahlreiche Bilder. Moor und

Landesbibliothek Oldenburg

Heide waren ebenfalls Gegenstand seiner malerischen Bezwingung. In charakteristischen Dorfansichten suchte er die Weite unseres Landes sinnfällig zum Ausdruck zu bringen. Mit gleicher Liebe widmete er sich Motiven aus den Dammer Bergen oder vom Dümmer, aus dem Essener oder Löninger

tiven gemeinsam. Diese Eigenart scheint der völligen Harmonie von künstlerischer Persönlichkeit und Südoldenburger Landschaft zu entspringen. Eine entsprechende Gesamtausstellung müßte zum Spiegel der Landschaft und der Menschen des Münsterlandes werden. Sie würde Züge widerspiegeln, die



Blick auf ein heimisches Dorf. (Aquarell.) Leicht senkt sich das Gelände vom Vordergrund mit dem dunkelgrünen Kartoffelacker und den braungoldenen Hocken über freies Stoppelfeld im Hintergrund. Spitze Helme von zwei Türmen durchstoßen keck und schwärzlich die krause Baum- und Horizontlinie mächtiger Eichenhöfe, aus denen rote Ziegeldächer durch die satte, kraftvolle, durchsichtige Luft herüberleuchten. Schwergeballte Tieflandwolken, wie sie im Spätsommer typisch für unsere küstennahe Heimat sind, schwimmen im tiefblauen Himmel. Ein frischer Atem weht durch das fröhliche Bild. Wir fühlen mit dem Maler die heimliche und doch kräftige Bewegtheit dieser herben Landschaft.

Foto: Schomaker, Langenteilen

Hasetal, der Ahlhorner Heide und den saterländischen Mooren.

So umfaßt seine Motivwahl sämtliche Winkel und Striche des Münsterlandes. Viele Bilder entstanden, während er in irgendeiner Pfarrei seelsorgliche Aushilfsdienste tat. Er kannte im besten Sinne des Wortes Land und Leute und war ihnen innerlich von Herzen verbunden. Die Vielfalt der täglichen und jahreszeitlichen Stimmungen sprachen immer wieder seine drängende malerische Gestaltungskraft an. Aber eine eigenartige Grundnote ist allen Mo-

bislang noch von keinem heimischen Maler gesehen und gezeigt worden sind. Es wäre die dankbare Aufgabe Berufener, eines Tages in dieser Richtung vorzustoßen. Sie setzt freilich eine möglichst genaue Erfassung des Bestandes an Bildern von Pater Thaddäus Roth, wenigstens in den Kreisen Vechta und Cloppenburg, voraus.

Man darf nämlich nicht n u r sehen, w a s ein Maler malt, d. h. welche Gegenstände ihn zur Darstellung drängen. Mehr noch muß man beobachten, w i e er die Dinge, die ihn reizen, malt, d. h. mit

Landesbibliothek Oldenburg

welchen Mitteln er uns ihre neue Sicht gibt. Gerade darin verrät sich der Künstler als Mensch und Persönlichkeit. Pater Thaddäus Roth besaß eine offenbare Vorliebe für Aquarell (Wasserfarben).

Mit leichter, flüssiger Hand werden die Wasserfarben von ihm aufs Papier gebracht. Manier von fast musikalischer Prägung. Die Gegenstände verlieren etwas von ihrer übergroßen, dinglichen Schwere, wie sie beispielsweise die dunkeltönige Worpsweder Kunst aufweist. Sie erscheinen mit beschwingten Umrissen und sind durchweg in eine duftige Atmosphäre getaucht. Frohe



Münsterländische Bauernhauslandschaft. (Aquarell.) Ein sehr wesenhaftes Bild tritt uns hier entgegen. Es ist frei von jeder verspielten Romantik im harten Ernst seiner Linien, der nur durch strahlende Farbigkeit gemildert wird. Der beglückend durchlichtete Himmel steht groß über steilen Dächern. Trotz der breit vorgetragenen Architektur eine geschlossene Landschaftsdeutung! Wie bucklige und knochige Urwesen sind diese kleinen Heuerhäuser. Ihre Altertümlichkeit läßt unsere Phantasie in dunkelferne Vergangenheit schweifen. Die malerische Einfühlung geht fast bis in visionäre Schichten. Es ist, als ob dumpfe Erinnerungen durch unser Blut pulsen. Foto: Schomaker, Langenteilen

Eine verblüffende und anhaltende Frische des Gesamteindrucks ist davon die Folge. Manche Bilder sind sehr schnell entstanden. Sie atmen darum den ganzen Zauber unmittelbaren Erlebens, was bei zeitraubenderen Arbeiten in Öl häufig unerreichbar ist. Auf solche Weise gelang es dem Künstler, in verschiedenen Bildern einen großen Stimmungsreichtum einzufangen. Außerdem gewinnt jedes Werk dadurch eine eigene malerische Delikatesse.

Das glückliche rheinische Temperament unseres Malers bewirkte eine aufgelockerte Farbigkeit durchbricht die norddeutsche Schwerblütigkeit. Sie umspielt in freier Laune die Härte der gegenständlichen Form. Es ist eine beglückende Sicht, die die heimliche Sturheit unseres Landes liebenswürdig verklärt. Die Bilder von Pater Thaddäus Roth bannen nicht dumpf, sondern sie bezaubern.

Man gewahrt nirgends eine zerstörende Auflösung übermoderner und super-individueller Art. Fest und männlich bleiben Linien und Farben. Nirgends macht sich ein fatales Schönfärben im Geschmack roman-

Landesbibliothek Oldenburg

tischer Verbrämung oder hausbackener Idylle bemerkbar. Eine gewisse Strenge der Auffassung und Darstellung ist stets spürbar. So wirken die Bilder unseres Künstlers — in erster Linie die Aquarelle — bei aller Fröhlichkeit der Farbgebung urheimisch. Der Maler bringt in der Tat das Wunder fertig, uns den grauen Schleier trüber Abstumpfung von den Augen fortzureißen und die leuchtende Schönheit unserer Heimat sichtbar werden zu lassen.

Freilich verzichtete Pater Thaddäus Roth ganz darauf, mit einer Fülle von Einzelheiten in möglichst naturgetreuer Schilderung den Betrachter zu fesseln. Sein künstlerisches Wollen ging nach Raffung im Wesentlichen und nach freizügigem Treffen der charakteristischen Grundformen. Das lebendige Licht im fortwährenden Wechsel, die sprühende Atmosphäre mit ihren stets fließenden Wirkungen und die schimmernde Fläche über dunklem Grund waren sein künstlerisches Hauptanliegen. Erst im richtigen Abstand an der Wand schließen sich seine Bilder zusammen und werden eine glühende Einheit voll jener lichterfüllten Duftigkeit und Frische, die als Errungenschaft moderner Kunst (Impressionismus) bereits geschichtlich geworden sind. Leider vermögen einfache Schwarz - Weiß - Wiedergaben diesen unnachahmlichen Schmelz der Werke auch nicht andeutungsweise zu vermitteln.

Trotz Farbenglut und großzügiger Pinselführung besitzen die Bilder von Pater Thaddäus Roth einen ganz schlichten und unpathetischen Charakter. Man hat von ihnen schon früher bemerkt, daß sie so einfach wären wie die Menschen und die Landschaft unserer Heimat. Im Bemühen um dienende Einfühlung vermeidet der Künstler die Gefahr allzu eigenwilliger Übersteigerung. Das macht seine Werke so echt und überzeugend. Derselbe Grundzug wohnt übrigens auch seinen anderen Bildern inne, die nicht den Münsterländer Raum zum Thema haben. In den Stilleben, religiösen Bild- und Gruppenkompositionen und in den verhältnismäßig seltenen Porträts treffen wir natürlich eine ähnliche Gestaltungsweise an. Es ist der unverkennbare persönliche Stil des Künstlers, der ihm neben seiner Themenwahl sichere Volkstümlichkeit bescherte.

Wie bereits soeben angedeutet, umfaßt das Lebenswerk von Pater Thaddäus Roth weit mehr als nur die Schilderungen unserer engeren Heimat. Seine Weltoffenheit und seine vielseitige Begabung liehen ihm überall die Möglichkeit echter künstlerischer Aussagen. Im Schaffen dieses malenden Mönches spielen selbstverständlich rein christliche und kirchliche Darstellungen eine beachtliche Rolle. Aber eine Würdigung seines Gesamtwerks in dieser Richtung bedarf einer Sonderuntersuchung und sei einer späteren Gelegenheit vorbehalten.

Alwin Schomaker

Hauptlehrer Franz Ostendorf †

Am Sonntag, dem 15. Februar 1953, vormittags gegen 9.30 Uhr, rief der ewige Lenker aller menschlichen Geschicke den siebzigjährigen, allverehrten Hauptlehrer i. R. Franz Ostendorf zu sich in die ewige Heimat.

Er starb in Langförden, dem letzten Ort seiner 46jährigen, segensreichen Wirksamkeit. Mit ihm ist ein treusorgender Familienvater, ein ausgezeichneter, pflichtbewußter Lehrer und Erzieher, ein überzeugungstreuer katholischer Christ und ein hervorragender Heimatfreund und Heimatschriftsteller aus dem Leben geschieden, ein edler, charakterfester Mann, dessen Name weit über die Grenzen unseres Oldenburger Landes einen guten Klang hatte.

Er war ein echter Sohn seiner oldenburgischen Heimat, die ihn mit berechtigtem Stolz zu den Ihrigen zählt, stand er doch im Münsterland in der Reihe der größten Heimat- und Familienforscher und Heimatschriftsteller des letzten Jahrhunderts.

Der Verstorbene war ein Dinklager Kind. Auf der Hörst erblickte er als Sohn des Webermeisters Rudolph Ostendorf (genannt Pauws) und der Marianne, geb. Bokern, am 23. November 1883 das Licht der Welt. Die Mutter, eine kluge, sorgsame Hausfrau von angeborener Gutmütigkeit, besaß ein Herz voll Liebe und Gottvertrauen. Der Vater war ein strebsamer Handwerker, ein Kunst- und Gebildweber wie seine Vorfahren.

Der Verewigte und sein Bruder, Konrektor Johannes Ostendorf, haben nachgewiesen, daß die Weberei durch mehr als 300 Jahre in ihrer Familie erblich war. Der Großvater hatte von seinen fünf Webstühlen täglich vier in Betrieb. Die Adeligen unserer

Landesbibliothek Oldenburg

Gegend, Großstädte des In- und Auslandes, u. a. Köln, Amsterdam, New York, waren Abnehmer der wertvollen, handgewebten Gedecke und Tücher, bis die Maschine die Handarbeit verdrängte. Mit dem Handwerk ging auch der Kunstsinn der Ahnen auf ihre Nachkommen über, vornehmlich auf den Vater unseres Verstorbenen. Von seiner hohen, fachmännischen Begabung zeugt noch heute ein von ihm gewebtes langes Altartuch mit der Abendmahlsszene von Leonardo da Vinci, das der Lohner Kirche geschenkt wurde. Der kleine Franz und seine Geschwister waren schon im vorschulpflichtigen Alter in der väterlichen Werkstatt tätig, und die zarten, flinken Fingerchen leisteten den Eltern beim Weben gute Dienste.

Von 1890—97 besuchte unser Heimatfreund die Volksschule, anschließend zwei Jahre die „Höhere Bürgerschule" zu Dinklage. Hervorragende Geistesgaben und ein vorbildlicher Lerneifer sicherten ihm die Führung in der Klasse, konnte er doch bei der letzten Prämienverteilung vor seinem Abgang in jedem Fach als Sieger hervorgehen, eine Leistung, die der damalige Leiter der Lehranstalt, Rektor Pille, als einmalig in der Geschichte der Schule bezeichnete.

Gern hätte er das Gymnasium in Vechta besucht, denn in der Tiefe seiner Seele nährte er den Gedanken, Missionar zu werden. Wegen der häuslichen Verhältnisse jedoch konnte seinem Wunsche nicht entsprochen werden. Sein Vater starb schon 1894 und ließ die Mutter in der damaligen, wirtschaftlich so schweren Zeit mit fünf noch unversorgten Kindern, zwei Söhnen und drei Töchtern zurück. Sie verzagte nicht, und Gott segnete den Fleiß und die Arbeit der christlich-frommen Witwe so, daß alle ihre Kinder im Laufe der Zeit den Weg zu einer gutgesicherten Lebensexistenz fanden. Einer Tochter schenkte er die Gnade des Ordensberufes und den zwei Söhnen, Franz und Johannes, das geistige Rüstzeug für das Studium.

Mutter und Geschwister sorgten, unterstützt von wohlmeinenden Freunden, daß Franz nach gut bestandener Aufnahmeprüfung am 20. Oktober 1899 das Großherzoglich-Oldenburgische Lehrerseminar in Vechta beziehen konnte.

Bald zählte er auch hier zu den besten Schülern seiner Klasse. Die in der Bürgerschule erworbenen Kenntnisse in den Fremdsprachen (Englisch, Französisch, Latein und Griechisch) baute er weiter aus. Sie leisteten ihm jetzt während seiner eigenen Ausbildung und später im Lehrberuf sowohl als auch in der Ausbildung seiner neun Kinder, die sämtlich die höhere Schule besuchten, und nicht zuletzt in seiner Heimatforschung vorzügliche Dienste.

Er verließ das Lehrerseminar am 14. August 1903 mit acht Klassenkollegen, von denen ihm bereits sechs im Tode vorausgingen. Im August 1953 hätte er also sein goldenes Lehrerjubiläum begehen können. Das beste Abgangszeugnis war der Lohn seines Fleißes, und auch die Hauptlehrerprüfung bestand er später mit dem Prädikat „Sehr gut".

Im August 1903 begann er mit einer kurzen Vertretung in Dinklage unter der Devise „Religion, Schule, Heimat" seine so erfolgreiche Lehrerlaufbahn.

Von Oktober 1903—04 genügte er seiner Militärpflicht beim Oldenburger Inf.-Regt. 91. Anschließend unterrichtete er als Nebenlehrer bis zum 1. 5. 1908 an der Volksschule in Barßel und von 1908 bis 1913 in Elbergen bei Löningen. Im Frühjahr 1913 wurde ihm die Hauptlehrerstelle in Sevelten übertragen. Die letzten 22 Jahre seiner Praxis, vom 1. 4. 1927 bis zu seiner Pensionierung am 1. 4. 1949, amtierte er als Hauptlehrer an der mehrklassigen Volksschule in Langförden.

Die Jahre von 1913 bis zu seinem Lebensende waren besonders fruchtbringend für Schule und Heimat. Sofort bei seinem Dienstantritt in Sevelten wuchs seine Wirksamkeit weit über den Rahmen seiner Schultätigkeit hinaus. Sein reger Geist fand ein reiches Arbeitsfeld vor, eine überfüllte einklassige Schule, ein baufälliges Schulhaus und eine altersgraue, aus dem 11. Jahrhundert stammende, vollkommen unzureichende Kapelle, in der alle 14 Tage von einem Geistlichen aus Cappeln die hl. Messe gelesen wurde. Mit großer Umsicht und Tatkraft half er der Gemeinde, in rascher Folge eine Aufgabe nach der andern lösen. Zunächst wurde der Schulneubau in Angriff genommen. Schon 1914 konnte die nach modernen Plänen angelegte, helle und geräumige Schule bezogen werden. Sie wurde jetzt zweiklassig und zählte zu den besten der Umgegend.

Auch der regelmäßige Gottesdienst für die Samstage und Sonntage der Woche wurde eingeführt und durch einen Pater aus Füchtel abgehalten. Nur von 1914 bis 1916 mußte er wegen Priestermangels unterbrochen werden. Vom 1. November 1915

Landesbibliothek Oldenburg

bis zum Kriegsende nahm Ostendorf am ersten Weltkrieg teil und kämpfte auf dem Balkan, wo er sich das E. K. erwarb. Als die deutschen Truppen nach der Schlacht bei Bukarest Rumänien besetzt hielten, wirkte er bis Kriegsende als Schulrat in echt deutschem Geist an der deutschen Auslandsschule in Ploesti, blieb aber mit der oldenburgischen Heimat, besonders mit den Seinen, den Kollegen und den Kindern der Sevelter Schule sowie mit ihrer Lehrerin Frl. Rohe durch regelmäßigen brieflichen Verkehr verbunden. Manche Sevelter werden sich noch seiner interessanten Feldbriefe und der Pakete mit Schildkröten erinnern, die er ihnen in treuer Anhänglichkeit schickte. Gleichzeitig war sein rühriger Geist für die Schule der Heimat und des Auslandes schriftstellerisch tätig.

Weihnachten 1918 war er glücklich wieder daheim bei seinen Sevelter Leuten und ihren Kindern. Nun suchte er trotz Krankheit (Malaria) mit aller Energie seine reichen Ideen zu verwirklichen. Große Verdienste erwarb er sich um den Erweiterungsbau der altehrwürdigen Kapelle. Als am 11. 7. 1919 der Kapellenbauverein ins Leben trat, fand er in ihm eine kunstverständige, leitende Kraft, galt es doch, den Neubau im Stile des alten, aus Granitfindlingen erbauten und unter Denkmalschutz stehenden Gotteshauses durchzuführen. In der Freizeit stellte er sich und seine Schulkinder den Maurern und Dachdeckern als Handlanger zur Verfügung. Schon am 24. 11. 1921 konnte trotz schwerer, tiefbewegter Zeit die Einweihung der neuen Kapelle erfolgen. Auch seine segensreiche Mitarbeit in der Ausstattung des Innern durch Beschaffung des wertvollen Altares aus der Cappelner Kirche, des bunten Kirchenfensters und der Kriegergedächtnistafel zu Ehren der Gefallenen hat ihm in Sevelten ein bleibendes Andenken gesichert, desgleichen sein reichillustriertes Kriegsgedenkbuch. Dieses mühsam aufgebaute, künstlerisch gestaltete Werk konnte er Weihnachten 1919 der Gemeinde Cappeln auf den Weihnachtstisch legen. Es erschien unter dem Motto: „Den lieben Gefallenen zum Gedächtnis, den Gegenwärtigen zur Erinnerung und den Nachkommen zur Aufmunterung."

Trotz seiner vielseitigen Tätigkeit löste Ostendorf seine verantwortungsvolle Aufgabe als Lehrer und Erzieher der Jugend in vorbildlicher Weise, im Sinne und Geiste des großen Overberg. Seine innige Glaubensüberzeugung, das Erbstück seines Elternhauses und das Verdienst seiner guten, alten Lehrer, spiegelte sich in seinem Unterricht, in seiner ganzen Lebenshaltung und in dem Kampf für die Erhaltung des Religionsunterrichts und der Bekenntnisschule wider.

Zur Jugend stand er in bestem Verhältnis. Er liebte sie und sie ihn. Den Weg zum Herzen der Eltern fand er durch seine treue Arbeit an ihren Kindern. Sein pädagogisches Lehrgeschick war bekannt. Die ihm eigene, unstarre, anschauliche und frohe Unterrichtsmethode machte den Schülern und Schülerinnen das Schulleben zur Freude. Er beherrschte den Lehrstoff und schöpfte aus dem Vollen. Seine Begabung für Malen und Zeichnen unterstützte seine Lehrweise. Sie kam ihm neben den schon erwähnten Kenntnissen in den Fremdsprachen in allen Fächern gut zustatten. Es war für jeden Lehrer, besonders aber für die Studenten der Pädagogischen Hochschule, eine Lust, seinem Unterricht beizuwohnen.

Den Kindern seiner Klasse war Ostendorf nicht allein in den Schulräumen Lehrer und Erzieher, sondern überall, wo er ging und stand: In der Kirche, auf der Straße, im Verkehrsleben, auf dem Spielplatz, wenn er mit ihnen eine Schneeballschlacht schlug oder ihnen in seiner künstlerischen Art einen Schneemann bauen half, auf dem Eise, wo er mit ihnen herumtollte, beim Wandern durch die nähere und weitere Umgebung, um sie mit der Heimat vertraut zu machen, ferner in der Beobachtung der Natur, die er so sehr liebte, der Felder, Wälder und Gärten; denn wo Blumen blühten und Früchte winkten, war sein Herz zu Hause.

Mit zäher Energie, innerer Ruhe und steter Liebenswürdigkeit verfolgte er seine Pläne als Lehrer und Erzieher der Jugend. Der planmäßige Aufbau der Lehrmittel, die Einrichtung einer Schülerbibliothek, die Anlegung eines Schulgartens in Sevelten waren sein Werk. Er war Förderer der Schulsparkassen und Schulchroniken.

Im katholischen Lehrerverein, dem er von dessen Gründung im Jahre 1908 bis zu seinem Tode als einer der bedeutendsten Mitarbeiter angehörte, genoß er großes Ansehen und allseitiges Vertrauen. Zehn Jahre war er Schriftführer desselben. Er stand als Mitglied in der Lesebuch-, Jugendschriften- und Geschichtskommission, als kollegialer, erfahrener und praktischer Vorsitzender in Arbeitsgemeinschaften und auf Konferenzen an führender Stelle. Die Auskunft für Schul- und Standesfragen lag in seiner Hand. Nach

Landesbibliothek Oldenburg

dem ersten Weltkrieg schuf er mit Unterstützung des Lehrervereins den wundervollen Band der Erinnrungen an die gefallenen katholischen Oldenburger Lehrer.

Von unschätzbarem Wert war seine Arbeit nicht nur als Lehrer, sondern auch als Heimat- und Familienforscher und als Heimatschriftsteller für das Oldenburger Münsterland, das er mit jeder Faser seines Herzens liebte. Seine ersten Anfänge auf diesem Gebiet liegen über 50 Jahre zurück und reichen bis in seine Seminarzeit hinein. Ein damals von ihm aufgefundenes, vergilbtes Tagebuch seiner Familie gab ihm Veranlassung, dem uralten Geschlecht seiner Vorfahren und dem typischen Namen der Ostendorfer in der Gemeinde Dinklage im Gegensatz zu dem der Westen- und Middendorfer nachzuspüren, was ihm und seinem gleichgesinnten Bruder, Konrektor Hans Ostendorf-Lohne, bis in die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege gelang. Damit gewann er einen Vorgeschmack an der hochinteressanten, aber mühsamen Heimatforschung, die er bald nach seinem Dienstantritt ganz in der Stille fortsetzte, denn Ehrungen suchte er nicht. Sie paßten nicht zu seinem Wesen. Er hat intensiv in unermüdlicher Kleinarbeit zusammengetragen, geordnet und niedergeschrieben, was der Heimat dient.

Reiches, noch ungehobenes Quellenmaterial fand er in den kirchlichen, weltlichen und privaten Archiven der Gemeinden des Oldenburger Münsterlandes, z. B. in Dinklage, Steinfeld, Visbek, Oythe, Lutten, Goldenstedt, Cappeln, Vestrup, und in den großen Staatsarchiven von Oldenburg, Osnabrück und Münster. Auch die Bestände des Vechtaer Amts- und Burgmannsarchivs hat er ausgewertet und die alten Kirchenbücher von Cappeln, Emstek, Oythe und Vestrup abgeschrieben und für die Zukunft gerettet.

In seinem Bücherschrank mehrten sich im Laufe der Jahre Bände und Bändchen, Kalender und Abhandlungen bedeutender Vorarbeiter in der Heimatgeschichte, und auf seinem Schreibtisch lagen seine eigenen Schriftstücke neben alten Privaturkunden, die die fleißigschaffende Hand des Verstorbenen dort greifbar aufhäufte, abschrieb und für seine Forschungen benutzte.

Gern arbeitete er zusammen mit ernsten Forschern. In Sevelten z. B. stand er in reger Verbindung mit Dr. Heuermann, Professor der Landwirtschaftsschule in Bitburg, Bezirk Trier, der aus Sevelten stammte, und mit Pater Reginald Weingärtner, Vechta. Auch die alten Leute waren seine Freunde. Im Zwiegespräch mit ihnen erfuhr er die Geschichte des Dorfes, der Gemeinde, der Bauerschaften auch durch mündliche Überlieferung. Er lernte ihre Rechte, Pflichten, Sagen, Sitten und Gebräuche, ihre volkstümlichen Anekdoten, Scherze, Lieder und Sprüche kennen. So spürte er all dem nach, was man vergebens in Archiven sucht. Am meisten freute er sich, wenn ihn Freunde und Verwandte aus der Dinklager Gegend besuchten. Dann konnte der an sich wortkarge Forscher stundenlang erzählen und fragen. Mit ihnen zu plaudern wurde er nicht müde, und alteingesessenen Familien konnte er willkommene Beiträge zur Familienforschung geben, denn er kannte ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse und hatte Land und Leute im Gedächtnis.

Als sich die Studenten der Pädagogischen Hochschule 1947 in Vechta zu einem Heimatkreis vereinigten, hielt er ihnen aus seinem reichen Wissen heraus monatelang heimatkundliche Vorträge über die Geschichte der Heimat. Zeitlebens förderte er in Schulen, Arbeitsgemeinschaften, auf Konferenzen und durch Vorträge den planmäßigen Aufbau der Heimatkunde als Unterrichtsfach. Er war bestrebt, die plattdeutsche Mundart, unsere eigentliche Muttersprache, und das plattdeutsche Schrifttum zu erhalten und zu verbreiten. Mit Eifer setzte er sich dafür ein, daß neben Abhandlungen der Heimatgeschichte in hochdeutscher Sprache auch schöne Stücke unserer plattdeutschen Literatur, Gedichte, Lieder, Aufsätze, Rätsel und Sprichwörter, die das tiefe Gemüt, den goldenen Humor und die Wärme unserer Heimatdichter ausstrahlen, Aufnahme in unsere Lesebücher fanden.

Mit Meisterschaft führte er die Feder und brachte seine Gedanken schlicht und fließend zu Papier, u. a. in der „Katholischen Schulzeitung", in den Tageszeitungen und ihren Heimatblättern, im „Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland", in „Kirche und Leben" sowie im „Oldenburger Hauskalender". Wertvoll sind auch die „Stammbäume" Südoldenburger Familien, die in geschmackvoller, künstlerischer Gestaltung heute die Bauernstuben der Heimat, besonders in Cappeln und Langförden, zieren.

In Langförden, dem letzten Ort seiner Wirksamkeit, hatte er einstmals die Ehre, in seiner Klasse den Ministerpräsidenten von Finckh begrüßen zu dürfen. Dieser hatte ihn und seine Werke, u. a. die „Schulchronik

Landesbibliothek Oldenburg

von Sevelten" auf der Volkshochschulwoche in Oldenburg 1925 bereits kennengelernt, und dort in der großen Lehrerversammlung seine Leistungen für das Oldenburger Münsterland dankbar gewürdigt.

Im Zuge der heimatlichen Arbeiten lenkte sich der Blick des Verstorbenen auch auf die aus dem Münsterland nach Übersee und zum Balkan Ausgewanderten. Durch Briefwechsel stellte er ihre Verbindung mit der Heimat her. Zum Balkan führte ihn und seinen Bruder Hans ein Auftrag, für die beiden deutschen Siedlungen „Windhorst" und „Rudolfstal" (zusammengesetzt aus Südoldenburgern, Hümmlingern, Rheinländern und Schlesiern), eine zusammengefaßte Darstellung der Geschichte genannter Siedlungen und ihrer Familien zu schreiben. Dieser Auftrag fand in dem Werk „50 Jahre Kolonie", erschienen 1930 im Verlag der Vechtaer Druckerei, seinen Niederschlag. Für die auf der Hinreise angesprochene Siedlung „Cermany, nördlich Preßburg, bestehend aus lauter plattdeutschen Siedlern der Ämter Vechta und Cloppenburg, des Artlandes (Ankum) und des Emslandes (Rütenbrock), wurde am 1. 2. 1929 eine Sondernummer der katholischen Schulzeitung unter dem Titel „Unseren Auslandsdeutschen" herausgebracht. Zahlreiche Briefe seiner Feder wurden seither mit Ausgewanderten gewechselt. Sie schufen ein Band von der alten Heimat zu ihnen und brachten Familien wieder miteinander in Verbindung, die durch die Zeitläufte auseinandergeraten waren. Unverwischbare Eindrücke nahmen die Heimatforscher auf ihrer Rückfahrt mit von ihrem Besuche in der ewigen Stadt Rom und von ihrer Audienz beim Hl. Vater.

In Anerkennung der Verdienste unseres Verstorbenen um das Münsterland ernannte der Heimatbund ihn auf seiner Generalversamlung zu Cappeln im Jahre 1952 zum Ehrenmitglied. Die oldenburgische Gesellschaft für Familienkunde dankte gelegentlich ihrer 25-Jahrfeier den beiden Familienforschern Franz und Johannes Ostendorf und ernannte sie ebenfalls zu ihren Ehrenmitgliedern.

Kaum vier Jahre des Ruhestandes waren unserem verdienten Franz Ostendorf beschieden. Ein schleichendes Übel zehrte schon geraume Zeit am Mark seines Lebens, bis es ihn auf das Kranken- und Sterbelager warf.

Der Kranke ahnte sein nahes Ende und war gefaßt und gottergeben. Seine Rechnung mit dem unerforschlichen Richter hatte er als frommer Christ und Lehrer rechtzeitig abgeschlossen, seine irdischen Angelegenheiten unter dem Beistand seines Bruders Johannes geordnet und ihm auch seine unveröffentlichten und teils noch unvollendeten heimatkundlichen Werke anvertraut. Fast bis zum letzten Atemzug stellte er seine Kräfte in den Dienst der Heimat. Eine geschichtliche Abhandlung „Der Spredaer Zehnte" schickte er 14 Tage vor seinem Tode dem Schriftleiter Hermann Thole-Vechta für die Heimatblätter mit einer handschriftlichen, ergreifenden Nachfuge: . . . „es wird meine letzte Arbeit sein. Es geht nicht mehr."

So kam der 15. Februar 1953, ein Sonntag. Die Glocken läuteten zum Hochamt. Regelmäßig war er mit seinen Schulkindern und allen Gläubigen der Gemeinde ihrem Ruf gefolgt und zur Sonntagsmesse geeilt. Wieder machte er den Opfergang mit, dieses Mal war dieser aber für ihn der letzte und schwerste seines Lebens, der Gang durch das dunkle Tor des Todes zum ewigen Hohenpriester. Während die Seinen schmerzerfüllt an seinem Sterbelager knieten und beteten, gab er seine Seele in die Hände seines Schöpfers zurück. Die Kunde von seinem Hinscheiden durcheilte Dorf und Gemeinde wie ein Lauffeuer, und Priester und Volk widmeten ihm im Hochamt in Ehrfurcht und Dankbarkeit ein stilles Memento.

Am Vormittag des 19. Februar wurde der teure Verstorbene in Langförden zur letzten Ruhe gebettet. Selten hatte Langförden ein so großes Leichenbegängnis gesehen wie an diesem Morgen. Es war ein beredtes Zeugnis für die hohe Wertschätzung, deren sich Franz Ostendorf bei der Bevölkerung Langfördens und der Umgebung, bei den Schülern und Schülerinnen aus seinen früheren Wirkungskreisen, bei der Geistlichkeit von nah und fern und besonders bei den Lehrern und Lehrerinnen erfreute.

Nach den kirchlichen Zeremonien sprach Bauer Leo Reinke-Bokel, MdL, dem Toten als dessen ehemaliger Schüler und als Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland herzliche Worte des Dankes und der Anerkennung aus und legte einen Kranz an seinem Grabe nieder.

Zu Füßen des alten 900jährigen Findlingskirchturmes auf dem Kirchhof in Langförden schlummert er nun in Frieden dem ewigen Auferstehungsmorgen entgegen.

Johanna Kröger

Landesbibliothek Oldenburg

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
Der Heimatkalender 1953 im Urteil der Fachwelt	. . . . .	3
Zum Geleit	Grafenhorst, Bischöflicher Offizial, Vechta	4
Vorwort des Herausgebers	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg	5
Kalendarium	. . . . .	6
Unsere Monatsbilder	Dr. Klaus Gruna, wissenschaftlicher Assistent am Museumsdorf Cl'burg .	30
Das Bauerntum am Scheidewege	Prof. Dr. Walter Rest, Rektor der Pädagogischen Hochschule, Münster ..	31
Das heiße Eisen	Pater Dr. Callistus Siemer, O.P., Köln	34
Wie entstanden unsere Moore?	Dr. Fritz Hamm, Kustos am Niedersächsischen Landesmuseum, Hannover	38
Grund- und Grenzprobleme in der Urgeschichte	Dr. Joseph Bergmann, Leiter der vorgesch. Abteilung des Hess. Landesmuseums, Kassel	42
Oldenburgische Vorgeschichtsfunde im Braunschweiger Landesmuseum	Dr Johannes Pätzold, Oldenburg, Staatliches Museum für Naturkunde und Vorgeschichte	45
Tiefstichverzierte oder weiß-inkrustierte Keramik	Helmut Ottenjann, stud. phil., Cloppenburg	49
Alte Siedlungsspuren unter dem Esch	Dieter Zoller, Justizinspektor, Bad Zwischenahn	54
Ein Knaoltjer kommt aufs Gymnasium	Pater Laurentius Siemer, O. P., Köln	58
Über die kirchlichen Zehnten	Dr. Klaus Gruna, Cloppenburg . .	65
Zur geschichtlichen Entwicklung der Städte	Dr. Kurt Hartong, Oberkreisdirektor, Cloppenburg	68
150 Jahre Oldenburgisches Münsterland	Otto Terheyden, Studienrat i. R., Vechta	69
Zur Umgestaltung des oldenburgischen Grundsteuerwesens in den Jahren 1855 bis 1865	Fritz Diekmann, Oberregierungs- und -vermessungsrat, Oldenburg . .	79
Leggeanstalten in Oldenburg	Dr. Otto Harms, Oldenburg . . .	81
Aus den Tagen der Hollandgänger	Diedrich Steilen, Bremen . . .	82
Opfer der Hollandgängerei	Aloys Tepe, Lehrer, Neuenkirchen .	84
Die drei Strumpfkerle, ein holländisches Märchen	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg	88
Der Postlauf Vechta—Damme—Osnabrück in alter Zeit	Engelbert Hasenkamp, Kreisinspektor, Vechta	93
Als es noch keine Zeitung gab	Konrad Händel, Staatsanwalt, Mannheim	95
Auf Wanderburschens Spuren	Konrad Händel, Staatsanwalt, Mannheim	96
Der Meierhof in Rüschendorf	Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor, Cloppenburg	97
Wäp — Wäp	Heinz von der Wall, cand. phil., Hemmelte	106

Landesbibliothek Oldenburg

		Seite
Flurnamen und Wegekreuze	Bernard Kruse, Landwirtschaftsrat, Damme	109
Helau Fastaubend!	Alwin Schomaker, Langenteilen über Damme	113
„Nachbar" und „Nachbarschaft" in Vechta	Franz Kramer, Regierungs- und Schulrat, Oldenburg	119
Das Adventsblasen in Löningen	Constanz Vogel, Mittelschullehrer, Löningen	122
Deutsches Recht im Volksmund	Konrad Händel, Staatsanwalt, Mannheim	127
Van'n Pastor sine Kau	Johannes Ostendorf, Konrektor, Lohne	129
Die St. Anna-Klus in Südlohne	Paul Meyer, Hauptlehrer, Südlohne	133
Die Verehrung der hl. Mutter Anna in Löningen	Alfons Benning, Stud.-Ref., Löningen	134
Das Urteil des Pilatus	Dr. Klaus Gruna, Cloppenburg	136
Das Kreuzreliquiar der Gutskapelle in Dinklage	Dr. Müller-Jürgens, Oldenburg	138
Wiedersehen mit einem südoldenburgischen Kunstschatz	Georg von Lindern, Delmenhorst	139
Zur Erneuerung unserer Kirchen	Ludwig Baur, Kunstmaler, Telgte i. W.	142
Südoldenburger Renaissance-Möbel im Oldenburger Landesmuseum	Dr. Gustav Vriesen, Oldenburg, Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte	147
Zuckerei, Sigurgen	Georg Vogelpohl, Hauptlehrer i. R., Vechta	157
Am „witten Äuwer"	Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg	158
Tante Josephine	Elisabeth Reinke, Schriftstellerin, Vechta	159
Pfarrer Anton Stegemann	Hermann Thole, Hauptschriftleiter, Vechta	166
P. Thaddäus M. Roth, O. P., †	Alwin Schomaker, Langenteilen über Damme	170
Hauptlehrer Franz Ostendorf †	Johanna Kröger, Lehrerin i. R.,- Essen i. O.	173
Anekdoten	Bernard Becker, Cloppenburg 33, 41, 52, 77, 87, 105, 118,	128
"	Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg 37 67	83
"	Hermann Janssen, Ramsloh	93
"	Johann Norrenbrock, Konrektor i. R., Delmenhorst	132
Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten	Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg	135
"	Josef Hachmöller, Schulrat, Cloppenburg 132 137	156
Gedichte: Das Leinen		53
Holskenball	Dr. Hubert Burwinkel, Studienrat, Cloppenburg	78

Berichtigung

In dem Aufsatz „Unsere Monatsbilder" auf Seite 30 muß es links unten in der vorletzten Zeile heißen: MDCCLXVI statt MDCCLVI, in der letzten Zeile sowie rechts in der Zeile 9 von unten: 1766 statt 1756.

Landesbibliothek Oldenburg

Möbelkauf ist Vertrauenssache!

H. Holtvogt Nachf.

INHABER CL. NEMANN

VECHTA (OLDB), Große Straße

Möbel-NEMANN

CLOPPENBURG (OLDB), Sevelterstraße

Große Auswahl in Schlafzimmern, Wohnzimmern, Küchen und Einzelmöbeln

---

Eure Heimatzeitung

ist die

Oldenburgische Volkszeitung

WEIL SIE

1. umfassend und schnell über das Geschehen in der Heimat berichtet,
2. wachsam und sorgfältig die politische Entwicklung verfolgt und Ihnen vermittelt,
3. mutig und ohne Scheu Mißstände anprangert und für die Belange des Christentums und der Heimat eintritt,
4. spannend und interessant durch Reportagen und Bilderdienst Ihrer Unterrichtung und Unterhaltung dient,
5. regelmäßig und pünktlich Ihnen die Bekanntmachungen der heimischen Behörden anzeigt,
6. tagtäglich und in steigendem Maße mit ihrem umfangreichen Anzeigenteil aus dem Südoldenburger Raum Ihrem geschäftlichen und wirtschaftlichen Interesse dient.

Landesbibliothek Oldenburg



Ihre **Drucksachen**

sind das Spiegelbild Ihres Unternehmens!

Wir drucken alles:

- **Für Behörden**

  liefern wir alle vorkommenden Formulare in jeder Ausführung, Karteikarten, Tabellen, Rundschreiben aller Art usw.

- **Für den Geschäftsbedarf**

  Briefbogen, Rechnungen, Briefumschläge, Postkarten, Quittungen, Rundschreiben, Kataloge, Preislisten, Prospekte, Speisekarten, Geschäftsbücher, Ein- und Mehrfarbendrucke, Post- und Bahnformulare

- **Für den Familienbedarf**

  Visitenkarten, Geburts-, Verlobungs- und Vermählungskarten, Einladungskarten, Trauerbriefe, Totenbilder (mit und ohne Photographie), sowie Danksagungskarten für jeden Zweck

- **Vereinsdrucksachen**

  Wirkungsvolle Plakate, Programme und Festbücher, Eintritts- und Mitgliedskarten, mehrfarbige Diplome, Satzungen, Beitragsquittungen

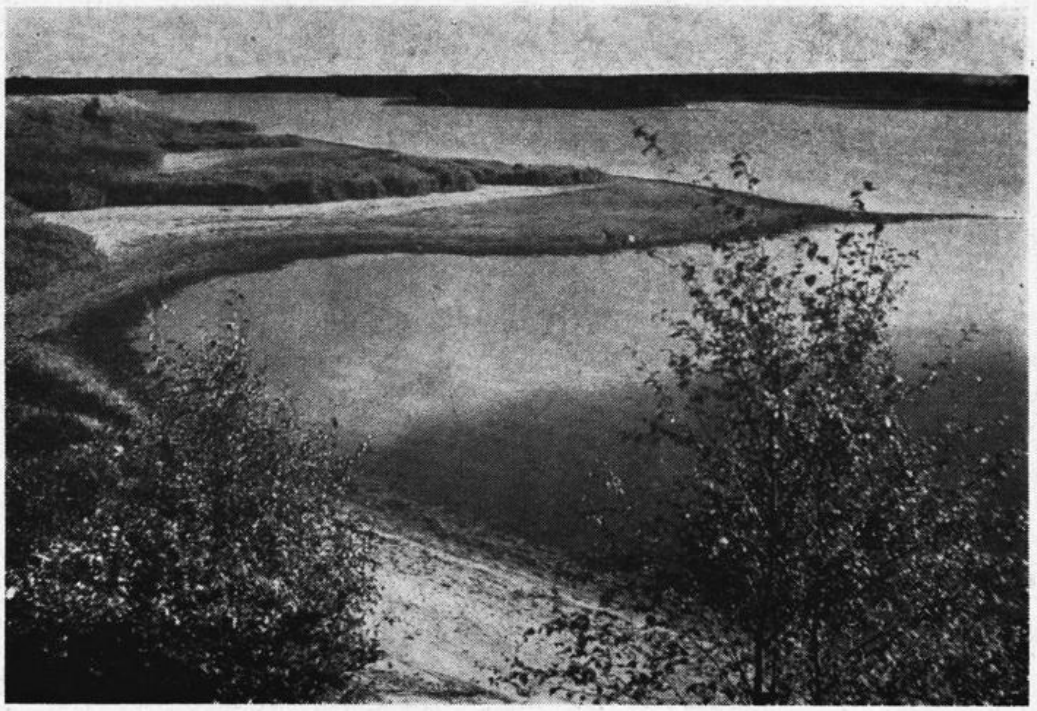
- **Sonstige Drucksachen**

  Zeitschriften, Urkunden, Jubiläumsschriften, Dissertationen, Reklamedrucksachen, Weinkarten, Etiketten, Zahlkarten, Durchschreibeblocks, Liefer- und Bestellscheine, lose und geblockt

Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH.

VECHTA (OLDB), Am Markt, Fernsprecher Nr. 545

Landesbibliothek Oldenburg



Hôtel Seeblick

(Inhaber: Heinz Göken, Ruf Thüle 05)

in herrlicher Lage, am schönsten Punkt der Thülsfelder Talsperre

(Nahe an der Straße Cloppenburg—Friesoythe)

Klub- und Restaurationsräume · Hotelzimmer mit Heizung, Bad und fließendem Wasser · Geräumige Terrasse · Idealer Badestrand

Erstklassige Verpflegung, auf Wunsch volle Pension

SCHLECHT HEILENDE WUNDEN?

Entzündung? Furunkel? Geschwüre? Offene Füße? Brand? Frost?

„Ringelhardt-Glöckners Heil- und Zugpflaster!"

die in 85 Jahren tausendfach bewährte schwarze Salbe in ovaler Spanschachtel wirkt Juckreiz-, Schmerzstillend, reinigt die Wunden, und

heilt überraschend schnell

Jetzt wieder in allen Apotheken erhältlich zu **0,95** und **1,40** DM oder es besorgt sie Ihnen!

M. RINGELHARDT, LOHNE (OLDB)

Landesbibliothek Oldenburg

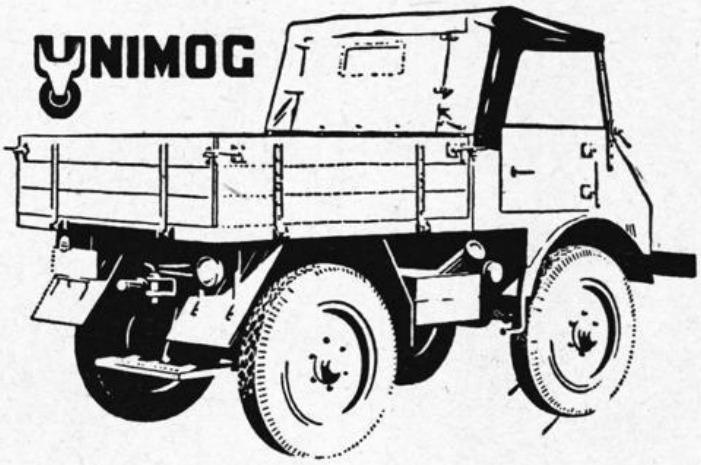


»WALHALLA«

Inhaber: Alfred Werner

CLOPPENBURG (OLDB)
Telefon 2293

Speiserestaurant · Saal · Klubzimmer · Fremdenzimmer · Garagen



MERCEDES BENZ

Arbeitsmaschine / Schlepper und Transporter

Ein Erzeugnis der DAIMLER-BENZ-WERKE

Wilh. Debring jun., Vechta (Oldb)

FERNSPRECHER 520

Zylinder- und Kurbelwellen-Schleiferei

Landesbibliothek Oldenburg

ELEKTRO-NORDMANN

CLOPPENBURG (OLDB)

Ecke Hagen- und Bahnhofstraße · Fernsprecher 2479

Das Haus für moderne Beleuchtung



Beleuchtungskörper und elektrische Geräte jeder Art in sehr großer Anzahl am Platze



Empfehle mein neuzeitlich eingerichtetes

Konditorei-Café **FRERKER**

CLOPPENBURG (OLDB)

Fernruf 2520

in der Nähe von Andreaskirche und Marktplatz

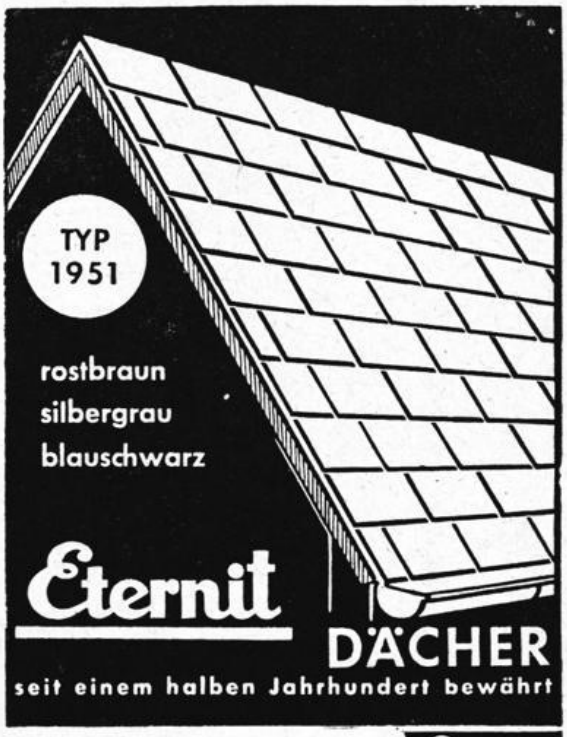
Landesbibliothek Oldenburg

MIDDENDORF KAFFEE

50 g 125 g

Nur echt in Aluminium-Frischhaltepackung

Besonders ergiebig!



Floorbest-Fußböden

Eternit VERTRIEB

Bernhard Bergmann

Holz / Sperrholz
Furniere / Baustoffe
Zementwarenfabrik

STEINFELD (OLDB)
Postfach 2
Fernsprech-Anschluß Nr. 232

Landesbibliothek Oldenburg



bekömmlich weil „naturrein"

H. HEYDT

Haselünne (Emsland)

KORNBRENNEREI
LIKÖR- UND MINERALWASSER-FABRIK
WEINKELLEREI

Gegründet 1860

SCHÄFERS' HOTEL

TAGUNGS- UND GESELLSCHAFTSRÄUME

Bahnhofstraße 2
Telefon 2484

CLOPPENBURG

HOTEL
RESTAURANT
BIERSTUBE
WEINSTUBE

Landesbibliothek Oldenburg



Zwei Zeichen



die für Güte
und Wirtschaftlichkeit
bürgen!

✸

Nehmelmann & Co. K.G.

Cloppenburg (Oldb)

FERNRUF 2368

FUTTERMITTEL-GROSSHANDLUNG

Geflügelzucht-Bedarfsartikel

Landesbibliothek Oldenburg

Seit Jahrzehnten

heimat- und wirtschaftsverbunden durch

Dienst am Kunden

Spart
bei den örtlichen
Geldinstituten:

Landessparkasse zu Oldenburg
und deren Zweiganstalten

Oldenburgische Landesbank A.-G.
und deren Filialen

Spar- und Darlehnskassen des
Oldenburgischen Münsterlandes

Landesbibliothek Oldenburg

SPREDA-KELLEREI

Dr. Hermann Siemer

Spreda-Vechta, Tel. Vechta 275

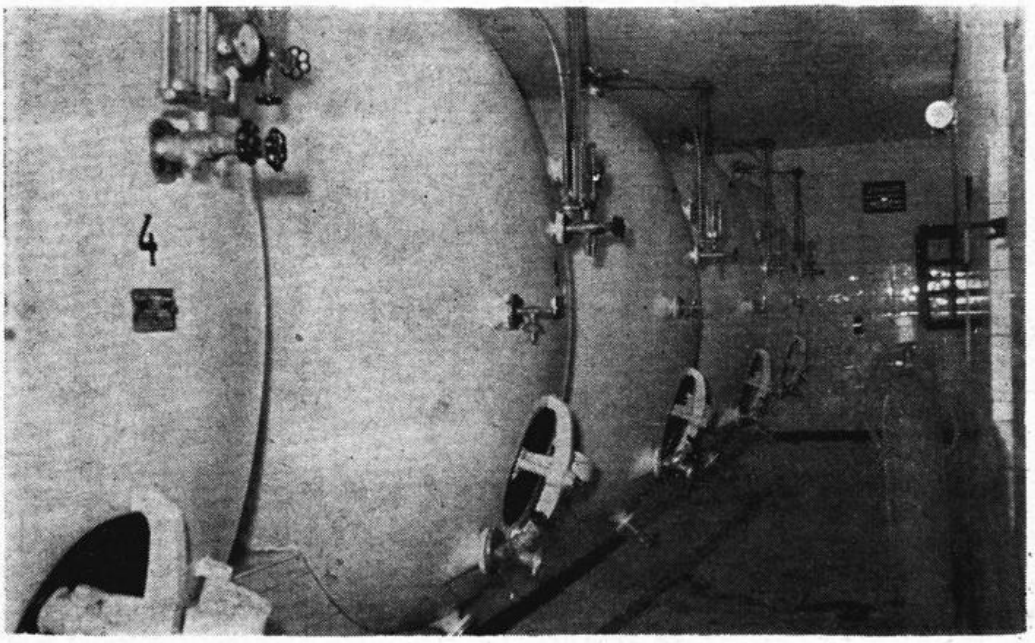
Fordern Sie Angebote:

Apfelsaft, naturrein

Weine · Spirituosen

Siemer's SPREDA Apfelsaft

Eigene Likörfabrik und Apfelweinkellerei



Teilansicht des Lagerkellers, in welchem Apfelsaft nach dem neuesten Verfahren unter Kohlensäure-Druck gelagert wird.

Landesbibliothek Oldenburg



Allen Reisegesellschaften

wie Schulen, Vereinen, Behörden, Betrieben usw. stehe ich für In- und Auslandsfahrten zur kostenlosen Beratung jederzeit zur Verfügung.
Durch einige Neuanschaffungen habe ich meinen Fahrzeugpark auf den neuesten und modernsten Stand gebracht. Diese Fahrzeuge, sowie mein durch langjährige Erfahrungen geschultes Personal sichern Ihnen jederzeit eine bequeme — sichere — schnelle und genußreiche Fahrt zu.

Für die kommende Reisesaison kann ich empfehlen:

1 62-Sitzer (Lohner Expreß)
1 55-Sitzer (Lohner Expreß)
1 50-Sitzer (Büssing-Trambus)
1 46-Sitzer (Mercedes)
1 34-Sitzer (Borgward-Luxus-Wagen)
1 17-Sitzer (Luxus-Clubwagen)
dazu zwei Anhänger mit je 40 Sitzplätzen.

Sämtliche Fahrzeuge haben Rundfunk- und Lautsprecheranlagen. Die Innenausstattung, die dem neuesten Stande des Fahrzeugbaues entspricht, sowie die vorzüglich gepolsterten Sitze gewähren jedem Fahrgast eine angenehme Reise.
Wegen des bekannten großen Andranges im Frühjahr und Sommer empfehle ich, sich rechtzeitig eines der obigen Fahrzeuge zu sichern.
Ich empfehle außerdem meine beiden 5-Sitzer Personenwagen für Nah- und Fernfahrten.

Schomakers Gesellschaftsfahrten

In- und Auslandsreisen

Telefon 216 **LOHNE (OLDB)** Telefon 216

Landesbibliothek Oldenburg

Bimsbaustofferzeugnisse

der Firma

Remy

Neuwied / Rhein

liefert

Badde & Sudendorf

BAUSTOFFGROSSHANDLUNG

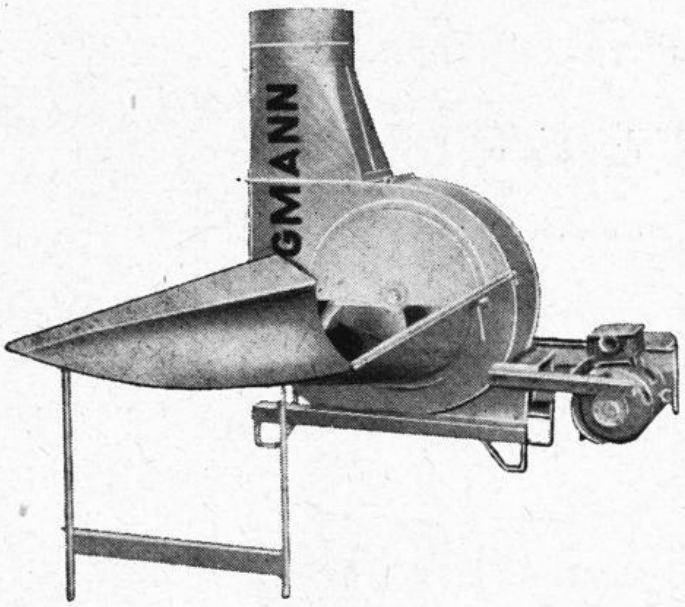
CLOPPENBURG (OLDB)

Gegründet 1884

RUF 2141 / 2142

Landesbibliothek Oldenburg

Im Dienste der Heimat



Erstklassige

Maschinen und Geräte

für die Landwirtschaft

Verlangen Sie Angebot und kostenlose Vorführung

L. Lengmann, Goldenstedt

Telefon 128 MASCHINENFABRIK Telefon 128

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg